

TIERethik  
5. Jahrgang 2013/2  
Heft 7

# **TIERethik**

Zeitschrift zur  
Mensch-Tier-Beziehung



MV WISSENSCHAFT

## **TIERethik 5. Jahrgang (2013/2) Heft 7, vormals ALTEXethik**

TIERethik ist das deutschsprachige Supplement von ALTEX, einem Journal für neue Wege in den biomedizinischen Wissenschaften.

### **Ziele und Absichten von ALTEX und TIERethik**

ALTEX, herausgegeben vom Schweizer Verein ALTEX Edition, ist das offizielle Journal von CAAT (Center for Alternatives to Animal Testing an der Johns Hopkins University Baltimore), EUSAAT (Europäische Gesellschaft für Alternativen zu Tierversuchen) und t<sup>4</sup> (transatlantic think tank for toxicology, Baltimore, Utrecht, Konstanz), dem CAAT-EU und den Doerenkamp-Zbinden Stiftungslehrstühlen. ALTEX veröffentlicht Übersichtsartikel und Originalarbeiten, wissenschaftliche Kurzmitteilungen sowie Nachrichten und Kommentare, Tagungsberichte, Buchrezensionen und Diskussionsbeiträge auf dem Gebiet der Erforschung und Entwicklung von Alternativmethoden zu Tierversuchen im Sinne der 3R: replace = ersetzen, reduce = vermindern und refine = vermindern der Belastung von Tierversuchen. Als Tierversuche werden dabei alle Maßnahmen an Tieren zu Versuchs- und Ausbildungszwecken und zur Gewinnung von Stoffen und Vermehrung von Mikroorganismen, Zellen und Parasiten gewertet, die mit Schmerzen, Leiden, Ängsten oder Schäden für die Tiere verbunden sein können.

TIERethik versteht sich als Forum für die geisteswissenschaftliche Diskussion über den Umgang mit Tieren, insbesondere mit solchen, die zu Versuchszwecken verwendet werden. Ethische Fragestellungen aus allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die sich kritisch mit dem Mensch-Tier-Verhältnis beschäftigen, sollen dabei Berücksichtigung finden. Ziel von TIERethik ist es, das in weiten Teilen durch Funktionalisierung von Tieren geprägte gesellschaftliche Verhalten kritisch zu beleuchten. Ein zentrales Anliegen von TIERethik ist es, aktuelle Fragen im Bereich der Tierethik zu diskutieren, aber auch die Veränderungen im gesellschaftlichen Bewusstsein, wie sie sich etwa in Tierschutzgesetzen widerspiegeln, zu dokumentieren.

TIERethik hat darüber hinaus die Ergebnisse biomedizinischer Forschung im Blick, die nach politisch praktischen Konsequenzen drängen. Als wissenschaftliches Magazin will TIERethik einen Beitrag dazu leisten, die tierethische Diskussion empirisch zu fundieren und die ethischen Dimensionen der biomedizinischen Forschung stärker ins Bewusstsein zu heben. Die in TIERethik publizierten Artikel geben die Meinungen der Autorinnen und Autoren wieder und decken sich nicht in jedem Fall mit der Meinung von Redaktion, Beirat und Herausgeber.

© Society ALTEX Edition, Küsnacht ZH, Switzerland | Alle Rechte vorbehalten  
© 2013 der vorliegenden Ausgabe: MV-Verlag Münster | [www.mv-wissenschaft.com](http://www.mv-wissenschaft.com)  
Satz: Petra Mayr | Umschlag: MV-Verlag | Druck und Bindung: MV-Verlag

ISBN 978-3-95645-016-7 | ISSN 1869-4950

# INHALTSVERZEICHNIS

TIERethik  
5. Jahrgang 2013/2  
Heft 7, S. 3-4

*Petra Mayr*

**Editorial** ..... 5

## JAGD

*Roland Borgards*

### **Gasteditorial**

**Tiere jagen** ..... 7

*Josef H. Reichholf*

### **Warum Jagd?**

Folgen des Jagens für Menschen, Tiere, Pflanzen und  
Landschaften ..... 12

*Jens Tuider & Ursula Wolf*

**Gibt es eine ethische Rechtfertigung der Jagd?** ..... 33

*Janina Duerr*

### **Sowohl Bruder als auch Beute**

Ethnographische Quellen zum ambivalenten Verhältnis des  
Jägers zur Familie der Tiere ..... 47

*Petra Mayr*

### **Just for Fun oder Angst vor dem Tod?**

Erklärungsversuche für das Jagdbedürfnis von Freizeitjägern ..... 71

## STANDPUNKT

*Jean-Claude Wolf*

### **Satirische Realitäten**

Die Jagdsaison ist eröffnet ..... 91

*Noor Evertsen & Pauline de Jong*

**Wildlebende Tiere in den Niederlanden**

Im Grenzgebiet zwischen Schutz, Jagd und  
Schadensbekämpfung..... 93

**INTERVIEW**

**Drei Fragen an Günter Herrmann** ..... 103

*Interview mit Rudolf Winkelmayr*

**Vom Beutemachen zur Empathie**

Ein Perspektivenwechsel..... 105

**LITERATURBERICHT**

*Petra Mayr et al.*

**Die Mensch-Tier-Beziehung unter ethischem Aspekt**

Literaturbericht 2/2013 ..... 111

**NACHRUF**

*Andreas Brenner*

**Die Gemeinsamkeit von Mensch, Blume und Tier**

Der vor 80 Jahren ermordete Kulturphilosoph Theodor Lessing  
wartet mit auch heute verblüffenden naturphilosophischen  
Erkenntnissen auf..... 145

**Nachrichten**..... 150

**Tagungsbericht**

*Linz:* 18. Europäischer Kongress über Alternativen zu  
Tierversuchen..... 160

**Positionspapier**

Tierärztliches Forum für verantwortbare Landwirtschaft..... 162

**Impressum** ..... 167

Liebe Leserin, lieber Leser,

im Sommer vergangenen Jahres hat Günter Herrmann am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte einen über zehn Jahre geführten Prozess gegen das Land Deutschland und die Jagd auf seinem Grundstück gewonnen. Der Rechtsanwalt hat darum gekämpft, kein Zwangsmitglied in einer Jagdgenossenschaft sein zu müssen, so wie es nach rheinland-pfälzischem Jagdrecht üblich war, wenn man kleine Grundstücke unter 75 Hektar besitzt. Günter Herrmann lehnt die Jagd aus Gewissensgründen ab.

Im Urteil verweist der portugiesische Richter Paulo Pinto de Albuquerque auf eine facettenreiche Vielfalt von philosophischen Positionen, die für einen humanen Umgang mit Tieren stehen, wie etwa die Philosophen Montaigne, Bentham, Voltaire oder Schopenhauer. Deren ethischen Forderungen liege die biologische Tatsache zugrunde, „dass Mensch und Tier die gleiche Natur teilen“. Und auch im Roman des Schriftstellers Milan Kundera „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ sei ausgeführt, was eng mit dem Ansinnen des Klägers verbunden sei: „Die wahre moralische Prüfung der Menschheit (die elementarste Prüfung, die so tief im Innern verankert ist, dass sie sich unserem Blick entzieht) äußert sich in der Beziehung der Menschen zu denen, die ihnen ausgeliefert sind: zu den Tieren“. Dieses Zitat, versteckt in einer Fußnote des Urteils, trifft ins Herz des moralischen Empfindens all jener, die im Verletzen und Töten von Tieren nicht nur ein Unrecht erkennen, sondern darüber hinaus das eklatante Ungleichgewicht des Kräfteverhältnisses wahrnehmen. Eine Dysbalance, wie wir sie auch in anderen Beziehungen zu Abhängigen, etwa Kindern oder nicht mehr zustimmungsfähigen Erwachsenen, vorfinden und die dazu führt, dass wir moralisches Unrecht ihnen gegenüber (in aller Regel) intensiver empfinden und deutlich schärfer verurteilen. Aus dieser Perspektive erscheint es schwer nachvollziehbar, wie das „Ausgeliefertsein“ von Tieren nicht nur nicht verfangt, sondern sich in sein Gegenteil verkehrt, wie das bei der Freizeitjagd der Fall ist.

Freizeitjäger versuchen, ihr Hobby im weitesten Sinne als ökologischen und ökonomischen Dienst an der Gesellschaft zu rechtfertigen. Dieser Band von TIERethik versucht, die zentralen Argumente, die Freizeitjäger für die Jagd anführen, aufzugreifen und im Hinblick auf ihre Stichhaltigkeit zu diskutieren.

Ob die Jagd ökologisch sinnvoll ist, fragt Josef H. Reichholf in seinem Beitrag *Warum Jagd? Folgen des Jagens für Menschen, Tiere,*

*Pflanzen und Landschaften*. Der Biologe thematisiert aber auch eine viel zu selten beachtete Auswirkung der Jagd auf unser Verhältnis zu Wildtieren. Die Jagd führt Reichholf zufolge zu dauerhaft scheuen und ängstlichen Tieren. Mit einem bedeutenden Effekt: Der Anteil der Jäger, der nur knapp ein halbes Prozent der Bevölkerung ausmacht, bestimmt damit, dass der „Rest“ der Gesellschaft auf unbefangene Tierbegegnungen in der Natur verzichten muss. Das mag auch erklären, warum es noch immer eine Nachfrage nach „Tier-Besichtigungen“ im Zoo gibt.

Selbst wenn sich die Jagd als ökologisch oder ökonomisch sinnvoll erweisen sollte, stellt sich die Frage danach, ob sie sich auch ethisch vertreten lässt. Jens Tuider und Ursula Wolf haben sich deshalb in ihrem Text *Gibt es eine ethische Rechtfertigung der Jagd?* mit diesem Aspekt beschäftigt. Sie prüfen ausgewählte Argumente, wie etwa die Frage, ob die Jagd als leiderzeugende Handlung unabdingbar für die kulturelle Identität eines Volkes sei.

Dass Tiere von den meisten Jagd betreibenden Gesellschaften weltweit vermenschlicht und als Gesellschaftswesen wahrgenommen wurden, dokumentiert Janina Duerr in ihren historisch-ethnographischen Studien *Sowohl Bruder als auch Beute: Ethnographische Quellen zum ambivalenten Verhältnis des Jägers zur Familie der Tiere*. Das Töten von Tieren wurde offenbar schon immer als Dilemma empfunden, das es mit unterschiedlichen Sozialtechniken und rituellen Handlungen zu retuschieren galt.

Dass es sich hierbei nicht nur um ein historisches Phänomen handelt, sondern auch heute noch ritualisierte Formen einer Retusche des Tötens praktiziert werden, wird im Beitrag *Just for Fun oder Angst vor dem Tod? Erklärungsversuche für das Jagdbedürfnis von Freizeitjägern* verdeutlicht. Er versucht, der anthropologischen Frage nach der von vielen Jägern als Passion empfundenen Jagd nachzuspüren. Mit diesem Beitrag habe ich versucht, die sich bei mir immer wieder einstellende Irritation zu verarbeiten, dass es in unserer modernen Gesellschaft immer noch Menschen gibt, die, mit welcher Begründung auch immer, lustvoll Tiere töten. Auch wenn die Irritation geblieben ist, so hat sich doch ein tieferes Verständnis eingestellt, das in Tätern auch Opfer sehen kann.

Ihre



Petra Mayr

## Tiere jagen

*Roland Borgards*

Die Jagd ist eine ambivalente Angelegenheit. Einerseits ist sie offensichtlich ein Naturphänomen: Falken jagen Amseln, Ameisenlöwen jagen Ameisen, Schimpansen jagen Stummelaffen. Andererseits gilt sie als elaborierte Kulturtechnik des Menschen, in deren Ausübung er sich von den Tieren unterscheidet: als *homo faber*, der Waffen herzustellen vermag; als *animal rationale*, das dank seiner Vernunftbegabung die Effizienz der Jagd ins Unermessliche zu steigern in der Lage ist; als *zōon politikon*, das die Jagd in komplexe rechtliche Bestimmungen einbindet; als *ens sociale*, das in der Jagd ganze Gesellschaftsmodelle entfaltet.

Diese ambivalente Ausgangslage führt dazu, dass in der Moderne zwei gegenläufige Bewegungen mit der Jagd verbunden werden. Zum einen erscheint die Jagd als eine Annäherung an die Natur, und dies in einem doppelten Sinn: an die Natur der Tiere und an die eigene Natur. Wer jagen will, muss die Tiere kennen; wer das Verhalten der Tiere vorhersehen möchte, muss sich in sie hineinversetzen können. Der Jäger identifiziert sich mit dem gejagten Tier. Dabei greift er zudem auf seine eigenen natürlichen Jagdinstinkte zurück. Der moderne Jäger, so formuliert es z.B. José Ortega y Gasset in seinen *Meditationen über die Jagd*, verzichtet sogar auf seine maßlose technische Überlegenheit gegenüber den Tieren; in der Jagd nimmt er „Ferien vom Menschsein“ (Ortega y Gasset 1993, 78).

Zum anderen jedoch lässt sich die Jagd auch als Geste der Naturbeherrschung deuten. Nicht Identifikation, sondern Distanzierung wäre demnach ihr Programm, das im Hochsitz paradigmatische Gestalt angenommen hat: Der Jäger ist oben, die Tiere sind unten; der Jäger ist räumlich fixiert, er sitzt, die Tiere bewegen sich, sie laufen; der Jäger sieht die Tiere, die Tiere sehen aber nicht den Jäger; der Jäger ist Subjekt, die Tiere sind Objekte der Jagd. Der Abstand zwischen Mensch und Tier findet seine technische Entsprechung dabei in der Distanzwaffe, mit der der

Jäger das Tier erschießt. Der Hochsitz wird so zur architektonischen Umsetzung des Herrschaftsauftrags aus der Genesis: „Machet euch die Erde untertan!“ In der Jagd zeigt sich, so formuliert es z.B. 1719 *Der vollkommene Teutsche Jäger* von Johann Friedrich Flemming, „noch bis itzo eine rechtmäßige Herrschafft über die Thiere“ (unpaginierter Vorbericht), die dem Menschen von Gott zugesprochen wurde.

Es sind diese Ambivalenzen und Gegenläufigkeiten, dank derer die Jagd zu einem konstitutiven Element in den abendländischen Begründungsgeschichten politischer Herrschaft geworden ist. In der politischen Theorie von Aristoteles bis zu Machiavelli und Hobbes sowie in der politischen Praxis vom Ancien Régime bis zu den Revolutionen in Frankreich und Deutschland – die Jagd ist überall mit im Spiel: bei Entstehung politischer Herrschaft wie bei ihrer Sicherung, bei ihrer Repräsentation wie bei ihrer Perversion.

Von der Entstehung politischer Herrschaft aus der Praxis der Jagd erzählt z.B. Friedrich Schiller 1790 in seiner Abhandlung *Über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde*. Herrschaft etabliert sich demnach zunächst aus einem Gewaltverhältnis zwischen Menschen und Tieren (im Folgenden zitiert nach Schiller 2000, 447-450). Das zu kultivierende Land muss „den wilden Tieren erst abgerungen“ werden. Die Jäger, die „an der Vertilgung dieser allgemeinen Feinde“ gearbeitet und die Ländereien „von diesen wilden Bewohnern gereinigt“ haben, rücken im Zuge ihrer Jagderfolge Schritt für Schritt in die Position des Herrschers: Ein Jäger hebt sich durch Mut und Verstand hervor und wird zum Führer der Jagdhorde; seine Mitjäger werden zu seiner Leibwache; sein Urteil gilt als überlegen, weshalb er auch in Streitsachen als Richter angerufen wird; seine Jagderfolge werfen Überschüsse ab, weshalb er sich Verbindlichkeiten auch über seine Jagdhorde hinaus schaffen kann. Am Schluss dieses Prozesses steht „der erste König“: „Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebieterischen Scharen versagen?“ Aus der Jagd auf die Tiere ist politische Herrschaft geworden.

Mit Blick auf die Sicherung politischer Herrschaft wird immer wieder die Analogie zwischen „Jagdkunst“ und „Kriegskunst“ bemüht. Für Aristoteles etwa etablieren diese beiden Künste ein naturgegebenes und damit auch gerechtes und gerechtfertigtes Herrschaftsverhältnis „sowohl gegen die wilden Tiere als auch gegen diejenigen Menschen, welche durch die Natur zum Regiertwerden bestimmt sind“ (Aristoteles 2009, 1256b). Aristoteles führt Herrschaft auf eine Asymmetrie der Vermögen zurück.



Regierende sind diejenigen, die durch ihren Verstand vorausschauend handeln können; Regierte sind diejenigen, die nur auf aktuelle Gegebenheiten körperlich reagieren können. Herrschaft ist also eine Relation, die sich in unterschiedlichen Konstellationen realisieren kann: zwischen einem Jäger und einem gejagten Tier, zwischen einer überlegenen und einer unterlegenen Kriegspartei, zwischen einem Herrn und einem Sklaven. Hier steht die Jagd nicht am historischen Ursprung der Herrschaft, liefert aber ein Modell und zugleich eine Probesthüne für politisches Herrschaftshandeln. Machiavelli empfiehlt daher dem Fürsten, in Friedenszeiten zu Übungszwecken auf die Jagd zu gehen und dadurch sich selbst und seine Untertanen für die kommenden Kriege und mithin für jede Form von politischer Herrschaft in Form zu halten (vgl. Machiavelli 1968, 115).

Zur Repräsentation politischer Herrschaft eignet sich die Jagd offenbar deshalb, weil sie in der Theoriegeschichte der Staatslehre als Analogie, als Metapher aufgebaut wurde. Der Herrscher verhält sich zum Beherrschten wie der jagende Mensch zum gejagten Tier. Der Jäger steht hier in Konkurrenz zu einem anderen Modell der Herrschaft, das gleichfalls in einer Mensch-Tier-Metapher gefasst wird: dem Hirten. In der Frühen Neuzeit verweisen Hirte und Jäger auf zwei alternative, bisweilen auch Allianzen bildende gouvernementale Techniken, die Michel Foucault als pastorale und souveräne Macht beschrieben hat. In der Frühen Neuzeit geht es in der Jagd nicht nur um politische Herrschaft im Allgemeinen, sondern auch um die Struktur der Souveränität im Besonderen. Souveränität und Jagd treffen sich darin, dass beide das Tötungsrecht in ihr Zentrum stellen. Der Jäger entscheidet über Leben und Tod des gejagten Wildes wie der Souverän über Leben und Tod seiner Untertanen. Deshalb taugt eine jede Jagd zur Repräsentation souveräner Macht; und deshalb sind die großen feudalen Jagdgesellschaften auch elementarer Bestandteil absolutistischer Machtdemonstrationen. Zudem ist mit der souveränen Macht des Absolutismus eine äußerst restriktive rechtliche Regelung der Jagd verbunden. Die Jagd galt als eines der Regalien, als ein exklusives Hoheitsrecht, das ausschließlich dem Souverän zukommt. Gejagt werden durfte deshalb nur mit Erlaubnis des Königs. Wer auf eigene Rechnung jagte, wendete sich damit nicht nur gegen ein spezifisches Jagdgesetz, sondern gegen den König selbst. Wilderei wurde deshalb als politisches Verbrechen verfolgt und entsprechend hart bestraft. So dient selbst der Verstoß gegen das feudale Jagdrecht noch der Repräsentation politischer Herrschaft.

Es bedarf nur einer leichten Verschiebung der Perspektive, um in solchen Rechten und Praktiken nicht die Repräsentation, sondern die Perversion politischer Herrschaft zu sehen. Auch diese Perspektive hat eine lange Tradition. Schon Bodin verweist 1576 darauf, dass man den Tyrannen Nimrod „auch ‚den großen Jäger‘ genannt“ habe, „was im Hebräischen so viel wie Räuber und Dieb bedeutet.“ (Bodin 1977, 159) Daraus ergibt sich allerdings kein Argument gegen die Jagd im Allgemeinen, sondern nur gegen bestimmte Jäger im Besonderen. Denn die Perversion der Herrschaft wird immer wieder dort lokalisiert, wo aus der nützlichen und nötigen Jagd auf die wilden Tiere ein Überschuss an Macht entsteht, der nicht mehr in einer souveränen Herrschaft aufgehoben, sondern in tyrannischer Gewalt an den beherrschten Menschen ausgelassen wird. In solch einem Fall rückt der Souverän an die Stelle der wilden Tiere, die zu bekämpfen er dem Anspruch nach ursprünglich angetreten ist. Im Zuge der Französischen Revolution, darauf weist Foucault hin, wird diese Dynamik als Argument gegen eine tyrannisch gewordene Monarchie vorgetragen (vgl. Foucault 2003, 130). Als Gegenmittel gegen eine solche jagdinduzierte Perversion der Macht wird dann allerdings nicht die Abschaffung, sondern – von niemand Geringerem als Robespierre – die Verallgemeinerung der Jagd gefordert: „la liberté illimitée de chasser“ (Robespierre 1950, 324). Eine ähnliche Szene wird sich dann 50 Jahre später im Zuge der Märzrevolution in der Frankfurter Paulskirche abspielen.

Die Rolle, die die Jagd für die politische Theorie spielt, ist offenbar so ambivalent wie die Jagd selbst in ihrer Spannung zwischen Identifikation und Distanzierung, zwischen Zurücknahme und Durchsetzung des menschlichen Herrschaftsanspruchs über die Tiere. Die Praxis des Jagens und die mit dieser Praxis auf das Engste verbundene Jagdkritik kennen viele Spielformen. Bisweilen dient die Jagd der Begründung und Festigung von tradierten Herrschaftsstrukturen; dann wird der Wilderer zum Staatsfeind, zum Anarchisten, zum Attentäter. Bisweilen wird das Recht zur Jagd gleichgesetzt mit dem Recht auf Selbstbestimmung; dann wird der Jäger zum Paradigma des modernen Staatsbürgers, der frei, gleich und brüderlich auf die Pirsch geht. Der Jäger wird verurteilt als Mörder seiner Mitgeschöpfe; und er wird verteidigt als Hüter des ökologischen Gleichgewichts. Der Jäger arbeitet gegen die Tiere, die er tötet; und er arbeitet mit den Tieren, die ihm – wie Hund, Pferd und Falke – bei der Jagd helfen. An keiner Stelle ist die Jagd eine einfache und eindeutige Sache.

Wenig bis nichts ist damit allerdings darüber gesagt, was die Jagd für die an ihr beteiligten Tiere selbst bedeutet. Dies zu ermessen und in die-

ser Frage das Politische und das Ethische auf eine Weise ins Spiel zu bringen, in der die selbstgewisse Position des Menschen (des jagenden Menschen wie des über die Jagd redenden Menschen) entsichert werden kann, gehört zu den Aufgaben einer zukünftigen Theorie der Jagd.

## Literatur

- Aristoteles (2009). Politik. Nach der Übersetzung von Franz Susemihl mit Einleitung, Bibliographie und zusätzlichen Anmerkungen von Wolfgang Kullmann. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag.
- Bodin, J. (1576/1977). Sechs Bücher über den Staat. Übersetzt von Bernd Wimmer. München: Beck.
- Flemming, J.F. v. (1749; erste Aufl. 1719). Der vollkommene Teutsche Jäger, Bd. 1. Leipzig: Johann Christian Martini.
- Foucault, M. (2003). Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974-1975). Aus dem Französischen von Michaela Ott. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Machiavelli, N. (1968). Il Principe. Der Fürst. Lateinisch/Deutsch. Reclam: Stuttgart.
- Ortega y Gasset, J. (1993) (span. 1944). Meditationen über die Jagd. Mit Radierungen von Johann Elias Ridinger. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Robespierre, M. (1950). Oeuvres complètes, Bd. 6. Paris: Gallimard.
- Schiller, F. (2000). Werke und Briefe, Bd. 6: Historische Schriften und Erzählungen I. Hrsg. von Otto Dann. Frankfurt a.M.: Deutscher Taschenbuch Verlag.

## Zur Person

Roland Borgards: Studium der Germanistik, Philosophie, Geschichte und Musikwissenschaft in Freiburg, Lyon und Gießen. Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Forschungsschwerpunkte: Romantik, Tiere, Büchner. Publikationen (Auswahl): *Texte zur Tiertheorie*. Gemeinsam mit Alexander Kling und Esther Köhring. Erscheint Stuttgart: Reclam 2014; *Tier Experiment Literatur. Wissensgeschichtliche Konstellationen im 20. Jahrhundert*. Gemeinsam mit Nicolas Pethes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013; *Tiere in der Literatur. Eine methodische Standortbestimmung*. In: Herwig Grimm und Carola Otterstedt (Hrsg.). Das Tier an sich. Disziplinenübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz. Göttingen 2012, S. 87-118.

## Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Roland Borgards  
 Institut für deutsche Philologie  
 Universität Würzburg  
 Am Hubland  
 97074 Würzburg  
 E-Mail: roland.borgards@germanistik.uni-wuerzburg.de

## Warum Jagd?

Folgen des Jagens für Menschen, Tiere, Pflanzen und Landschaften

*Josef H. Reichholf*

### Zusammenfassung

Das Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte aus dem Jahr 2012 hat für das Revierjagdsystem in Deutschland und Österreich eine neue Situation geschaffen. Die Eigentümer müssen danach Jagd auf ihrem Grund und Boden nicht mehr dulden, wenn sie aus ethischen Gründen dagegen sind (und implizit auch auftretende Wildschäden akzeptieren). Damit wurde eine neue Dimension in der Auseinandersetzung zwischen der Jagd und ihren Gegnern eröffnet. Die Jagd sucht sich mit ökologischen Argumenten zu rechtfertigen. Diese sind jedoch, wie die genauere Betrachtung zeigt, nicht haltbar. Zu klären wären lediglich die Fragen des Wildschadens in der Land- und Forstwirtschaft, also die ökonomischen Aspekte. In diesem Beitrag wird begründet, weshalb die Regulation von frei lebenden Tierbeständen durch die Jagd nicht funktioniert und auch nicht nötig ist.

Schlüsselwörter: Jagd, Reviergröße, Wildtierökologie, Regulierung von Populationen, Wildschaden, Ethik

### Why hunting?

### Consequences of hunting for people, animals, plants and landscapes

### Summary

*The 2012 decision of the European Court of Human Rights confronts the German and Austrian hunting territory system with a hitherto unknown situation. Land owners now no longer have to accept hunting on their properties if they are against it due to ethical reasons, which implicitly means that they have to tolerate damage caused by the game animals. A quite new dimension in the conflict between hunters and their opponents has been opened by this decision, obviously. Hunters, therefore, vigorously make the case for ecological indispensability of hunting. Their ar-*

*guments, however, are not conclusive if looked at more thoroughly. Only the question how to cope with the damage caused by game animals in agriculture and forestry, i.e. the economic aspects, has to be resolved properly. The hunters' claimed regulation of game animal populations neither works in reality nor is it necessary.*

*Keywords: hunting, hunting area, wildlife ecology, regulation of populations, wildlife damage, ethics*

## **1. Jagd im Spannungsfeld widerstreitender Interessen in der Gesellschaft**

In unserer Gesellschaft wird die Jagd höchst unterschiedlich beurteilt. Zwar gilt sie formal (juristisch) als Kulturgut, doch Jäger müssen sich auch den Vorwurf gefallen lassen, „Lust am Töten“ zu haben. Jagd ist zweifellos ein Geschäft mit erheblichen Umsätzen. Jagd kostet viel, vor allem, wenn ein Revier gepachtet oder ein besonderer Abschuss angestrebt wird. Jagd liefert Wildfleisch, das ebenfalls Marktwert hat und grundsätzlich als „bio“ gilt. Die Jagdausübung Fremder auf ihrem Grund und Boden müssen nach deutschem Jagdrecht im Rahmen des Revierjagdsystems die Eigentümer hinnehmen, sofern ihr Besitz in zusammenhängender Fläche weniger als 75 (oder 82) Hektar umfasst, also nicht groß genug ist für ein Eigenjagdrevier. Jagen bedeutet Töten, auch wenn die Hege und ihre Verpflichtung dazu seitens der Jäger und Jagdverbände in den Vordergrund geschoben werden. Jagd beansprucht das Recht zur Kontrolle der Bestände jagdbarer Wildarten, ihre Dezimierung oder auch die Förderung (Hege) bestimmter Wildarten zur Erhöhung des Jagdertrags. Jagd stellt daher eine Form der Bodennutzung und ein gesellschaftlich relevantes Tun dar. Ihre Gegnerschaft ist groß und in Zunahme begriffen. Zur Verteidigung ihrer Interessen führt die Jagd vor allem die Notwendigkeit an, Wildtiere in ihren Beständen regulieren zu müssen, um Wildschäden zu verringern oder zu verhindern. Auch das jagdlich saubere Töten von krankem oder verletztem Wild gehöre zu den unabdingbaren Aufgaben der Jagd. Ohne Jäger würde, um es auf den Punkt zu bringen, die Natur nicht mehr funktionieren.

Aus diesem weit gespannten Spektrum jagdlicher Ansprüche und Begründungen werden nachfolgend vier ökologische Aspekte herausgegriffen. Sie betreffen die Folgen der Jagd für das Verhalten der Wildtiere, die Regulation ihrer Bestände, die Notwendigkeit der Jagd in der Kulturlandschaft und das Mensch-Tier-Verhältnis. Ausgeklammert bleiben die jagdliche Passion und ihre Gründe, die Bewertung jagdlicher Tradition, die

ökonomische Seite sowie die emotionale Ablehnung des Jagens. Konsequenzen für die Ethik werden angedeutet, jedoch nicht näher behandelt. Die Ausführungen sollen auf die „Ökologie der Jagd“ konzentriert bleiben.

## **2. Wild ist scheu. Muss Wild scheu sein?**

In Deutschland werden jährlich rund eine Million Rehe, 110.000 Stück Rot- und Damwild, je etwa eine halbe Million Wildschweine und Hasen sowie über 500.000 Füchse geschossen. Die Gesamtstrecke aller bejagten Tierarten übertrifft fünf Millionen Stück Wild pro Jahr in Deutschland. Dennoch nehmen die Bestände von Rehen, Rot- und Damhirschen nicht ab. Die Zunahme der Wildschweine bremsen nicht einmal die seit Jahren steigenden Abschusszahlen. Also muss es Millionen Stück mehr Wild geben, denn nur entsprechend produktive Bestände vertragen dermaßen hohe Bestandsverluste. Warum das so ist und ob es sich bei allen bejagten Arten so verhält, wird im nächsten Punkt näher behandelt. Hier geht es darum festzuhalten, dass Deutschland ein (sehr) wildreiches Land ist. In Feld, Wald und Flur werden im Durchschnitt etwa 15 Wildtiere pro Jahr auf jedem Quadratkilometer abgeschossen. Doch bekommen wir diese Tiere auch zu Gesicht? Für die meisten Menschen entsteht der Eindruck, als ob es Reh und Hirsch, Hase und Fuchs in der freien Natur gar nicht gebe. Wildschweine schaffen es, sich nahezu unsichtbar zu machen. Nicht in einsamen Wäldern wird man sie finden, wohl aber in Berlin, wo sie sich ausgiebig beobachten lassen – fast so wie in Wildparks, aber mit dem bemerkenswerten Unterschied, dass Wildschweine in Berlin zu den Teilnehmern des Straßenverkehrs und zu den Nutzern öffentlicher Anlagen gehören und auch Privatgärten aufsuchen. Längst bekannt ist das für die Füchse in den Großstädten. Sogar Hasen (nicht die ohnehin in vielen Städten seit vielen Jahren lebenden Kaninchen, sondern die Feldhasen!) haben angefangen, die Vorzüge des Großstadtlebens für sich zu entdecken. Der Ort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, liegt keineswegs mehr fern vom Getriebe der modernen Welt in dahindämmernder Einöde oder im ruhigsten Winkel im Wald. Es geschieht in der Weltstadt Berlin und vor den Augen vieler Menschen. Berlin ist kein Ausnahmefall. Auch in anderen Städten leben viele Wildtiere, und das keineswegs in nur kleinen, bedeutungslosen Beständen. In anderen Kontinenten mit anderem Jagdsystem ist der Zuzug der Wildtiere in die Städte noch weiter gediehen. Elche und Bären suchen in Alaska und Kanada regelmäßig die Vororte der Städte auf; Braunbären tun das auch in Rumänien. Wölfe

durchstreifen nachts die Randbezirke von Rom und vielleicht auch bald jene von Berlin. Daraus geht hervor, dass sich Wildtiere und Menschenwelt keinesfalls grundsätzlich ausschließen, auch wenn wir draußen in der Natur kaum Wild sehen.

Der Unterschied zwischen Stadt und Land hat einen Grund: die Scheu der Wildtiere. Ihre Fluchtdistanz ist ein Vielfaches größer draußen in der Natur als in der naturfernen Stadt. Scheu ist aber kein natürlicher und zwangsläufig vorhandener Bestandteil des Tierverhaltens. Im Gegenteil: Wild wurde durch die Jagd „wild“, d.h. scheu gemacht. Unter dem seit Jahrhunderten anhaltend hohen Jagddruck hat die Scheu der bejagten Wildtiere bei uns so extrem zugenommen, dass wir von ihrer tatsächlichen Häufigkeit kaum noch etwas mitbekommen. Der Mensch ist der Feind, vor dem das Wild flieht, fliehen muss, um zu überleben – auch dann, wenn die Flucht vors Auto führt. Es überleben nur die Scheuesten.

Wir sind daran so sehr gewöhnt, dass uns die Unnatürlichkeit der Scheu von Wildtieren nicht mehr auffällt. Bewusst wird sie, wenn wir die Vertrautheit derselben Tierarten, die es auch bei uns gibt, in indischen Nationalparks erleben. Nur in einigen wenigen europäischen Nationalparks gibt es vergleichbar vertrautes Wild ohne Scheu vor den Menschen. So etwa grasen Steinböcke im nordwestitalienischen Gran Paradiso Nationalpark unbeeindruckt von den Bergwanderern an den Hängen, als ob sie nichts weiter als Hausziegen mit großen Hörnern wären. Vertraut sind Wildtiere in den Städten, ohne deshalb futterzahn sein zu müssen. Entscheidend ist die Sicherheit vor Verfolgung, die sie in der Menschenwelt haben. Die Stadt bietet den (alten) Burgfrieden!

## **2.1 Jagd verhindert Naturerfahrung**

Die unnatürliche Scheu der Wildtiere draußen hat zur Folge, dass die Menschen kaum Wild sehen und sich nicht mehr aus hinreichender Nähe an ihm erfreuen können. Es ist nahezu unmöglich, Kindern oder den Jugendlichen, bei denen das Interesse an frei lebenden Tieren erwacht, das Erlebnis Natur draußen in der Natur zu ermöglichen. Sie sehen Reh und Hirsch, Fuchs und Hase und all die anderen Wildtiere, wenn überhaupt, nur flüchtig in ihrem Lebensraum. Wald und Flur sind Kulisse, in und hinter der sich die durch die Jagd scheu gemachten Tiere verbergen. Natur- und Artenschutzgesetze erschweren zusätzlich den Zugang zur Vielfalt frei lebender Tiere und Pflanzen oder verwehren ihn ganz. Wie sollen aber kommende Generationen Begeisterung für glänzende Käfer, bunte Schmetterlinge, für den Gesang von Lerchen und das Quaken der Frösche entwickeln, wenn sie all dies nicht mehr erleben können? Die Mannigfal-

tigkeit des heimischen Tierlebens bleibt ihnen verborgen oder wird ihnen verboten, weil sie „stören“. Der Mensch soll als Störenfried von der Natur ferngehalten werden. Natur wird zur Kulisse degradiert, austauschbar, letztlich beliebig. Es reicht, wenn sie grün ist und vielleicht noch ein paar Bäume enthält. So entsteht eine Vorstellung von Natur, die mit Natur wenig zu tun hat. Sie führt zu falschen Beurteilungen in Bezug auf den Naturhaushalt. In der Scheu der Wildtiere drückt sich das zentrale Manko in unserem Umgang mit Natur aus. Unser Mensch-Natur-Verhältnis ist von Grund auf gestört. Ein Tier, das sich „ohne Grund“ vertraut verhält, gilt als gefährlich. Das Leben der Tiere in der Natur bleibt uns verborgen. Die von der jagdlichen Verfolgung verursachte Scheu stellt einen massiven Eingriff in die Lebensqualität der Menschen dar, und zwar für viel mehr Menschen, als es Jäger gibt. Die gegenwärtig rund 340.000 Jagdscheininhaber in Deutschland repräsentieren nicht einmal ein halbes Prozent der Bevölkerung. Die Einbußen an Naturerleben betreffen aber grundsätzlich alle Menschen. Sie prägen die kommenden Generationen. Der Verlust von Naturerlebnis macht das Menschsein ärmer.

Selbstverständlich widerspricht die Jägerschaft sogleich vehement. Sie betont, für die Erhaltung eines artenreichen Wildbestandes gesorgt zu haben, weil sie die Wildtiere hegt (die Hegeverpflichtung ist im deutschen Jagdgesetz festgeschrieben!) und die notwendige Regulierung der Bestände vornimmt. Eine solche ist nach Überzeugung der Jägerschaft in der Kulturlandschaft unabdingbar.

### **3. Notwendige Regulierung der Wildbestände?**

Konzentrieren wir uns nun nach dem Aufriss der Problematik auf die ökologischen Aspekte. Was bedeuten die rund fünf Millionen pro Jahr erlegten Tiere für ihre Bestände und für die Natur? Um Antworten auf diese Frage zu bekommen, müsste man nicht bejagte Vergleichsgebiete heranziehen können. Solche gibt es auf mehr als zehn Prozent der deutschen Landesfläche, nämlich im jagdfreien Bereich der Städte und Siedlungen. In diesen bleiben die Vorkommen der Wildtiere sich weitgehend selbst überlassen. Wachsen ihre Bestände deshalb über alle (erträglichen) Maße an? Die Antwort ist ein klares ‚Nein‘, das jedoch einer Ergänzung bedarf. Die Hauptwildarten Reh, Hase und Fasan kommen in den Städten nur in sehr geringen Beständen vor. Lediglich der draußen stark bejagte Fuchs lebt wie auch der Steinmarder in großen Beständen in den Städten. Frei laufende Hauskatzen kommen dazu, mancherorts auch Waschbären und Marderhunde. Die Gesamtzahl aller Kleinraubtiere in den Städten



geht in die Hunderttausende, wenn nicht in die Millionen. Da die Bestandsgröße von Raubtieren in der Regel von der Häufigkeit ihrer Beutetiere begrenzt wird und Katzen zudem meistens gefüttert werden, ist davon auszugehen, dass es in den Städten genügend Nahrung für Fuchs, Katze und Marder gibt. Eine jagdliche Regulation ihrer Bestände findet nicht statt. Offensichtlich ist sie unnötig. Anders könnte es sich bei vegetarisch lebenden Tieren in der Stadt verhalten. Ihr Artenspektrum ist groß. Es umfasst aber vornehmlich kleine, ohnehin nicht bejagte Arten, denen allerdings, wie Mäusen und Ratten, anderweitig stark nachgestellt wird. Bei größeren Tieren ist es eine Frage der Gewohnheit, etwa Elche in der Stadt zu sehen, wie das in Skandinavien möglich ist. Wildschweine lernen sehr schnell, mit dem Leben in der Stadt zurechtzukommen.

Insofern bestätigen die Befunde zu den jagdbaren Säugetieren und Vögeln in der Stadt, dass eine jagdliche Regulierung entweder unnötig ist, weil sich die Bestände selbst regulieren, oder unangebracht, weil die Gegebenheiten kein intensives Jagen zulassen. Die Abschüsse von Wildschweinen regulieren denn auch deren Bestände in den Großstädten nicht wirklich. Eher halten sie diese (hoch) produktiv. Um diese Behauptung nachvollziehen zu können, ist ein kurzer theoretischer Einschub nötig. Er soll erläutern, wie die so genannte Populationsdynamik und die Produktivität von Populationen funktionieren.

Nehmen wir an, ein Bestand von Wildtieren habe sich ohne bisherige Bejagung so weit entwickelt, dass er die Grenze der Lebensmöglichkeiten erreicht hat. Die nunmehr erreichte Zahl der Tiere, die in diesem Lebensraum längerfristig überleben kann, wird der „ökologischen Kapazität“ oder „Umweltkapazität“ gleich gesetzt. Bleiben die Lebensbedingungen weitgehend unverändert, wird der Bestand um diese Kapazitätsgrenze mehr oder minder stark schwanken. Denn mit jedem Anwachsen des Bestandes sinken die Überlebenschancen, weil Nahrung und/oder Lebensraum zu knapp geworden sind. Sie steigen, wenn danach oder durch zufällige Fluktuationen die Umweltkapazität mehr Individuen aufnehmen kann. Die Umwelt hält also das Anwachsen der Bestände in Schach. Von ihr hängt es ab, wie groß die Bestände werden können. Sie unterliegen einem anhaltenden Wechselspiel von Nachwuchsrate und Verlustrate, Zuwanderung und Abwanderung. Den Zuwachs begrenzen Nahrung und Engpässe in ihrer Verfügbarkeit im Jahreslauf, die Möglichkeiten zur Fortpflanzung und sichere Plätze für die Aufzucht des Nachwuchses. Ihm entgegen steht die Rate der Verluste, verursacht durch natürliche Feinde, Krankheiten, Parasiten oder altersbedingtes Sterben. Ohne Zu- und Abwanderung müssten sich unter gegebenen Lebensbedingungen die Nach-

wuchs- und die Sterberate ausgleichen. Dann erhält sich der Bestand von selbst. Überwiegt die Nachwuchsrate, steigt er an. Übersteigen aber die Verluste durch Todesfälle und Abwanderung den Zuwachs, nimmt er ab. Die Jagd erhöht die Rate der Verluste oder deren Zusammensetzung, aber sie kann auch durch Hege den Zuwachs fördern. Bei einigen wenigen Wildarten tut sie das durch Fütterung, Verabreichung von Medikamenten und „Kurzhalten“ der natürlichen Feinde (Raubtier- und Raubzeugbekämpfung).

### **3.1 Das Prinzip der Selbstregulation**

Nun gibt es aber nur höchst selten eine (fast) perfekte Selbstregulation von Tierbeständen. Sie tritt am ehesten bei langlebigen Arten mit langsamer (niedriger) Fortpflanzungsrate auf. Diese halten, wie sich selbst überlassene Bestände von Höckerschwänen oder Bibern, ihre örtlichen Bestandsgrößen recht genau an der Umweltkapazität. Ihre Nachwuchsrate und ihre Sterberate balancieren einander aus. Die Bestände bleiben stabil. Sie schwanken nur wenig.

Wie schon festgestellt, sind dies eher seltene Fälle. Weit häufiger kommt es vor, dass die Bestände dank kurzzeitig guter Nachwuchsrate über die Grenze der Umweltkapazität hinauswachsen. Was folgt, ist ein mehr oder minder ausgeprägter Bestandsrückgang. Er kann zusammenbruchartig verlaufen. Danach setzt aber rasch wieder eine Erholung ein. Sie führt erneut zu einem Anwachsen über die Kapazitätsgrenze mit nachfolgendem Zusammenbruch. Arten dieses Typs fluktuieren in ihren Beständen stark. Dennoch entspricht ihr Durchschnitt über die Jahre der ökologischen Kapazität. Kleine Arten mit zahlreichen Nachkommen pro Weibchen in einer Fortpflanzungsperiode gehören zu diesem fluktuierenden Typ – und umgekehrt. In der Natur gibt es ein breites Spektrum, das von sehr stark und unvorhersagbar schwankenden Beständen einerseits zu recht stabilen andererseits reicht. Der Großteil des Artenspektrums unserer Wildtiere liegt irgendwo dazwischen. Beispiele für von Natur aus stark fluktuierende Wildbestände bieten die Kaninchen und Nagetiere wie die Bisamratte, für stabile die schon angeführten Biber und Schwäne. Hinzuzufügen wären Adler und Luchs, wo sie vorkommen, aber auch – eher unerwartet – die Stadtbestände von Raben- und Nebelkrähen. Generell gilt, dass Arten, die ein ausgeprägtes Territorialverhalten zeigen, auch stabile Bestände entwickeln können, während in Schwärmen, Kolonien oder zumindest lockeren Gruppen lebende eher zu größeren Bestandschwankungen neigen.

Dieser kurze Exkurs ist wichtig, um zu verstehen, was (jagdliche) Eingriffe in die Bestände bewirken. Nehmen wir das Reh als Beispiel. Wie eingangs angegeben, werden in Deutschland pro Jahr gut eine Million Rehe erlegt. Hinzu kommen die dem Straßenverkehr zum Opfer fallenden. Da wir draußen in der Natur selten und wenn, dann nur wenige Rehe sehen, im Wald sogar fast keine, läge die Annahme nahe, die Bestände würden diese Dezimierung nicht vertragen. Doch der Augenschein trügt. Selbst die Jäger (und die Jagdbehörden) täuschen sich. Es liegt an ihrer Scheu, dass man Rehe kaum sieht und auch nicht genau genug zählen kann. Die gemeldeten Wildbestandsdichten, auf denen die Abschusspläne der Jagdbehörden aufbauen, sind meistens kaum mehr als grobe Schätzungen. Sie besagen lediglich, dass es ein Mehrfaches an Rehen geben muss als alljährlich abgeschossen werden. Sonst müssten die Abschusszahlen sinken. Sie tun das nicht. Beim Wildschwein steigen sie sogar seit einem Vierteljahrhundert an, ohne dass, wie bei den Rehabschüssen, das Erreichen eines Plateaus erkennbar ist.

### **3.2 Mehr Rehe und Wildschweine durch Bejagung**

Wie können wir das verstehen? Ganz einfach eigentlich, wenn wir uns den Zusammenhang zwischen Nachwuchs- und Sterberate vergegenwärtigen und diesen auf die Umweltkapazität beziehen. Es gibt in unserem Land Lebensmöglichkeiten für mehrere Millionen Rehe – für fünf bis sechs Millionen sicherlich, wenn nicht noch (viel) mehr. Wenn der jährliche Abschuss den Gesamtbestand jeweils auf etwa die Hälfte der Umweltkapazität senkt, die für Rehe vorhanden wäre, bleibt der Bestand bei höchster Produktivität erhalten. Tierbestände sind ganz allgemein am produktivsten, wenn sie etwa die Hälfte ihrer Umweltkapazität erreicht haben. Denn in diesem Zustand wird das Wachstum noch nicht gebremst wie bei Annäherung an die Kapazitätsgrenze. Es können fast alle geborenen Jungen überleben und sich im frühestmöglichen Entwicklungszustand auch wieder fortpflanzen. Genau dies bewirkt offenbar der Rehabschuss in Deutschland. Der Bestand bleibt hoch produktiv. Er nimmt nicht ab, aber auch nicht mehr zu. Beim Wildschwein ist dieser Zustand noch nicht erreicht. Diese Erhaltung hoher Bestandsproduktivität trifft bei uns auch für das Rotwild und das Damwild zu. Die Bestände werden durch die Bejagung beständig auf hohem Niveau gehalten. Würden weniger Rehe abgeschossen, ginge die Geburtenrate zurück und weniger Kitze würden überleben.

Das ist nun allerdings gerade nicht die „Kontrolle“, die durch die Jagd eigentlich bewirkt werden soll, nämlich die Bestände auf bestimmten

Niveaus zu halten und nicht auf dem produktivsten. Seit Jahrzehnten hält daher die Auseinandersetzung zwischen Förstern und Waldbesitzern einerseits und den Jägern andererseits an, weil das Schalenwild den Jungwuchs im Wald zu sehr verbeißt und Rinde von den Bäumen schält. Der Wildschaden bleibt wie die Bestände selbst auf hohem Niveau. Besonders die Wildschweine suchen die Mais- und Kartoffelfelder heim. Doch ohne Bejagung würden die Wildbestände zweifellos noch größer werden. Die Gründe werden im 4. Kapitel angeführt. Zunächst müssen wir noch einen weiteren Aspekt klären, der mit den jagdlichen Eingriffen in die Bestände zusammenhängt. Denn es ist keineswegs so, wie es nach den bisherigen Ausführungen den Anschein erwecken könnte, dass Abschüsse die betroffenen Tierbestände nur „produktiv“ halten. Rehe und Wildschweine waren Beispiele aus jenem Teil des Spektrums jagdbarer Tierarten, die (bei uns) von Natur aus häufig sein können und ihrer Biologie gemäß über eine hohe und rasche Vermehrungsfähigkeit verfügen. Zudem können sie zu ihrem eigenen Schutz ihre Aktivitäten in die Dunkelheit verlegen. Bei auf Tagaktivität angewiesenen Arten, vor allem bei (Groß-)Vögeln geht das nicht. Adler müssen wie auch Bussarde und Falken am Tag auf Sicht jagen. Andere, wie der Fischotter, sind sehr selten. Die einzelnen Angehörigen dieser Arten leben weit voneinander entfernt. Vielfach haben sie Schwierigkeiten, die Hindernisse, die ihnen die moderne Welt in Form von Straßen, Kanälen oder Zäunen stellt, zu überwinden um zusammenzufinden. Wieder andere Arten kommen von weit her als Wintergäste, so die Gänse aus dem Hohen Norden oder auch die meisten Enten, die im Herbst und Winter auf unseren Gewässern zu sehen sind. Kurz: Für seltene und für ziehende Tiere gelten andere Regeln zu den Folgen jagdlicher Eingriffe in ihre Bestandsentwicklung als für häufige und weitgehend ortsbeständige Arten.

### **3.3 Seltene Arten: Jedes Individuum zählt**

Seltene Arten sind gleich zwei großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Ihre Seltenheit bedeutet zumeist, dass die Angehörigen ihrer Art weit voneinander entfernt leben. Um die genetische Vielfalt und mit ihr die Gesundheit (Fitness) zu erhalten, bedarf es des Austausches. Die Tiere müssen wandern können und brauchen ggf. dafür geeignete Korridore. Zudem verträgt ihre Seltenheit weit weniger Verluste als häufige Arten. Jedes überlebensfähige Individuum zählt. Selbst rein zahlenmäßig geringfügige („versehentliche“) Abschüsse können sich sehr nachteilig auswirken und die Wiedererholung dezimierter Vorkommen oder die Ausbreitung in für sie günstigere Gebiete behindern. Der Abschuss eines Bären,

eines Wolfes, eines Luchses oder auch eines Elchs am Rand seines Verbreitungsgebietes lässt sich als Eingriff in den Bestand überhaupt nicht mit dem von einem Reh, Wildschwein oder Fuchs vergleichen. So gut wie jede Bestandsentwicklung macht an ihrem Anfang eine mehr oder weniger ausgeprägte Verzögerungsphase durch. Erst wenn ein Viertel oder ein Drittel der Umweltkapazität erreicht ist, kommt das Anwachsen des Bestandes ziemlich gut von selbst voran. Daher dauerte es Jahrzehnte, gut ein halbes Jahrhundert letztendlich, bis sich der bejagte Schwarzstorch nach weitgehender Einstellung der Abschüsse in seinen mitteleuropäischen Restbeständen zu erholen und auszubreiten anfang. Die alte DDR-Grenze und ihre Fortsetzung als „Eiserner Vorhang“ entlang der Grenzen des damaligen Ostblocks blieben noch rund zwei Jahrzehnte nach der deutschen Wiedervereinigung und der Aufhebung der West-Ost-Trennung eine deutliche Grenze zwischen den Vorkommen zahlreicher Säugetier- und Vogelarten. Bis heute ist sie noch erkennbar. Denn „drüben“ hatten die seltenen Arten während der Ostblockzeit unter völligem Schutz gestanden, während sie „hüben“, im „Westen“, zwar geringfügig der Zahl nach, aber wirkungsvoll genug bejagt worden waren. Ihre Ausbreitung in den „Westen“ kommt daher nur langsam voran. Sogar in den letzten Jahren wurden streng geschützte Seeadler in Deutschland und Österreich geschossen, und es kam zu angeblich versehentlichen Abschüssen von Wölfen.

Es liegt also nicht allein an der vorhandenen Umweltkapazität, gemessen an verfügbarer Nahrung und Lebensraum, in welchen Beständen Wildtiere bei uns leben könn(t)en, sondern auch daran, ob die Jagd sie kommen und leben lässt. Abschüsse zu Beginn einer Entwicklung bremsen oder verhindern, auch wenn sie der Zahl nach vernachlässigbar erscheinen. Nur wenn die Bestände auf die Hälfte ihrer Umweltkapazität angewachsen sind, nimmt die Bedeutung von Verlusten nach und nach ab und geht bei manchen Arten sogar in bestandsfördernde Wirkung über. Aus guten, durch ökologisch-wissenschaftliche Forschung bestens abgesicherten Gründen sind daher von den Naturschutzverbänden immer wieder Abschussverbote für alle seltenen Arten gefordert worden – auch für solche, bei denen die Bestände in neuerer Zeit stark zurückgehen, wie etwa bei den Rebhühnern und regional bei den Feldhasen. Denn wenn bei abnehmender Bestandsgröße der Abschuss als eine weitere Sterblichkeitsrate hinzukommt, beschleunigt dies den Niedergang. Abnehmende Bestände sind eben nicht mehr (hoch) produktiv.

Damit sind wir beim dritten Aspekt angelangt, bei der „Umweltkapazität“ und dem, was sie in der Kulturlandschaft bedeutet. Die Wildtiere

leben bei uns in einer Umwelt, die nicht natürlich, sondern vom Menschen gestaltet ist. Längst gibt es keine Naturgebiete mehr, sondern nur noch Kulturlandschaften. Diese werden permanent mehr oder weniger intensiv genutzt. Sie sind infolgedessen ganz bestimmten Nutzungsansprüchen und Ertragserwartungen unterworfen. Die Jagd ist ein Teil der Landnutzung. Rechtlich wird sie auch so behandelt.

#### **4. Die Kulturlandschaft als Lebensraum für Wildtiere**

Natur im Sinne von Wildnis, eine Natur also, die aus sich heraus entstanden ist und sich ohne Zutun und Eingriffe des Menschen erhält, gibt es in Mitteleuropa nirgends mehr. Alle Landschaften sind ausnahmslos Menschenwerk und zwar entweder direkt, weil Menschen sie nach ihren Zwecken gestalten, oder indirekt, weil Auswirkungen anderer menschlicher Aktivitäten darauf einwirken. Von letzteren bleiben nicht einmal die strengsten Naturschutzgebiete verschont, allein schon deswegen nicht, weil sie durch die von Menschen gestaltete und genutzte Umgebung zu lediglich naturnäheren „Inseln“ in der Kulturlandschaft gemacht worden sind. Auch bei bestem Schutz ist nicht zu verhindern, dass Belastungen der Luft, Inhaltsstoffe des Niederschlags und Stäube oder Pflanzensamen aus der Umgebung durch den Wind eingetragen werden. Also gelten in dieser künstlichen Welt die Gesetzmäßigkeiten der unbeeinflussten Natur vielleicht gar nicht mehr? Bedarf die „Restnatur“ in der Kulturlandschaft genauso der Regulierung durch Menschen wie die Nutzflächen, weil sich ansonsten Ungeziefer breit macht, einzelne Arten in unerwünschter Weise überhand nehmen und Schäden verursachen? Die Antwort der Jägerschaft lautet, dass der Wildbestand der Kulturlandschaft angepasst werden müsse. Und genau dafür sollen die Jäger sorgen.

Die Schlüssigkeit dieser Argumentation scheint unangreifbar. Kaum jemals wird sie ernsthaft hinterfragt oder gar experimentell überprüft. Dabei gibt es solche „Experimente“. Sie betreffen die beiden Enden des Spektrums von Lebensräumen, in denen Wildtiere vorkommen, nämlich einerseits den schon wiederholt angeführten Siedlungsraum der Menschen, also die Städte und Dörfer, die zusammen gut zehn Prozent der deutschen Landesfläche ausmachen, und einige größere Naturschutzgebiete mit „Jagdruhe“ andererseits. Diese rangieren der Fläche nach allerdings nur im Promillebereich. Für beide trifft jedoch die Feststellung zu, dass weder die naturferne Stadt noch besonders naturnahe („natürliche“) Naturschutzgebiete eine Kontrolle ihrer Wildbestände durch die Jagd brauchen. Der größte Vertreter des Naturtyps ist übrigens der Schweizeri-

sche Nationalpark im Oberengadin, in dem seit über 100 Jahren nicht mehr gejagt wird. Er hat eine Fläche von 170 Quadratkilometern. Doch da in diesem besonderen Nationalpark auch Forst- und Landwirtschaft völlig eingestellt sind, repräsentiert er trotz seiner beachtlichen Größe nur den Außenrand des Spektrums von Landschaften in Mitteleuropa, wie die wenigen (winzigen) deutschen Naturschutzgebiete ohne Jagd. In solchen Gebieten kollidieren Wildtiere auch nicht mit anderen Nutzungsansprüchen. Als eher konfliktrichtig erweisen sich größere Wildtiere in der Stadt (Verkehr, Schäden in Kleingärten oder Ruhestörung durch „randalierende“ Marder).

#### **4.1 Feld und Wald als reichhaltige Nahrungsquellen**

Das Kernproblem wird somit weder durch Wildtiere in der Stadt noch mit ihrem Wirken in besonderen Naturschutzgebieten und Nationalparks offen gelegt. Es steckt in der Beeinträchtigung der land- und forstwirtschaftlichen Produktion oder der fischereiwirtschaftlichen Erträge. Um diese näher betrachten zu können, ist nochmals ein kurzer Rückgriff auf das vorige Kapitel nötig. Darin wurde festgestellt, dass die (auf die jeweilige Art von Wildtieren bezogene) Umweltkapazität die Bezugsgröße für den dauerhaft möglichen Bestand sowie für die Auswirkung der Abschüsse darstellt. Wie groß ist nun aber diese Umweltkapazität, speziell in der Kulturlandschaft und ihren unterschiedlichen Ausprägungsformen? Die Antworten auf diese so einfach erscheinende Frage fallen höchst unterschiedlich aus, je nachdem, wer sie gibt. Das ist verständlich, denn für keine Wildtierart lässt sich „die“ Umweltkapazität angeben. Generell gilt lediglich die Feststellung, auch wenn das fast alle im Ringen um die Größe der Wildbestände und die Notwendigkeit ihrer Regulation Beteiligten nicht wahrhaben wollen: Noch nie, seit Menschen Mitteleuropa urbar gemacht und damit vom Naturzustand gelöst haben, gab es für größere Wildtiere so günstige Lebensbedingungen wie in der Gegenwart. Eine solche Feststellung klingt (maßlos) übertrieben. Dennoch trifft sie zu. Der Beweis steckt in den Hektarerträgen der Landwirtschaft und im Zuwachs an „Holzvorrat“ in unseren Forsten. Trotz „Waldsterben“, dem zum Jahrtausendwechsel der deutsche Wald zum Opfer gefallen sein sollte, gab es bei uns seit dem Spätmittelalter nicht mehr so viel Wald und Holz wie gegenwärtig. Noch viel größer ist der Unterschied zu früher in der Landwirtschaft, deren Hektarerträge alles überhaupt jemals Dagewesene bei weitem übertreffen. Da nun Reh und Hirsch, Wildschwein und Hase von Pflanzen leben und die Produktivität der Vegetation Rekordhöhen erreicht hat, sollte es diesen Wildtieren entsprechend gut ge-

hen. Dass es sich im Prinzip auch so verhält, beweisen die parallel zur Zunahme der landwirtschaftlichen Produktivität angestiegenen Jagdstrecken bei den Schalenwildarten und die neuere Entwicklung bei den Wildschweinen in Zusammenhang mit der Ausweitung des Maisanbaus. Dieser ist zur flächendominanten Feldfrucht geworden und hat sogar den Weizen übertroffen. Allein in Bayern verzehnfachte sich der Wildschweinabschuss in den letzten 30 Jahren von einigen Tausenden pro Jahr in den 1960ern auf über 50.000 gegenwärtig. Die Million jährlich abgeschossener Rehe verharrt mit geringfügigen Schwankungen auf diesem hohen jagdstatistischen Niveau seit Jahrzehnten. Der Rothirsch würde sofort seinen Bestand großflächig auf ganz Deutschland ausbreiten, wenn das Rotwild die dafür speziell ausgewiesenen „Rotwildgebiete“ verlassen dürfte. Die sogar vorgeschriebenen Abschüsse außerhalb verhindern die Ausbreitung, ebenso wie sie die Einwanderung des Elchs unterbinden werden. Wie bereits ausgeführt, wird der Schalenwildbestand auf (sehr) hohem Niveau gerade durch die Abschussmengen gehalten, die Jahr für Jahr die Bestandsentwicklung in den Mittelbereich der nutzbaren Umweltkapazität drücken. Sie gleichen auch die Abwanderungsverluste aus, die natürlicherweise vorhanden wären, wenn das Wild wie in einer Naturlandschaft jahreszeitliche Wanderungen durchführen dürfte.

## **4.2 Abschüsse und ihre Folgen**

Allerdings ist einzuwenden, dass der Bestand der Feldhasen ziemlich genau gegenläufig zum Anstieg der Schalenwildbestände stark abgenommen hat. Auch das dokumentieren die Jagdstrecken. Die Zeit der „Millionen Hasen“ ist vorüber. Vielfach wird nun ein Vollschutz für den Feldhasen gefordert, wie auch für das noch viel rarer gewordene Rebhuhn. Die gleichfalls schwindenden Fasanenstrecken werden gebietsweise durch kurz vor der Jagd frei gelassene Aufzuchtvögel aus Fasanerien „aufgebessert“. Also widerspricht die Entwicklung beim Niederwild, das Reh ausgenommen, der Zunahme bzw. anhaltend großen Höhe der Jagdstrecken beim Schalenwild. Die Diskrepanz lässt sich aber leicht erklären. Das Reh ist körperlich groß genug, um einigermaßen unabhängig von den Unbilden der Witterung (über-)leben zu können, erreicht es doch zu Beginn des Winters deutlich mehr als zehn Kilogramm Körpergewicht. Wie wir aus den Untersuchungen des Wildbiologen Hermann Ellenberg wissen, liegt bei zwölfteinhalb Kilogramm für das Reh die kritische Körpermasse. Zu schwache Tiere überleben auch bei guter Winterfütterung eine normale Winterkälte nicht. Sie „verludern“, werden „Fallwild“ oder kommen auf den Straßen „unter die Räder“, so sie nicht vorher geschos-



sen wurden. Die Fortpflanzungsbiologie des Rehs ist darauf eingestellt, die Kitze möglichst früh im Jahr zur Welt zu bringen, weil früh geborene Kitze zu Beginn des Winters ein hinreichend großes Körpergewicht erreicht haben. Als biologische Besonderheit ermöglicht nach der Befruchtung des Muttertieres im Frühsommer die Keimruhe im Winter die jahreszeitlich passende Geburt der Rehkitze im darauf folgenden Frühjahr. Dieser kleine Hinweis vermittelt einen vertieften Einblick in das Grundlegende: Nicht allein die jahreszeitliche Passung ist wichtig, sondern auch die Kondition der Wildtiere. Und diese wird umso besser, je mehr gut verwertbares Eiweiß und im Stoffwechsel leicht „verbrennbare“ Kohlenhydrate die Nahrung enthält. Eiweiß ist der Baustoff für das Wachstum, Kohlenhydrate sind der Brennstoff für den Betrieb des Körpers.

Nun kommen wir zum Unterschied zwischen Hasen und (zu) kleinen Rehen als „Niederwild“ einerseits und großen Arten des Schalenwildes wie Hirsch und Wildschwein andererseits. Bei den Kleinen hat die Versorgung mit Energie zur Erzeugung von Körperwärme den Vorrang, bei den Großen nimmt der Bedarf hierfür mit zunehmender Körpergröße ab. Rotwild kann sich in den Wald zurückziehen und sich durch Schälen von Baumrinde ernähren, während das viel kleinere Reh gehaltvollere Nahrung in Form von Knospen, Grasspitzen oder Kräutern (im Winter Raps) benötigt. Nun werden aber die Fluren spätestens im Herbst vollends abgeerntet. Aus dem Überfluss des Sommers entsteht urplötzlich, manchmal buchstäblich über Nacht, akuter Nahrungsmangel. Mit zunehmender Vergrößerung der Schläge auf den Fluren, in Gang gesetzt von der Flurbereinigung, wächst der Abstand zwischen günstiger Nahrung im Sommer und Mangel im Winter. Die Jägerschaft reagiert darauf mit der Winterfütterung, um ihr Wild durch die Notzeit zu bringen. Und sie vermindert durch den Abschuss („Herbstzeit ist Erntezeit“) den Bestand im Revier auf jenes Maß, das normalerweise durch den Winter kommt. Der natürliche winterliche Engpass wird damit in doppelter Weise entschärft: ganz direkt durch die Fütterung und indirekt durch die vorausgegangene Bestandsverminderung. Dass sich die Rehe in Deutschland seit Jahrzehnten auf so hohem Bestandsniveau halten können, wie kein vergleichbares Vorkommen irgendwo in natürlichen oder naturnahen Regionen, hat seinen Grund in dieser besonderen Form von Hege. Beim Rotwild liegen die Dinge ganz ähnlich oder würden es werden, wenn es sich über die behördlich festgelegten Rotwildgebiete ausbreiten dürfte. Beim Wildschwein ist die Entwicklung, wie schon mehrfach festgestellt, noch im Gang. Doch auch in seinem Fall wirken die Abschüsse zumindest teilwei-

se „entschärfend“ für den Engpass Winter, dem ansonsten auch die Wildscheine ausgesetzt wären.

### **4.3 Überdüngung nützt dem Schalenwild**

Noch nicht berücksichtigt wurde indessen die Qualität der Nahrung. Auch sie hat in den letzten Jahrzehnten enorm zugenommen, und zwar dank neuer ertragreicher und gehaltvoller Sorten. Besonders bedeutsam ist der Gehalt an Stickstoffverbindungen, da diese die Grundstoffe für die Bildung von Eiweiß sind. Gefördert wird der Stickstoffgehalt durch Düngung. Seit Jahrzehnten haben wir eine Überdüngung, weil von der Nährstoffzufuhr (Düngung) mehr als 100 Kilogramm Reinstickstoff pro Hektar und Jahr nach der Ernte im deutschen Durchschnitt übrig bleiben. Diese Überdüngung wird aus zwei Quellen gespeist, nämlich der Güllewirtschaft und Stickstoffverbindungen, die bei der Mitverbrennung von Luftstickstoff in modernen Heizungsanlagen und Kraftfahrzeugmotoren mit hohem Wirkungsgrad entstehen. Letztere machen allein zwischen 30 und mehr als 50 Kilogramm Reinstickstoff pro Hektar und Jahr aus. Die verschiedenen Wildtiere sind davon ganz unterschiedlich betroffen. Die Erhöhung des Stickstoffgehaltes der Vegetation begünstigt Rehe, Hirsche und Wildschweine, also das Schalenwild, beeinträchtigt aber die Feldhasen und sehr viele Vögel, darunter auch die Rebhühner und Fasanen. Denn das Überangebot an Stickstoffverbindungen in den Böden lässt die Vegetation auf den Fluren und sogar in den ansonsten nicht gedüngten Naturschutzgebieten im Frühjahr viel schneller und viel dichter aufwachsen, als das früher der Fall war. Das macht den bodennahen Bereich kalt und feucht. Ein solches Kleinklima schädigt die neu geborenen Junghasen, die Küken der Feldvögel und so gut wie das gesamte Kleintierleben auf Feldern und Wiesen. Konkurrenzschwache, von Natur aus auf magere Bodenverhältnisse eingestellte Pflanzen werden von den robusteren, wüchsigeren Arten verdrängt. Deshalb gibt es im überdüngten Dauergrünland kaum noch bunte Blumen und praktisch keine Schmetterlinge mehr. Für Rebhühner und Lerchen ist der Bewuchs zu dicht und zu kalt. Die Junghasen sterben an Unterkühlung, zumal im häufig regenreichen Frühsommer.

Was für die Großen also günstig ist, fällt für die Kleinen höchst ungünstig aus. Deshalb ist es in der Tat nicht möglich, „die Umweltkapazität“ der Kulturlandschaft für „die Wildtiere“ anzugeben. Derselbe Zustand kann für die einen sehr ungünstig, für die anderen aber höchst förderlich sein – wie der Maisanbau für die Wildschweine („Mais ist Schweinefutter“ und war bei seiner Einführung auch nicht als „Biomasse-

lieferant“ für „grüne Energie“, sondern als Futter für die Schweinemast gedacht!).

Nunmehr sollte klar sein, weshalb die Verhältnisse in der Stadt bzw. in den Schutzgebieten so verschieden von denen der landwirtschaftlich genutzten Fluren sind. In der Stadt kommt es selten einmal zu direkten Konflikten mit Wildtieren. Seit der Ausrottung der Tollwut bilden sie kein besonderes gesundheitliches Risiko mehr. Nahrung ist eher knapp. Verfolgung von Wildtieren gibt es kaum, eher sogar Zufütterung. Auf den Fluren herrscht einen Teil des Jahres ein extrem günstiges Nahrungsangebot für große Wildtiere. Im Jahreslauf schwankt es jedoch sehr stark und kann über beträchtliche Flächen weitgehend ausfallen. Für das (kleine) Niederwild und die übrige Tier- und Pflanzenwelt wurden die Fluren hingegen immer ungünstiger. Auf immer größeren Flächen können sie gar nicht mehr existieren. Sie stellen daher den weitaus größten Anteil gefährdeter Arten in den „Roten Listen“ des Naturschutzes.

#### **4.4 Mehr Waldschäden durch scheues Wild**

Zu berücksichtigen ist weiterhin der zusätzliche Aufwand an Energie, den Wildtiere draußen in der freien Natur zu leisten haben, weil sie so scheu gemacht worden sind. Die meisten der bejagten Säugetiere sind zu ausschließlich nächtlicher Aktivität übergegangen. Sie schränkt ihr Zeitbudget stark ein. Die Scheu fördert den Verbiss im Wald, weil nur dort genügend Sichtschutz gegeben ist, bis Mais und anderes Getreide auf den Fluren hoch genug stehen. Sie zwingt dazu, wo immer es geht, möglichst ergiebige Nahrung in möglichst kurzer Zeit aufzunehmen. Im Winter wird durch diese Scheu wertvolle Energie durch unnötige Fluchten vor harmlosen Spaziergängern oder Tourenskifahrern vergeudet. Bei hohem Schnee und Frost entsteht schnell ein lebensbedrohendes Defizit. Es wäre nicht nötig, könnte das Wild die Annäherung von Menschen tolerieren. Wiederum zeigt sich das in den Städten im Winter besonders deutlich. Krähen suchen sich in dieser auch für sie kritischen Jahreszeit ihre Schlafplätze oft auf Bäumen in der Stadt und nicht „draußen im Wald“. Die Scheu nimmt den Wildtieren viele Möglichkeiten des Lebens draußen in Wald und Flur, auch an Orten, wie den Rändern von Siedlungen und Gehöften, wo sie keinen wirtschaftlichen Schäden verursachen würden. Von Fischen lebende, bejagte Vogelarten müssen umso mehr Fische fangen, je häufiger sie gezwungen werden umherzufliegen. Denn der Flug kostet sie bis zu einem Zehnfachen des Grundumsatzes an Energie. Scheue Vögel brauchen mehr Nahrung. Das gilt ganz allgemein, so dass Verfolgung die Schäden eher erhöht als vermindert.

## **5. Schäden und Schadensminderung**

Wir sind also nicht in der Lage, die „Umweltkapazität“ für die Wildtierarten draußen in der freien Natur genauer anzugeben. Damit lässt sich auch nicht sagen, welche Bestandsgröße „richtig“, d.h. den ökologischen Verhältnissen angemessen wäre. Sicher ist lediglich, dass Arten, die wie das Wildschwein gegenwärtig in ihren Beständen zunehmen, sehr wohl noch häufiger werden können und das auch tun werden. Die Bejagung schaffte es bisher nicht, sie „unter Kontrolle“ zu bringen. Der Umbau von Fichtenwäldern im Tiefland zu standortgemäßen Laubwäldern mit Buchen und Eichen wird den Wildschweinen weiter zugutekommen. Sie und die anderen Arten des Schalenwildes verursachen aber mehr oder weniger beträchtliche Wildschäden. Sie zehren von Pflanzen, von denen die Landwirte ernten wollen. Sie verbeißen den Jungwuchs, zwingen und zwingen Waldbesitzer und Forstwirtschaft dazu, Jungpflanzungen einzuzäunen, und sie verursachen im Straßenverkehr auch viele Unfälle, mitunter sogar mit Todesfolge für den Fahrer. Ihrer allgemein negativen Bestandsentwicklung gemäß haben die landwirtschaftlichen Schäden abgenommen, die Hasen und Fasanen oder Kaninchen anrichteten, während die dem großen Schalenwild zuzuschreibenden angestiegen sind oder sich auf hohem Niveau halten. Was bedeutet nun in diesem Zusammenhang „Umweltkapazität“? Es sollte sich um jene Größe von Verlusten land- und forstwirtschaftlicher Erträge handeln, die nach den Prinzipien der Sozialbindung des Eigentums hingenommen werden (sollten), weil Wildtiere ein unverzichtbarer Bestandteil unserer Umwelt sind. Sie gehören zur Qualität von Natur und Landschaft.

### **5.1 Jagd zur Regulation von Wildschäden**

Die Rechtfertigung der Jagd hängt daher in der Hauptsache an der Minderung der Wildschäden. Alle anderen Aspekte des Jagens, die Jagdleidenenschaft vor allem, entspringen dem Eigeninteresse der Jäger. Jagdleidenenschaft (Passion) ist kein Auftrag der Gesellschaft und kann es auch nicht sein. Irgendwelche Tierarten „kurz zu halten“, bildet allenfalls eine Forderung von Land- und Forstwirtschaft. Auch die ökonomische Gewichtung der Jagd ergibt sich nur aus ihr selbst, nicht aber aus gesellschaftlicher oder ökologischer Notwendigkeit. Ihrem Umsatz müsste der verminderte oder entgangene Naturgenuss der großen Masse der Bevölkerung gegengerechnet werden. Wie schnell sich da gänzlich andere Bilanzen ergeben können, zeigt eindrucksvoll der Nationalparktourismus in Afrika, Amerika und Asien. Aber auch für die Jäger selbst verursacht die

Jagd hohe Kosten. Die Pacht von Jagdrevieren ist teuer. Schäden, die vom Schalenwild verursacht werden, müssen beglichen werden. Die Kosten werden keineswegs immer, oft sogar überhaupt nicht, vom Verkaufswert des Wildbrets gedeckt. Da die rund fünf Millionen Stück Wild, die alljährlich in Deutschland erlegt werden, lediglich etwa 160 Millionen Euro wert sind, der Aufwand dafür aber beträchtlich ist, stellt der Jagdtrug nicht gerade eine großartige Wertschöpfung dar. Für eine Jagdbeteiligung auf 700 Hektar in der Uckermark werden ab 14.000,- € gefordert, für ein Hochgebirgsrevier 170.000,- € pro Jahr (Internetangebote 2013). Ertrag kann also nicht das (Haupt-)Ziel der Jagd sein.

Mit dieser Randbemerkung soll lediglich ausgedrückt werden, dass es bei der deutschen Revierjagd vorrangig weder um Minderung oder Verhütung des Wildschadens noch um einen wirtschaftlichen Ertrag für die Jäger geht. Diese Feststellung ist wichtig, um den landeskulturellen Aspekt der Jagd zu verstehen. Entscheidend ist dabei die Größe der Jagdreviere. Denn von ihr hängt es ab, ob der Anspruch zur Regulierung der Wildbestände gerechtfertigt und die Möglichkeit dazu überhaupt gegeben sind. Dazu müsste das Jagdrevier (erheblich) größer sein als der Flächenbedarf eines darauf eigenständig lebenden Wildbestandes. Denn „regulieren“ lässt sich nur, wenn die Eingriffe tatsächlich den Kernbestand treffen. Nun sind die minimal 75 bis 82 Hektar für ein Eigenjagdrevier aber weit entfernt von einer Flächengröße, auf der der Jagd unterworfenen Wildtiere selbständig und langfristig überlebensfähige Bestände (Populationen) entwickeln könnten. Eigenjagdreviere in der Größenordnung von einem bis zehn Quadratkilometer reichen nicht einmal zur Regulierung von Ringeltauben oder Hasenbeständen. Die Vielgestaltigkeit der Landschaften und ihrer Nutzungsformen bringt es aber für große Teile Mitteleuropas mit sich, dass sich keine einheitlich großen Flächen ergeben, auf denen der Wildbestand unabhängig von den land- oder forstwirtschaftlichen Produktionszielen „gemanagt“ werden könnte. Ein vielgestaltiger Lebensraum weist von Natur aus unterschiedliche Häufigkeiten von Tieren auf. Durchschnittsbestände besagen daher nicht viel; sie sind unzureichend als Grundlage für eine Abschussplanung. Sie können nur grobe Rahmen vorgeben, wenn überhaupt. Zudem müssten alle Reviernachbarn in praktisch gleicher Form und Intensität jagen, um revierübergreifend wirksam zu werden. Das lässt sich lediglich bei Großwild, wie dem Rotwild, zuwege bringen. In aller Regel kommt es zu dem, was in der Populationsdynamik seit langem bekannt und bestens erforscht ist, nämlich zu einem komplexen Ausgleich der Häufigkeitsdynamik durch Zu- und/oder Abwanderung. Im Klartext heißt das, dass ein örtlicher Bestand abneh-

men kann, weil Tiere daraus abwandern, oder auch ansteigen, weil es Zuwanderung gibt, und zwar ganz unabhängig davon, ob der Bestand bejagt wird oder nicht. Das ist die Norm in der freien Natur. Beutegreifer, wie Wolf und Luchs, aber in kleinerem Maßstab auch die Füchse, bewirken, dass sich ihre Beutetiere stärker im Raum verteilen und nicht länger an wenigen Stellen konzentrieren. Diese ökologisch so genannte Verteilungsdynamik (Dispersionsdynamik) versucht die Jagd in unserem Revierjagdsystem dadurch zu verhindern, dass es das Wild an bestimmte Plätze (durch Fütterung) bindet und so „im Revier hält“.

## **5.2 Kann Jagd Wildbestände regulieren?**

Die Fütterung hat daher keineswegs allein den Zweck, den Wildtieren in extremen Notzeiten zu helfen. Vielmehr sollen sie das jagdlich interessante Wild in bestimmten Teilen des Reviers konzentrieren, auch um es leichter bejagbar zu machen (Anlockfütterung, Kurrung). Dadurch beeinflusst die Jagd das Verteilungsmuster der Wildtiere sehr stark. Die Konzentration fördert den Befall mit Parasiten und die Ausbreitung von Krankheiten. Und sie erfordert Gegenmaßnahmen (bis hin zu Medikamenten in der Fütterung).

In diesem Zusammenhang wird nun verständlich – wenngleich es alles andere als zu entschuldigen ist –, dass in Deutschland alljährlich zwischen einer Viertel- und einer halben Million angeblich wildernder Katzen und etwa 65.000 Hunde abgeschossen werden. Sie würden den Jagdertrag schmälern, so das Argument der Jäger, und zudem „grausam“ töten. Bei frei laufenden Hunden geht es aber viel mehr um die mögliche Vertreibung von Wild aus dem Revier.

Diese Form von „Hege“ entlarvt die Motive. Sie hat weder mit Wildschutz noch mit Bestandsregulierung zu tun. Bei den ohnehin (angeblich) zu hohen Schalenwildbeständen und der Schwierigkeit, wegen der Scheu des Wildes die Abschusspläne zu erfüllen, müssten sogar menschliche Wilderer als Mithelfer der Regulation willkommen sein. Die Fähigkeit der Jagd zur Kontrolle und Regulierung der Wildbestände auf bestimmten Niveaus ist daher grundsätzlich in Frage zu stellen. Der Katzenabschuss lässt sich mit Regulierung ebenso wenig rechtfertigen wie die Bejagung der Greifvögel, der Füchse, Dachse (!) und anderer von den Jägern so genannter Raub-Tiere. Der Abschuss von Hunden dient, wie Vorfälle in Deutschland in jüngster Vergangenheit gezeigt haben, als idealer Vorwand dafür, die Wiederausbreitung des Wolfes zu verhindern. Das Argument der Notwendigkeit zur Regulierung der Wildbestände im Interesse der Landeskultur hat also große Schwächen. Trotz beständiger Wie-

derholung fehlt jeglicher Nachweis. Die nicht bejagten Gebiete sprechen dagegen.

### **5.3 Mehr Wild im Wald oder sollen Jäger die „Natur“ formen?**

Somit verbleibt als letzter Punkt der Wildschaden in der Land- und Forstwirtschaft. Wiederum ist sogleich zu betonen, dass dieser weniger groß ausfallen würde, wenn das Wild nicht so scheu wäre und wenn mehr Raubtiere als natürliche Feinde des Schalenwildes in Wald und Flur zugelassen würden. Die Furcht vor den Menschen treibt dieses in den Schutz der Wälder. Bei Vollschonung ändern sich die Verhaltensmuster der vorher bejagten Wildtiere sehr schnell. Als „Nationalparkeffekt“ ist dies hinlänglich bekannt und weltweit bewiesen worden. Und sollte nicht wenigstens der Staatsforst, der angeblich „Allen“ gehört, mehr Wild haben dürfen? Die Allgemeinheit, der er gehört, wird nicht gefragt, welche Form von Nutzung, falls überhaupt, sie von/in ihrem Wald haben möchte. Gewiss würde die Öffentlichkeit mehr Wild im Wald vorziehen, als den Staatsforstbetrieben lieb wäre. Ohne einseitige Ausrichtung auf Holztrag und diesen besonders fördernde forstliche Maßnahmen könnte die Wald-Wild-Problematik sicherlich ganz erheblich entschärft werden und damit auch die Wildschäden auf den Fluren. Das Schalenwild hat im Schweizerischen Nationalpark auch nach einem vollen Jahrhundert ohne Bejagung den Wald nicht „kurz und klein“ gefressen. Im Gegenteil: Aufgrund der bis heute vorhandenen Probeflächen zur Ermittlung des Vegetationszustandes und seiner Vielfalt ist längst klar, dass Wald und Wild miteinander auskommen – ohne Regulierung seitens des Menschen.

Nun gibt es aber die Wildschäden in der Landwirtschaft. Als Besitzer der Flächen sind die Landwirte allerdings gleichzeitig Gegner und Nutznießer der Jagd: Gegner, weil sie keinen Wildschaden hinnehmen wollen, und Nutznießer, weil sie Jagdpacht verlangen, anstatt für das Jagen, das ihnen zugutekommt, zu bezahlen. Die Problematik der Jagd hängt in Deutschland also engstens mit der Form der Landwirtschaft und ihrer Geschichte zusammen. Ökologische Argumente werden dabei stets nur vorgeschoben. Auf der Basis hinreichend objektiver ökologischer Fakten lässt sich die Problematik daher nicht lösen.

## **6. Ausblick**

Das neue Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte von 2012, das klar gestellt hat, dass Grundstückseigentümer keine Jagd auf ihrem Grund und Boden hinnehmen müssen, wenn sie diese aus ethischen

Gründen ablehnen, hat nun eine neue Lage für die Jagd nach deutschem (und österreichischem) Revierjagdsystem geschaffen. Das bisher geltende Recht enteignet de facto all die Grundstücksbesitzer, deren Flächen zu klein für eine Eigenjagd sind, und verpflichtet dem Jagdrecht gemäß sogar zur Einhaltung von Abschussquoten nach Vorgaben der Unteren Jagdbehörden in den Eigenjagdbezirken. Hier tut sich nun eine ganz neue Dimension auf, in der die Ethik das entscheidende Gewicht zugeteilt bekommen hat. Sie geht über den ökologischen Bezugsrahmen hinaus. Für diesen ist abschließend in aller Deutlichkeit festzustellen, dass Jagd in der Kulturlandschaft nicht sein muss, weil es keine ökologisch begründbaren Bestandsgrößen für Wildtiere gibt, die wirtschaftliche Schäden verursachen können. Inwieweit diese toleriert werden müssen nach dem Prinzip der Sozialbindung des Eigentums und auch ein Teil der Gegenleistung sein sollten, die von der Landwirtschaft für die seit Jahrzehnten anhaltende exorbitante Subventionierung ihrer Produktion durch die Gesellschaft zu erbringen ist, bedarf dringend der Diskussion auf politischer und ethischer Ebene.

Im Eigeninteresse der Jägerschaft wäre es besser, keine unhaltbaren, weil nicht beweisbaren ökologischen Begründungen vorzutragen. Sie sollte sich auf das beschränken, worum es ihr wirklich geht, nämlich um das Jagen als Selbstzweck und allenfalls um die Wildschäden in Land- und Forstwirtschaft. Eine neue ethische Bewertung auf der Basis der Menschenrechte steht an. Die Jagd muss sich dieser neuen Konfrontation stellen. Ein Beharren auf der althergebrachten jagdlichen Tradition und die Bekräftigung jagdinterner Ethik reichen dazu sicherlich nicht. Denn die Jagd wirkt sich nicht nur auf die bejagten Tierarten aus, sondern auch auf die Gesellschaft, ihre kulturellen Ansichten und Werte.

### **Zur Person**

Dr. Josef H. Reichholf lehrte als Honorarprofessor Naturschutz und Ökologie an der Technischen Universität München. Er war viele Jahre im nationalen und internationalen Naturschutz tätig und gilt als einer der profiliertesten Biologen Deutschlands. Er schrieb mehrere Bestseller zu Themen von Ökologie und Evolution. Seine Bücher wurden in 15 Sprachen veröffentlicht. In seinen Forschungen befasste er sich intensiv mit Landwirtschaft und Stadtökologie, mit der Ökologie von Stauseen und den Auswirkungen der Jagd.

### **Korrespondenzadresse**

E-Mail: reichholf-jh@gmx.de



# Gibt es eine ethische Rechtfertigung der Jagd?

*Jens Tuidier & Ursula Wolf*

## Zusammenfassung

Zur Jagd gehört nach üblicher Definition das Aufspüren, Verfolgen und Erlegen von Wild. Verfolgung führt beim Tier zu Angst und Stress. Doch auch wo ein Tier überraschend aus dem Hinterhalt getötet werden soll, besteht die Möglichkeit, dass es nicht sofort tödlich getroffen wird, sondern leidet. Die moralische Beurteilung der Jagd betrifft damit zwei Folgen für Tiere: die Tötung und die Leidenszufügung. Da die Tötungsfrage in der Tierethik kontrovers diskutiert wird und die Grundlage eines Lebensrechts für Tiere unklar bleibt, wird nur die Begründbarkeit der mit der Jagd verbundenen (wahrscheinlichen) Leidenszufügung erörtert. Nach gängiger Auffassung in der Tierethik darf Tieren Leiden nur zugefügt werden, wenn (i) das Leiden für einen bestimmten Zweck unerlässlich ist und (ii) seine Zufügung ethisch vertretbar ist, d.h. der Zweck für den Menschen von besonderer Bedeutung ist. Mithilfe dieser Kriterien werden die wichtigsten Rechtfertigungen der Jagd geprüft: Argumente der Subsistenz und der kulturellen Identität, existentielle und anthropologische Argumente, ökologische Argumente. Dabei ergibt sich, dass einige Komponenten des Jagens einen nachvollziehbaren Sinn haben, hingegen die letzte Komponente, das Töten, sofern ihm mit einiger Wahrscheinlichkeit Leiden vorhergeht, nicht gerechtfertigt werden kann.

Schlüsselwörter: Jagd, Leidenszufügung, Töten, Subsistenz, kulturelle Identität, Ökologie

## Is there an ethical justification of hunting?

### Summary

*According to its standard definition, hunting comprises the practices of tracking down, pursuing and killing game and feral animals. Pursuing animals causes them to experience anxiety and stress. But even where it is intended to ambush animals and kill them unexpectedly, there is the*

*possibility of them not being killed instantly but suffering instead. The moral evaluation of hunting therefore comprises two aspects as far as the effects on animals are concerned: killing and the infliction of suffering. Since the question of killing is a highly controversial issue in animal ethics, with the basis for a right to live for animals remaining unclear, this article only discusses the moral justifiability of the (likely) infliction of suffering caused by hunting. It is generally accepted in animal ethics that the infliction of suffering on animals is permissible only if (i) the suffering in question is a necessary means to a certain end and (ii) its infliction is ethically justifiable, i.e. the corresponding end is of particular significance for humans. By applying these criteria, this article scrutinises the main justifications of hunting: arguments with regard to subsistence and cultural identity; existential and anthropological arguments; ecological arguments. The result of this review is that while some components of hunting do make comprehensible sense, the final component, i.e. killing, cannot be justified as it is likely preceded by suffering.*

*Keywords: hunting, infliction of suffering, killing, subsistence, cultural identity, ecology*

Eine bekannte Online-Enzyklopädie definiert Jagd als das „Aufsuchen, Nachstellen, Fangen, Erlegen und Aneignen von Wild durch Jäger“. Wie sich aus dieser Bestimmung ersehen lässt, ist die Frage, ob es eine moralisch akzeptable Jagd geben kann, mehrteilig. Eine erste Frage lautet, ob eine Behandlung freilebender Tiere, wie sie im Aufsuchen, Nachstellen und Fangen vorliegt, mit einer moralischen Rücksicht auf Tiere vereinbar ist. Zweitens impliziert das Erlegen die Frage, ob die Tötung von Tieren grundsätzlich moralisch zulässig ist. Die Aneignung schließlich verweist auf moralische Probleme zwischen Menschen, Probleme, welche mit Eigentumsverhältnissen zu tun haben. Dieser letzte Punkt soll uns hier nicht interessieren, sondern nur diejenigen Fragen, die mit dem ethischen Verhalten gegenüber Tieren zu tun haben.

Wir legen im Folgenden für die Tierethik den minimalen Konsens in der Alltagsmoral und im Recht zugrunde. Demnach kommt Tieren als leidensfähigen, fühlenden Wesen um ihrer selbst willen Schutz zu; man darf ihnen nicht grundlos Schmerzen oder Leiden zufügen. Das scheint, was die zweite Frage betrifft, nicht unbedingt ein Tötungsverbot zu implizieren. So verfügt das deutsche Tierschutzgesetz (im Folgenden: TG) nur, dass Wirbeltiere *nicht ohne Betäubung* getötet werden dürfen (§ 4). Nun sind die meisten Opfer der Jagd Wirbeltiere, so dass man sich fragt, wieso das TG im Fall der Jagd eine Ausnahme von der Betäubungsvor-

schrift macht. Was das Töten von Tieren selbst angeht, so ist unklar, worin das TG die Grundlage für ein Verbot sieht. Die Forderung der Betäubung spricht dafür, dass letztlich auch hier die Leidensvermeidung der entscheidende Gesichtspunkt ist. Tatsächlich ist auch in der ethischen Debatte nicht sonderlich klar, mit welcher Begründung man die Tötung von Tieren als solche für moralisch inakzeptabel halten müsste.<sup>1</sup>

Eindeutig ist nur das grundsätzliche Verbot der Leidenszufügung. Aus diesem ergibt sich, dass die Jagd auf Tiere im Sinne der ersten Frage unzulässig scheint. Viele Formen der Jagd sind immer noch mit Jagen im Sinne von Nachstellen und Verfolgen oder Hetze der Tiere verbunden, wodurch Panik und Todesangst erzeugt werden, und selbst wenn sich Jäger darauf beschränken sollten, Tiere plötzlich aus dem Hinterhalt zu töten, kann es immer noch geschehen, dass ein Schuss nicht genau trifft, sondern das Tier nur verletzt, sei es, weil der Jäger einfach ausnahmsweise nicht perfekt schießt, weil die Waffe defekt ist oder weil das Tier sich unvorhergesehen bewegt. Hinzu kommt das Problem sekundären Leidens. Denn Tiere leben sehr häufig in sozialen Verbänden, was zur Folge haben kann, dass Gruppen- oder Familienmitglieder eines erlegten Tiers unter seinem Verlust leiden.

Um die folgenden Überlegungen stärker konzentrieren zu können, möchten wir aufgrund dieser Vorklärungen auch die zweite der obigen Fragen, die Tötungsfrage, ausklammern. Das Töten von Tieren wird heute nach wie vor von der Mehrheit der Menschen als moralisch akzeptabel betrachtet, während der besondere Kontext und die besondere Art und Weise, wie das Töten bei der Jagd geschieht, gerade strittig sind. Zum Jagen gehört faktisch oder zumindest potentiell, dass es dem Opfer Angst oder Schmerzen verursacht, und eine solche Leidenszufügung ist schon nach dem tierethischen Minimalkonsens nicht ohne guten Grund erlaubt. Will man die Jagd rechtfertigen, müsste man besondere Gründe anführen können, die hier eine Ausnahme von der Rücksicht auf Tiere in ihrer Leidensfähigkeit legitimieren.

Um eine ungefähre Orientierung für das Weitere zu haben, kann man eine Parallele zu anderen Handlungsbereichen ziehen, in denen Ausnahmen von dieser Rücksicht als berechtigt gelten. Im TG ist eine solche Ausnahme insbesondere für den Fall der Tierversuche geregelt. Dort müssen Gründe wie folgt qualifiziert sein: Das Leiden der Tiere muss für den Zweck unerlässlich sein, d.h., es darf kein alternatives Mittel mit demselben Nutzen geben. Der Zweck selbst muss von besonderer Bedeu-

---

1 Vgl. dazu Wolf 2012, IV. 2.

tung für wesentliche menschliche Bedürfnisse sein, von so großer Wichtigkeit, dass sich die Leidenszufügung gegenüber Tieren, wenn wir eine Abwägung vornehmen, als ethisch vertretbar erweist.<sup>2</sup>

Wir werden uns an diesen Kriterien orientieren, wenn wir jetzt die für die Jagd vorgebrachten Gründe auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. Folgende Argumente sollen erörtert werden: 1. Jagd zur Sicherung der Subsistenz oder zur Bewahrung der kulturellen Identität von Gruppen, 2. Jagd als Befriedigung wesentlicher Aspekte der menschlichen Existenz im Allgemeinen, 3. ökologische Argumente.

## **1. Subsistenzargumente und kulturelle Identitätsargumente**

Für die frühen Menschen war die Jagd ein Mittel zur Nahrungsgewinnung, aber auch zur Beschaffung von Materialien für Kleidung und andere Gebrauchsdinge. Da wir im Nachhinein nicht ausschließen können, dass in manchen Gegenden zu manchen Zeiten für die Menschen Tierprodukte überlebensnotwendig waren, und da sie noch nicht über andere Mittel der Tötung von Tieren verfügten, könnte es dabei Fälle gegeben haben, in denen die Jagd auch aus unserer heutigen Sicht moralisch gerechtfertigt war. Darüber zu spekulieren, ist jedoch einigermaßen müßig; die Frage kann vielmehr nur sein, wie die Jagd hier und jetzt ethisch zu beurteilen ist.

Nun ist das Argument verbreitet, manche indigenen Völker seien noch heute in einer ähnlichen Situation wie die Menschen der Vorzeit. Die von ihnen betriebene sog. Subsistenzjagd gilt nach wie vor, teilweise sogar bei Tierschützern, als moralisch gerechtfertigte Form der Tiernutzung (vgl. Black 2007; 2011). Dies wird in der Regel damit begründet, dass die betroffenen indigenen Gruppen zur Subsistenzsicherung (im engeren Sinne der physischen Lebenserhaltung wie eventuell auch im weiteren Sinne der Sicherung der ökonomischen Existenzgrundlage) sowie zur Bewahrung und Pflege ihres kulturellen Erbes und ihrer Identität auf die Jagd angewiesen sind.<sup>3</sup>

---

2 Natürlich ist eine gewisse Leidenszufügung durch Verfolgen und Einfangen von Tieren dort gerechtfertigt, wo sie unvermeidbar z.B. für den Zweck ihrer medizinischen Versorgung oder der Umsiedlung in eine für sie passendere Umgebung ist. Denn hier dienen die Belastungen der Tiere ihrem eigenen langfristigen Wohlbefinden.

3 Zur Definition der Subsistenzjagd vgl. z.B. Comstock 2004, 360.

### *Subsistenz*

Ein bekanntes Beispiel sind die indigenen Völker der arktischen Regionen wie die Inuit, für welche beim Walfang Aspekte der Überlebenssicherung, der Sicherung eines Einkommens und der Kultur- bzw. Traditionspflege zusammenfallen. Für die Inuit würde, so das Argument, der Verzicht auf die Waljagd das Aufgeben einer zentralen Praxis bedeuten, zu der es keine gleichwertigen Alternativen gibt, und dadurch würden ihre grundlegenden Rechte verletzt (vgl. Warren 1997, 230). In solchen Fällen gelten dann Ausnahmen von der ebenfalls akzeptierten moralischen Forderung, Tieren durch die Jagd kein Leiden zuzufügen, für begründet. In diesem Zusammenhang wird zudem manchmal noch auf den besonderen Respekt verwiesen, mit dem die indigenen Jäger den Tieren gegenüber treten.

Nun trägt dieser letztere Punkt nichts zur Abmilderung der Verletzung der Tiere bei. Denn aus deren Sicht spielt es keine Rolle, ob sie im Rahmen einer tradierten Praxis unter Bezeugung von Ehrfurcht und Dankbarkeit gejagt oder aus bloß kommerziellem Interesse getötet werden.<sup>4</sup> Tiere haben anders als Personen keine Begriffe von Respekt oder Entschuldigung und kein Verständnis für die Motive der Jäger. Diese ändern nichts daran, dass die Tiere durch die Jagd Angst, Panik und Schmerzen leiden, was für die indigene Jagd in besonderem Maße gilt. Denn dabei finden teilweise archaische Tötungsmethoden mit einfachen Werkzeugen Anwendung, wodurch gerade das Töten sehr großer Tiere wie Wale zu einem Unternehmen wird, das länger dauerndes intensives Leiden verursacht.<sup>5</sup> Das gilt bei Walen in besonderem Maße, da es sich um sehr hoch entwickelte und extrem sensible Tiere mit einer komplexen Sozialstruktur handelt. Inzwischen gibt es modernere und effektivere Mittel des Walfangs, die allerdings das Leiden nur verkürzen, aber nicht vollständig verhindern und deren Einsatz außerdem gerade im Rahmen der indigenen Jagd aus ökonomischen Gründen begrenzt wird (vgl. Hänggi 2001).

Was die Rechtfertigungen der indigenen Jagd betrifft, so wäre zunächst das Subsistenzargument im engeren Sinne der Sicherung des physischen Überlebens unabweisbar, sollte es irgendwo zutreffen. Allerdings dürfte es heute nur noch sehr wenige isoliert lebende indigene Gruppen geben, die tatsächlich keinen Zugang zu alternativen Nahrungsquellen

---

4 Für eine kritische Analyse indigener Jagdrituale und der dahinterstehenden Motive siehe Höffe 1993, 228.

5 Zum schlechten Abschneiden des indigenen Walfangs im Vergleich zum kommerziellen in Hinblick auf das Leiden der Tiere vgl. Black 2007; 2011.

haben. Die meisten indigenen Völker sind inzwischen von der ‚Zivilisation‘ erreicht, haben Teile davon übernommen und können daher auf eine entsprechende Infrastruktur zugreifen. Dementsprechend wird die Behauptung, die indigenen Völker seien fürs Überleben auf die Jagd angewiesen, heute zunehmend kritisch gesehen (vgl. Black 2011). Tatsächlich spielen inzwischen immer mehr die ökonomische Subsistenz, aber auch kommerzielle Interessen indigener Gruppen eine Rolle (vgl. Black 2007; Hänggi 2001). Solche ökonomischen Interessen begründen aber allenfalls die Notwendigkeit der Tötung von Tieren, nicht der Tötung durch Jagd. Doch selbst wenn aus wiederum ökonomischen Gründen nur die Jagd als Tötungsmethode bleibt, so gilt aber, dass ökonomische Zwecke in der Regel nicht geeignet sind, eine moralisch bedenkliche Praxis zu rechtfertigen. Wenn auf der anderen Seite ein langsames qualvolles Sterben von Tieren steht, ergibt sich daraus die moralische Konsequenz, dass andere Wege der ökonomischen Subsistenz gesucht werden müssen.

### *Kulturelle Identität*

Dann bleibt das Argument der kulturellen Identität, wonach z.B. für die Inuit der Walfang und die Nutzung von Walprodukten ein wesentlicher Bestandteil des auf entsprechende Traditionen gegründeten Selbstverständnisses sind. Man könnte vorab fragen, ob es sich bei der Jagd mit modernen Hilfsmitteln streng genommen überhaupt noch um die tradierte Praxis handelt. Aber selbst wenn man das einräumt, handelt es sich nicht um ein moralisch relevantes Argument. Wir halten es nicht für moralisch akzeptabel, wenn eine indigene Gemeinschaft Mädchen verstümmelt, gleichgültig, wie wichtig das in ihrer Tradition gewesen sein mag oder immer noch ist. Und wir behandeln die Mitglieder einer solchen Gruppe nicht als Museumsstücke, die man nur von weitem betrachten darf, sondern wir versuchen, uns mit ihnen auseinanderzusetzen und sie zur Abschaffung solcher leidenserzeugenden Handlungen zu bewegen. Das muss dann aber dort, wo die Betroffenen Tiere sind, ganz genauso gelten. Trotzdem bleibt hier eine Schwierigkeit bestehen. Es ist *eine* Frage, was *wir* in einem solchen Fall moralisch verurteilen. Und es ist eine *andere* Frage, welches in einem solchen Fall die angemessene Form der Austragung der moralischen Kontroverse ist, sollte ein Stamm hartnäckig an einer aus unserer Sicht unmoralischen tradierten Praxis festhalten wollen. Aber dieses Problem ist hier nicht unser Thema.

Im Übrigen braucht der Verzicht auf eine kulturell wichtige Praxis nicht immer einen Verzicht auf den entsprechenden kulturellen Inhalt zu bedeuten. So wäre es etwa denkbar, dass die Inuit eine symbolische Form

der Jagd auf Wale einschließlich bestimmter Rituale etablieren. Damit ließe sich die besondere Beziehung, welche die Inuit zu Walen haben, weiterhin pflegen und zelebrieren, ohne dass dafür empfindungsfähige Wesen leiden müssten. Zudem ist selbst eine zentral und tief verankerte Praxis normalerweise nicht der einzige Bestandteil einer Kultur, so dass das Argument des drohenden Identitätsverlusts nicht zwingend ist (vgl. Wolf 2012, 14, 150). Die kulturelle Identität eines noch existierenden Volks ist ebenfalls kein Museumsstück, sondern etwas, das sich in der Auseinandersetzung mit neuen äußeren Gegebenheiten und neuen Erfahrungen wandelt. Tatsächlich ist ein solcher Wandel faktisch längst eingetreten. Denn in den meisten Fällen dürfte es so etwas wie eine reine indigene Kultur ohnehin kaum noch geben. Durch den Kontakt mit der Mehrheitskultur ist es längst zu Vermischungen gekommen, und die meisten indigenen Gruppen sind inzwischen Teil der Mehrheitskultur mit ihrem breiten Spektrum kulturell bedeutsamer Elemente geworden.

### *Andere ökonomische Argumente*

Auch unabhängig von der speziellen Situation indigener Völker gibt es indirekte Argumente der Subsistenz oder Ökonomie, mit denen man die Jagd zu rechtfertigen versucht. Dazu gehört insbesondere der Hinweis auf Wildschäden in Land- und Forstwirtschaft. Nehmen wir an, es handelt sich um beträchtliche Schäden in der Landwirtschaft, dann könnte man hier durchaus ein Subsistenzargument sehen, und zumindest kann es sich um erhebliche ökonomische Schäden handeln. Wenn Tiere unsere Nahrungsgrundlage bedrohen, kann man es durchaus für legitim halten, etwas dagegen zu unternehmen. Ein Argument für die Jagd ergibt sich hieraus allerdings nicht, denn in diesem Fall bietet sich eine ganze Reihe von alternativen Maßnahmen an, wie z.B. das Fernhalten der Tiere durch Zäune.

Was den ersten Komplex angeht, können wir also festhalten, dass es unter heutigen Bedingungen kein Argument gibt, Tiere gerade durch Jagd zu töten, statt sie mit weniger bedenklichen Mitteln fernzuhalten oder, wo das unvermeidlich ist, sie ohne Zufügung von Angst und Leiden zu töten.

## **2. Existentielle und anthropologische Argumente**

### *José Ortega y Gasset*

Auch Mitglieder der modernen westlichen Rationalitätskultur rechtfertigen die Jagd gern mit Argumenten, die auf die Identität verweisen, jedoch nicht auf Traditionen einer gesonderten Kultur, sondern auf wesentliche

Aspekte des Menschseins überhaupt bzw. auf grundlegende menschliche Aktivitäten und Erfahrungen, welche spezifisch und ausschließlich in der Jagd gegeben sein sollen. So finden wir in Ortega y Gasset's Abhandlung *Sobre la Caza* (2007) die Vorstellung, der Mensch lebe sein Leben auf der einen Seite in der Arbeit, die der Beschaffung des Lebensnotwendigen dient, und auf der anderen Seite, sobald er frei von Arbeit ist, als Leben der Freude und des Glücks, das er manchmal im Gegensatz zur Arbeit auch als Sport bezeichnet. Sport ist hier nicht als Vergnügung oder Zeitvertreib gemeint, sondern als Tätigkeit, zu der die Person sich berufen fühlt, in die sie ihr Leben investiert, die das Leben erfüllt und, da man sie für immer fortsetzen möchte, ein Gefühl von Ewigkeit verleiht. Am weitesten von Arbeit freigestellt sind nun, so Ortega, die Adligen, und für diese war und ist der höchste und wichtigste Sport die Jagd. Ortegas These ist aber allgemeiner: Nicht nur die Adligen, sondern alle Menschen durch die gesamte Menschheitsgeschichte hindurch haben die Jagd als wesentlichen Glücksinhalt gewünscht, und zwar nicht die Jagd, die zu einem Nutzen durchgeführt wird, sondern die Jagd als Sport.

Ortega begründet den Vorrang der Jagd unter den erwünschten Tätigkeiten durch die Entwicklung folgender Definition: Die Jagd sei etwas Universales nicht nur beim Menschen, sondern in der gesamten Tierwelt. Dabei habe sie nicht die Struktur des Kampfes, wo zwei gleichberechtigte Wesen reziprok agieren, sondern die Struktur Jäger – Beute bzw. Aktiv – Passiv bzw. Oben – Unten, so dass sich in der Jagd die Hierarchie der Spezies zeige. Ortega bemüht noch weitere Kategorien zur Auszeichnung dieser Struktur: Das Beutewild ist unsichtbar und knapp; nur deswegen fasziniert die Jagd. Zudem inszeniert der Mensch in der Jagd die Geschichte seiner eigenen Vernunftwerdung. In der Jagd klammert der Mensch seine absolute Überlegenheit über das Tier ein Stück weit ein und begibt sich zurück in eine Existenz im Umkreis der Tierwelt. Diese archaische Stufe aber hat der Mensch bis heute nicht wirklich überwunden; er ist nach wie vor nicht vernünftig, sondern nur auf dem Weg zur Vernunft, und die Jagd dient der immer neuen Vergewisserung dieser Situation.

Nun erscheint diese existentielle Herleitung der Jagd als wichtigste Glücksaktivität philosophisch ziemlich verstiegen, und auch Ortega ist sich darüber im Klaren, dass selbst dann, wenn man sie akzeptiert, die Jagd schwierige ethische Probleme aufwirft. Die Jagd endet bei Erfolg mit der Tötung des Tiers, und hier bleibe am Ende ein unruhiges Gewissen, eine Unsicherheit, ob das Handeln richtig war. Dennoch lehnt Ortega naheliegende Alternativen zur Aktivität der Jagd, die sie als Glücksbe-



standteile ersetzen können, etwa die Foto-Safari, ab: Ohne Tod sei die Jagd nicht echt (authentisch). Übersehen wird bei seiner Formulierung der ethischen Frage insbesondere auch, dass nicht unbedingt das Töten als solches, sondern die mit Leiden und Angst verbundenen Umstände des Todes das Hauptproblem bilden.

### *Roger Scruton*

Der britische Philosoph Roger Scruton, der die Treibjagd auf Füchse verteidigt, spricht sich gegen eine Rechtfertigung aus, wie sie Ortega vorträgt: Jagd zur Wiederbelegung veralteter Emotionen der Naturbeziehung sei kein hinreichender Grund, Tieren Leiden zuzufügen. Stattdessen lautet seine Begründung, dass wir nur im Individuum die Spezies verkörpert sehen und daher nur so echte Achtung und Sympathie gegenüber dem Tier wiederherstellen können. Hinzu kommt, dass wir bei der Hetzjagd dem Tier eine Chance geben zu entkommen, es also gewissermaßen fair als Gegner behandeln (vgl. Scruton 2000, 161ff.). Doch auch das scheint wenig überzeugend. Mitgefühl und Achtung sind ohnehin nur gegenüber einzelnen Tieren möglich, so dass der Hinweis auf die Verkörperung der Spezies wenig beiträgt. Und um die uns mögliche Sympathie mit dem individuellen Tier wiederzubeleben, gibt es außer der Jagd genügend andere Möglichkeiten, die nicht mit Leiden für das Tier verbunden sind. Schließlich ist die Vorstellung der fairen Chance unsinnig, weil das Tier keinen Begriff von Achtung oder fairem Kampf hat, vielmehr einfach nur das Gehetztwerden und Todesangst erlebt. An dieser Stelle trifft Ortegas Strukturbeschreibung besser, wonach bei der Jagd gerade eine Beziehung der Ungleichheit vorliegt und der Jäger sich in eine erwünschte Aktivität investiert, während das Wild in eine Situation gezwungen wird, in der es passiv-reaktiv flieht.

### *Adolf Adam*

Verteidiger der Jagd, welche aufrichtig sind, verzichten auf solche philosophischen Ausschmückungen und räumen ein, dass es für die Jagd als Jagd nur *eine* Grundlage gibt, dass es sich nämlich um eine Aktivität handelt, für die der Jäger eine Passion empfindet. Anders als im ersten Abschnitt dieses Beitrags geht es hier nicht um den Inhalt einer Gruppenidentität, der von allen Mitgliedern geteilt würde, und anders als bei den jetzt vorgestellten philosophischen Positionen auch nicht um Grunderfahrungen des Menschseins im Allgemeinen. So erläutert stellt das Jagen vielmehr eine individuelle Vorliebe dar, allerdings eine, die für die betreffenden Personen ein starkes Motiv bedeutet. Als Beleg seien einige

Zitate aus der *Ethik der Jagd* des jagenden katholischen Theologen Adolf Adam angeführt: Jäger, so führt er aus, nennen als Triebfeder oft die „Jagdleidenschaft“, die Jagd „fasziniert“, sie löst „Spannung, Freude und Begeisterung aus“. „Die Beobachtung des Wildes, der spannungs- und strapazenreiche Pirschgang, der viel Geduld und Selbstbeherrschung fordernde Ansitz, der Wettkampf mit den überlegenen Sinnen des Wildes und zuweilen auch der Erfolg verantworteter Erbeutung sind für den Jäger eine nie versiegende Quelle der Freude“ (Adam 1996, II. 4 und III).

Das ist vielleicht eine teilweise nachvollziehbare Beschreibung, und man kann sicher sagen, dass eine intensive Naturbeziehung eine wichtige Quelle für Lebenssinn innerhalb des guten Lebens sein kann und daher die Möglichkeit dazu für alle gegeben sein sollte. Doch kann man durchaus bezweifeln, ob alle Jäger so reine Motive haben.<sup>6</sup> Aber selbst dort, wo sie vorliegen, gilt, dass man die meisten dieser Erfahrungen oder sehr ähnliche Erfahrungen mit vergleichbarem Beitrag zum Naturerleben auch durch Tierbeobachtung ohne Jagd machen kann, etwa beim *birdwatching*. Oder man könnte alle beschriebenen Phasen der Jagd vollziehen, aber den letzten Schritt, die Erlegung des Wilds, weglassen.

Nun kann Adam diesen letzten Schritt verteidigen, weil er das schmerzlose Töten von Tieren zu verantwortbaren menschlichen Zwecken für ethisch legitim hält. Das ist eine beim gegenwärtigen Stand der Tierethik akzeptable Position, wie wir sie selbst oben als Minimalkonsens zugrunde gelegt haben. Adam betont dabei explizit, dass der Jäger „dem zu erlegenden Wild keine vermeidbaren Schmerzen bereiten darf“, sondern dafür sorgen muss, dass die Kugel es „augenblicklich tötet“. Außerdem schließt er das Misslingen des Schusses und eine bloße Verletzung des Tiers nicht aus, formuliert aber für diesen Fall die Verpflichtung, das Tier mit einem guten Jagdhund zu suchen und möglichst schnell zu töten.

Dazu kann man Mehreres anmerken. Wenn man überhaupt die Jagd für eine vertretbare Aktivität hält, sind das sicher die bestmöglichen ethischen Vorschriften. Aber zum einen sieht die Praxis vermutlich nicht immer ganz so aus. Zum anderen wird zugegeben, dass manchmal durch die Jagd nicht der sofortige Tod, sondern Leiden bewirkt wird. Nun kann die Zufügung eines massiven Leidens, wie es in schweren physischen Schmerzen und Todesangst besteht, nach unserer Vorstellung grundsätzlich ethisch nicht vertreten werden, es sei denn, auf der menschlichen Seite stehen dem gleichermaßen fundamentale Aspekte des Wohls ge-

---

6 Zu den weniger edlen „Quellen der Freude“, welche die Jagd für viele Jäger zu bieten scheint, vgl. z.B. Frommhold 1994.

genüber.<sup>7</sup> Da die Jagd heute und in unserer Gesellschaft mit basalen Gründen wie Notwehr oder Subsistenz gewiss nichts zu tun hat, fehlen bisher immer noch gewichtige Gründe, welche die ethische Vertretbarkeit der Jagd rechtfertigen könnten. Adam und andere Verteidiger der Jagd verweisen auf die heutige Aufgabe des Jägers in der „Hege und Pflege“. Wie Adam es ausdrückt, obliegt dem Jäger die Herstellung von „Ökosystemgerechtigkeit“. Damit kommen wir jetzt zur letzten Gruppe von Argumenten zugunsten der Jagd.

### 3. Ökologische Argumente

Zur Aufgabe des Jägers gehört nach heutiger Vorstellung auch die Hege, das heißt laut Bundesjagdgesetz „die Erhaltung eines den landschaftlichen und landeskulturellen Verhältnissen angepassten artenreichen und gesunden Wildbestandes sowie die Pflege und Sicherung seiner Lebensgrundlagen“ (§ 1 (2)). Andere Begründungen lauten, dass es bei der Jagd um den Schutz gefährdeter Spezies durch überhand nehmende invasive Arten (sog. Neozoen) und den Schutz von Ökosystemen gehe.<sup>8</sup>

Die Forderung der Hege, wie sie das deutsche Jagdgesetz formuliert, ist durchaus nicht unproblematisch. Die Sicherung der Lebensgrundlagen des Wilds wird nämlich häufig durch Anfütterung auch ohne Not betrieben, um auf diese Weise für einen ausreichenden Tierbestand für die nächste Jagdsaison zu sorgen (vgl. Sailer 2006, Teil 4). Aber in der Tat gibt es Neozoen, die sich stark vermehren und heimische Arten verdrängen (wie Waschbären), und es gibt Bedingungen, unter denen auch heimische Tiere so zunehmen, dass sie das Gleichgewicht eines Ökosystems stören können (etwa Wildschweine). Was sollen wir in solchen Situationen tun, und welche Art von Gesichtspunkten ist dabei zu beachten?

Natürlich müssen wir etwas tun, wenn unsere eigenen Lebensgrundlagen oder allgemeiner wesentliche menschliche Interessen gefährdet werden. Der Bezugspunkt ist dann aber letztlich das menschliche Eigeninteresse, nicht das Ökosystem als solches. In allen anderen Fällen ist strittig, was zu tun sinnvoll ist. Ein Standpunkt wäre, gar nicht einzugreifen, mit dem Hinweis, dass Ökosysteme viel zu komplex sind, um durch uns reguliert zu werden, und dass jedes Eingreifen an einer anderen Stelle zu unerwünschten Folgen führen könnte, die letztlich auf den Menschen

---

7 Dazu ausführlicher Wolf 2012, III. 5.

8 Vgl. hierzu z.B. Warren 1997, 237, sowie die Beiträge Nr. 59 und 60 in Armstrong/Botzler 2003.

zurückschlagen könnten.<sup>9</sup> Oder wir entscheiden uns einzugreifen, wenn eine Spezies vom Aussterben bedroht ist; aber wenn wir diese erhalten wollen, ist das wiederum eine Angelegenheit des menschlichen Interesses. Oder wir intervenieren, wenn eine Spezies durch zu große Ausbreitung ihre eigenen Lebensgrundlagen und vielleicht auch noch diejenigen anderer Spezies zerstört; aber auch dahinter steht dann eine bestimmte menschliche Ordnungsvorstellung. Wir könnten statt dessen auch die Natur sich selbst überlassen und zusehen, wie z.B. als Folge reduzierter Nahrungsmittel die Geburtenrate einer Spezies sinkt und sich entsprechend die übrigen Bestandteile des betroffenen Ökosystems wieder erholen.

Die Frage, ob wir überhaupt in die Situation von Spezies eingreifen sollten, ist, wenn wir nicht an höhere Werte aller natürlichen Dinge oder der ganzen Natur glauben, eine Frage der Klugheit, der bestmöglichen Befriedigung der menschlichen Interessen. Sie ist als solche keine moralische Frage, weil Spezies keine konkreten Lebewesen sind, welche leiden können. Wenn jedoch im Zuge der Umweltregulierung eine Spezies durch Bejagen an der zu großen Ausbreitung gehindert werden soll, dann sind es natürlich individuelle Tiere, die gejagt werden. Wie oben erläutert, ist die Jagd aber potentiell immer mit Angst oder Schmerzen für das Tier oder Verlustempfindungen für andere Tiere verbunden, ist also auch dort, wo wesentliche menschliche Interessen bedroht sind, und auch dann, wenn man das angst- und schmerzfreie Töten von Tieren für legitim hält, ethisch bedenklich. Hingegen gibt es alternative Verfahren der Regulierung, für die das nicht gilt und die bei einigen Spezies auch erfolgreich praktiziert werden, insbesondere die Umsiedlung oder diverse Verfahren der Geburtenkontrolle.

#### **4. Zusammenfassung**

Die Rechtfertigung der Jagd scheitert, wie der Durchgang durch verschiedene Argumentationstypen zeigt, durchweg schon am ersten Kriterium der moralischen Bewertung der Leidenszufügung: der Unerlässlichkeit der Jagd. Das einzige Ziel, für dessen Realisierung die Jagd im engeren Sinn unerlässlich ist, ist die Erfüllung der Jagdleidenschaft. Aber für

---

9 So bestreiten heute viele Biologen und Ökologen, dass ein Eingreifen zur Bestandsregulierung von Wildtierpopulationen in Form der Jagd nötig sei (vgl. Pacelle 1998, 197), während andere in der Jagd und den damit zusammenhängenden Praktiken sogar die Ursache für eine Verschärfung der ökologischen Probleme sehen (vgl. Frommhold 1994, Teil 1).

die Phasen dieser Aktivität und die zugehörigen Erfahrungen gibt es, wie wir gesehen haben, Alternativen, mit dem einzigen Unterschied, dass am Ende das Töten fehlt (wenn man wie Adam das Hetzen ohnehin nicht anstrebt). Den Verzicht auf diesen gesellschaftlich nicht gerade hoch bewerteten Wunsch aber kann man sicher verlangen, wenn auf der anderen Seite immer wieder Tiere infolge dieses Wunsches schwere Schmerzen und Todesangst erleiden. Aus Gründen der Fairness gegenüber denjenigen Jagdliebhabern, die sich aufrichtig um ethische Korrektheit bemühen, könnte man darauf hinweisen, dass die Absicht, Tiere schmerz- und angstfrei zu töten, in der Massentierhaltung sehr viel öfter misslingt als bei der Jagd und die Tiere im Übrigen dort ein insgesamt unerfreuliches Leben haben. Nicht nur kann die Betäubung fehlerhaft sein, sondern was vorhergeht, die Existenz unter Bedingungen des Eingesperrtseins, der Transport, Stress auf dem Schlachthof usw., ist immer mit Leiden verbunden und betrifft so riesige Zahlen von Tieren, dass die Jagd im Vergleich dazu als geringeres Problem erscheint. Aber bekanntlich kann man ein moralisches Übel nicht durch den Verweis auf die Existenz eines größeren Übels rechtfertigen. Wer leidet, sind je individuelle Tiere, und jedes solche Leiden ist, wo wir es ohne Not zufügen, zu viel.

## Literatur

- Adam, A. (21996). Ethik der Jagd. Paderborn: Bonifatius.
- Armstrong, S.J. u. Botzler, R.G. (Hrsg.) (2003). The Animal Ethics Reader. London/New York: Routledge.
- Black, R. (2007). Cultural Claim to Whale Hunting. In: BBC News (Online). URL: <http://news.bbc.co.uk/go/pr/fr/-/2/hi/science/nature/6698501.stm>; Zugriffsdatum: 29.05.2009.
- Black, R. (2011). 'Clean-Up Bid' Tops Agenda for Whaling Meat. In: BBC News (Online). URL: <http://www.bbc.co.uk/news/science-environment-14079749>; Zugriffsdatum: 11.07.2011.
- Bundesjagdgesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 29. September 1976 (BGBl. I S. 2849), das zuletzt durch Artikel 1 des Gesetzes vom 29. Mai 2013 (BGBl. I S. 1386) geändert worden ist.
- Comstock, G.L. (2004). Subsistence Hunting. In: Steve F. Sapontzis (Hrsg.). Food for Thought. The Debate over Eating Meat. Amherst: Prometheus Books, 359-370.
- Frommhold, D. (1994). Das Anti-Jagdbuch. Von der ökologischen und ethischen Realität des edlen Waidwerks. München: Hirthammer.
- Hänggi, M. (2001). Das große Fressen. Auf Walfang in Grönland (Online). URL: [http://www.mhaenggi.ch/13\\_Reisen\\_Laender/artikel\\_reisen\\_walfang.html](http://www.mhaenggi.ch/13_Reisen_Laender/artikel_reisen_walfang.html); Zugriffsdatum: 22.12.2012.
- Höffe, O. (1993). Moral als Preis der Moderne. Ein Versuch über Wissenschaft, Technik und Umwelt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Ortega y Gasset, J. (2007). *Sobre la Caza, los Toros y el Toreo*. Madrid: Alianza Editorial.
- Pacelle, W. (1998). Hunting. In: Marc Bekoff u. Carron A. Meaney (Hrsg.). *Encyclopedia of Animal Rights and Animal Welfare*. Westport: Greenwood Press, 196-197.
- Sailer, C. (2006). Das neue Staatsziel und die alte Jagd. In: *Natur und Recht*, H. 5, 271-276.
- Scruton, R. (2000). *Animal Rights and Wrongs*. London: Metro Books.
- Tierschutzgesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 18. Mai 2006 (BGBl. I S. 1206, 1313), das zuletzt durch Artikel 20 des Gesetzes vom 9. Dezember 2010 (BGBl. I S. 1934) geändert worden ist (TierSchG 2010).
- Warren, M.A. (1997). *Moral Status. Obligations to Persons and Other Living Things*. Oxford: Oxford University Press.
- Wolf, U. (2012). *Ethik der Mensch-Tier-Beziehung*. Frankfurt a.M.: Klostermann.

## **Zu den Personen**

Prof. Dr. Ursula Wolf ist Professorin für Philosophie an der Universität Mannheim. Sie war eine der ersten, die sich im deutschsprachigen Raum mit Tierethik befasst hat. Vor kurzem hat sie mit der Monographie *Ethik der Mensch-Tier-Beziehung* (2012) eine Neufassung ihrer Position vorgelegt, welche sie erstmals in ihrem Buch *Das Tier in der Moral* (1990) entwickelte. Sie hat außerdem den Band *Texte zur Tierethik* (2008) herausgegeben.

Jens Tuider studierte Philosophie und Anglistik an der Universität Mannheim. Schon während des Studiums spezialisierte er sich auf Tierethik und arbeitete bei Ursula Wolf an diversen Projekten und Publikationen zum Thema „Tierethik“ mit. Zurzeit verfasst er eine Dissertation zu einem tierethischen Thema.

## **Korrespondenzadresse**

Prof. Dr. Ursula Wolf  
Lehrstuhl Philosophie II  
Philosophische Fakultät  
Universität Mannheim  
68131 Mannheim  
E-Mail: [ursula.wolf@phil.uni-mannheim.de](mailto:ursula.wolf@phil.uni-mannheim.de)

## **Sowohl Bruder als auch Beute**

Ethnographische Quellen zum ambivalenten Verhältnis des Jägers zur Familie der Tiere

*Janina Duerr*

### **Zusammenfassung**

Tiere werden von fast allen Jagd betreibenden, ethnographisch dokumentierten Gesellschaften weltweit, inklusive denen im volkskundlich und historisch überlieferten Europa, vermenschlicht und als Gesellschaftswesen wahrgenommen. Welche Implikationen sich aus dieser Überzeugung ergeben und welche Bedeutungen das daraus erwachsende Dilemma für die Jäger hat und schließlich welche Mittel angewandt werden, dieses zu lösen, soll im Folgenden erläutert werden.

Schlüsselwörter: Anthropomorphisierung von Tieren, Tierfamilien, Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier, die Gesellschaft der Tiere, der „Herr der Tiere“, das Dilemma der Jagd, Tierschutz

### **Both brother and prey: ethnographic sources on the ambivalent relationship of the hunter and the animal family**

#### **Summary**

*Animals are humanized and recognized as social beings by almost all hunting peoples worldwide, also by those documented in folklore and historical records in Europe. The implications of this view of animals for the hunter and the methods used by the hunter to deal with this dilemma shall be considered in this paper.*

*Keywords: anthropomorphization of animals, animal families, relationship between man and animal, the animal society, the “lord of the animals”, the hunting dilemma, animal protection*

*Mit Lust thät ich ausreiten  
Durch einen grünen Wald,  
Darin da hört ich singen,  
Drey Vöglein wohlgestalt.*

*Und sind es nicht drey Vögelein,  
So sind's drey Fräulein fein;  
Soll mir das ein nicht werden,  
So gilts das Leben mein  
[...]*

*Die ein ist schwarzbraun Anne,  
Die andre Bärbelein,  
Die dritt hat keinen Namen,  
Die soll des Jägers seyn.  
[...].*

*Achim von Arnim,  
Nächtliche Jagd (um 1806)*

## 1. Tiere sind Menschen

In historischen und ethnologischen Quellen weltweit trifft man auf die Vorstellung, die heutigen Tiere seien vor langer Zeit einmal selbst Menschen gewesen.<sup>1</sup> Sagen aus Siebenbürgen berichten davon, dass der Teufel den Tieren die Sprache genommen habe, um sie untereinander und mit den Menschen zu entzweien (Müller 1857, 122). Bisweilen, so Mythen aus anderen Ländern, machten die einst menschlichen Tiere Jagd auf die damals als Tiere lebenden heutigen Menschen:<sup>2</sup> „Animals were people before. They were people before and we were the animals and they were eating us. God changed this because our meat did not taste well. It was bitter“ (Guenther 1989, 42 für die Buschleute). Die Kuna in Panama glaubten, dass Tiere in gleicher Weise reflektiert handelten wie Menschen, da sie vor gar nicht allzu langer Zeit selbst solche waren (Nordenskiöld 1938, 388, 343).

Aber auch die zeitgenössischen Tiere werden nicht selten als Menschen wahrgenommen und sehen sich angeblich vor allem selbst so (für die !Kung: Garlake 1996, 114, 133): Karibus fühlten sich nach Auffassung der nordamerikanischen Tahltan geschmeichelt, wenn man sie „Menschen“ nannte (Teit 1919, 244, Anm. 1). Kanadische Indianer dach-

---

1 So in Südamerika bei den Tembe, Schipaya und Yamana: Zerries 1954, 163; in Nordamerika bei den Ojibwa: Brightman 1993, 74; den Netsilik: Jensen 1951, 194; den Tscherokesen: Krech 1999, 164, und den Timbisha-Schoschonen: Lee/Daly 1999, 68; in Afrika bei den Mahalbi: Frobenius 1933, 74, und den Mbuti: Putnam 1948, 338.

2 So bei den Nharo Botswanas: Guenther 1989, 24; den Cree: Brightman 1993, 74; den Apachen: Russell 1898, 255; den Huaulu der Philippinen: Valeri 2000, 194f., 197.



ten, Biber „have been endowed with an abounding genius, and [...] it is pure malice that they do not talk“ (Sieur de Dièreville 1708, zitiert nach Martin 1981, 16). Bei den Algonkin wurden viele Tiere für intelligent, sprachbegabt und mit menschlichen Emotionen versehen betrachtet (Müller 1976, 50). Mathias Guenther zufolge sah auch der Jäger der südafrikanischen /Xam das Jagdtier als „a fellow-creature which deep-down is human“ (Guenther 1989, 201). In Nord- und Südamerika, aber auch in Afrika werden die erlegten Tiere oft genauso behandelt wie verstorbene oder getötete Menschen, etwa was Trauerzeiten, -reden oder -bemalung angeht.<sup>3</sup> Aus Mythen wird deutlich, dass die Jäger bisweilen zwar Tiere zu sehen glaubten, die Tiere aber eigentlich Menschen waren und, bei der Jagd getroffen, ihren Tierumhang fallen ließen, den die Jäger dann als Kadaver aufhoben (Tanner 1979, 136, für die Mistassini-Cree; Himmelheber 1980, 21, für die Nunivak-Eskimo; Stephen 1929, 26, für die Hopi). Die mexikanischen Lakandonen waren der Auffassung, die Welt der Spinnenaffen in den Bäumen sähe in deren Wahrnehmung genauso aus, wie die Welt der Menschen den Menschen erschiene: Die Tiere lebten in Häusern um einen Dorfplatz (Rätsch/Ma'ax 1984, 180).

Diese Einstellungen reichen vermutlich bis in die Urzeit zurück: Darstellungen von Tier-Mensch-Mischwesen finden sich auf Höhlenwänden oder Knochen- und Geweihartefakten aus der europäischen Altsteinzeit (vgl. Abb. 1), die Paolo Graziosi und Max Oelschlaeger als Beleg für eine gedankliche Einheit bzw. Verwandtschaft zwischen Tieren und Menschen bei den jungpaläolithischen Menschen sehen (Graziosi 1956, 29; Oelschlaeger 1991, 13).<sup>4</sup> Im mitteleuropäischen Mittelneolithikum wurden Rinder und andere Tiere regelrecht bestattet, was zumindest dokumentiert, dass ihnen eine gewisse Wertschätzung als menschenähnliche Wesen zu Teil wurde. Ob infolgedessen die ethnographisch reich belegte Anschauung herrschte, die Tiere würden in Sozialverbänden und Behausungen wie die Menschen zusammenleben, lässt sich freilich nicht rekonstruieren.

---

3 Für Eskimo: Lantis 1938, 446f.; für kanadische Indianer: Müller 1976, 12f.; für die Bororo: Zerries 1954, 162; für die Navaho: Hughes 1983, 35; für die Ila in Sambia: Baumann 1938, 232; für die Mandari im Sudan: Buxton 1968, 41.

4 Ganz anders Offer Bar-Yosef bezüglich des Verhältnisses der Menschen zu deren Jagdtieren im Mesolithikum: „One can conclude that there was no clear indication of [...] special man-animal relationship“ (Bar-Yosef 1980, 122). Dies lässt sich meiner Meinung nach jedoch alleine durch die „Hirschgeweihmasken“ aus Star Carr widerlegen.

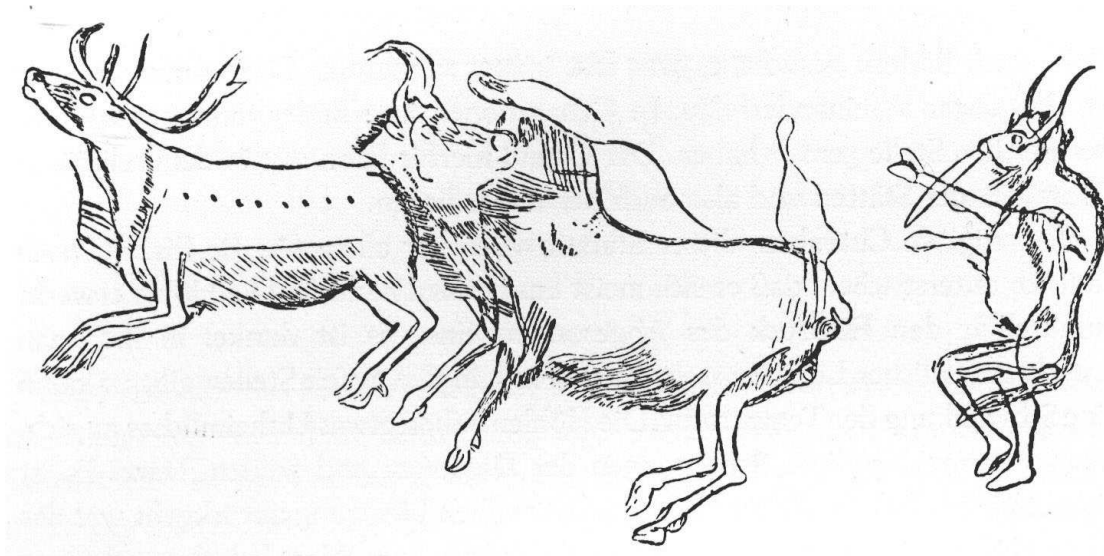


Abb. 1: Les-Trois-Frères, „Flötenspieler“, Ausschnitt aus einem Gewirr weiterer Tiere, die sich z.T. mit den abgebildeten Figuren überschneiden (aus Lindner 1937, 240, Abb. 97).

## 2. Tiere und Menschen sind miteinander verwandt

Mindestens ein Viertel aller Jäger weltweit sehen in ihrem Jagdtier entsprechend der Mythologie ihrer Ethnie einen Verwandten gleicher Abstammung (Quellenvergleich von über 300 Jagd betreibenden Völkern: Duerr 2010, 50). Diese Mythologien sind in gewisser Weise mit der gemeinsamen Abstammung aller Tiere, wie sie in der Evolutionstheorie beschrieben wird, vergleichbar. Die Jäger der Waito in Äthiopien bezeichneten sich als „Kinder“ des „Vaters Nilpferd“, den sie um Verzeihung baten, wenn sie ihn töteten (Friedrich 1941, 25). Im Hirsch-Gesang der Osage (Plains-Indianer) wurden Tiere nicht nur als menschliche Wesen, sondern als „Brüder“ bezeichnet (La Flesche 1914/1915, 188). Selbst komplizierte Verwandtschaftsgrade sind zwischen Tieren und Menschen möglich: Bei den Tlingit wurde der Bär als „Schwager des Vaters des Jägers“ angesprochen (Hughes 1983, 28). Kana, der Donnergott der Kaschinawa, schuf die Menschen aus dem Blut der Jagdtiere (Zerries 1954, 325), und die Piaroa am Orinoko empfanden sich als Enkel des Tapirs (Zerries 1954, 135). Die Guahibo sahen in Delphinen ihre „Großmütterchen“, die sie nicht zu töten wagten, sondern mit der Bitte um Verzeihung ins Wasser zurückließen, sollten jene versehentlich in die Fischernetze geraten sein (Zerries 1954, 135). Wollaffen wurden in den Liedern der Achuar als „kleine Schwager“ angesprochen (Descola 1994, 261); die Ewe nannten den Leopard „Großvater“ (Harper et al. 1906, 180f.).

Oft herrscht entweder der Glaube an gemeinsame Vorfahren von Menschen und Tieren (bzw. das Hervorgehen heutiger Menschen und/oder Tiere aus einer Heirat zwischen einem Tier und einem Menschen)<sup>5</sup> oder aber an gemeinsame Urmütter (etwa die Erdgöttin sangia-mama der Udechen am südlichen Amur: Duerr 1984, 78, oder die Urmutter Kunapipi in Australien, ebd., 219).

Verwandtschaftliche Beziehungen kamen im Glauben der Jägervölker jedoch nicht nur zwischen Menschen und Tieren, sondern auch zwischen den Menschen und einer Hüterfigur der Tiere, dem „Herrn“ oder der „Herrin der Tiere“ (potnia theron), vor: Viele Tierhüter werden als Verwandte ihrer Schutztiere aufgefasst, die den Austausch zwischen ihrer Familie und der der Menschen leiten. In einem Mythos der Buschleute ist von dem Tierherrn /Kaggen die Rede, dessen Frau das Eland gebiert und in den Bergen aufzieht (Lewis-Williams/Biesele 1978, 121). Die Ojibwa nannten die Tierherren „andere-als-menschliche-Personen“ oder auch „unsere Großväter“ (Martin 1981, 193; auch Krech 1999, 201). Die Syrjänen benutzten beim Sprechen über den Waldmenschen, vörys-mort, den Tabunamen „Onkel“ (Paulson 1961, 124f.). Es gibt einige Funde, die nahelegen, dass der Tierhüter bereits Teil des jägerischen Gedankengutes im europäischen Paläolithikum war (s.u.; Duerr 1984, 80; Jelinski 2005, 274; Maringer 1968, 263f.).

In vielen Fällen sind die Tierherren, die Hüter der Tiere, gleichzeitig die Urmütter oder, seltener, -väter der Menschen: In die Felsenhöhlen des Tierhüters der Tukano wurden sowohl die Tierseelen als auch die der Menschen aufgenommen, um dort auf ihre Wiedergeburt zu warten (Duerr 1984, 59; Zerries 1954, 341 über die Tierhüterin Nabsuša der Kagaba, die zugleich eine Allmutter darstellte). Bei den mesoamerikanischen Quiché war der Wald- und Wildhüter Rahau huyup gleichzeitig Vater der Menschen, Regenspender und Hüter der unterirdischen Schätze (Haekel 1959, 60).<sup>6</sup> Die Murkum der Darden war nicht nur Tierhüterin und Jagdgöttin, sondern auch Göttin der Frauen und Fruchtbarkeitsgöttin für Tiere und Menschen (Paulson 1961, 272). Auch diese Kongruenz einer Verschwisterung führt zur Übertragung der sozialen und ethischen Regeln der Menschen auf die Tierwelt.

---

5 Für die Bororo Südamerikas: Zerries 1954, 253; die Chenchu Südostindiens: von Fürer-Haimendorf 1943, 225; die Naskapi: Wallis 1923, 99.

6 Diesen Aspekt übernimmt der Tierhüter bei Bauern des Öfteren: In vielen europäischen Sagen ist der Tierhüter auch für die Metalle und Bergschätze zuständig, etwa der schlesische Rübezahl. Der japanische Tierherr Yama no Kami war sogar vorrangig ein Berggeist (Naumann 1963, 185).

Adolphus Elkin ist davon überzeugt, dass viele „Naturvölker“ ihre „fiktive“ Verwandtschaft auf die Umwelt ausdehnen: „Now, this is the way in which man can feel at home with nature, namely by bringing all its species, objects and phenomena into his social system, making it part of his own kinship, moiety, clan and other organization. He can then deal with it and expect to be dealt with by it in the same manner as prevails between the members of the various social and ritual groups of his human fellows“ (Elkin 1956, 197). Die Gemeinschaft, die durch die Ausdehnung der Verwandtschaftsstrukturen auf Nichtfamilienmitglieder und belebte wie unbelebte Dinge in der Natur entsteht, wurde von Alan Barnard als „relatedness through universal kinship“, von Enrice Salmón als „kincentric ecology“ bezeichnet.<sup>7</sup> Die Verbindung einer exogamen sozialen Einheit mit einem bestimmten Tier in Kombination mit strengen Heiratsregeln ist als Totemismus bekannt: Eine Gruppe empfindet sich mit ihrem Totem als verwandt, häufig als von ihm abstammend, ehrt und respektiert es daher, meist, indem es für sie als Nahrung verboten ist (Rivers 1909, 156). Aus eben diesem Verwandtschaftsgefühl heraus dürfen Mitglieder desselben Totems nicht heiraten, da dies einem Inzest gleichkäme, und wird das Verspeisen des Tieres als Kannibalismus empfunden (z.B. bei den Mota auf Bank's Island, nach Rivers 1909, 174; in Australien: Elkin 1956, 141), weshalb die Spezies des Totemtieres nicht gejagt wird, was letztlich einer Schutzmaßnahme gleichkommt (Spencer/Gillen 1899, 277, für Australien).

### **3. Die Normen der Gesellschaft der Tiere sind die der Gesellschaft der Menschen**

Die Jagdtiere werden nicht nur als Menschen oder Verwandte aufgefasst, sie leben auch in einer vergleichbaren Gesellschaft: „The society in question does not quite stop at the physical boundary of human and animal. Humans and animals, especially humanlike animals, are part of the same ultimate moral universe – both of them as subjects, not the ones as subjects and the others as objects“ (Valeri 2000, 57).<sup>8</sup> Viele Eskimos und Nordwestküstenindianer glaubten, ihre Jagdtiere lebten in einer „social

---

7 Barnard 1981; Salmón 2000, 1327, 1333; ähnlich auch Callicott 1994, 131, für die Ojibwa: „community environmental ethic“; Hughes 1983, 15, 17, für die Lakota-Sioux; Callicott 1994, 181; Spencer/Gillen 1899, 277 für Australien; Guenther 1988, 201; Valeri 2000, 57.

8 So auch Martin 1974, 12; Elkin 1956, 188; Krech 1999, 146, für Prärie-Indianer; Booth 2003, 332, für nordamerikanische Indianer; Paulson 1961, 235; Verswijver 2002 für die Kayapó.

organization [...] similar to those of its human brethren“.<sup>9</sup> Die Kwakiutl waren der Auffassung, ihre Jagdtiere hätten Ehepartner, Väter und Onkel, die alle in einem Stamm lebten (Boas 1932, 236). Vögel waren nach Dafürhalten der Penobscot wie sie selber in Stämmen und *bands* organisiert, die sich wiederum in kleinere Gruppen mit verschiedenen Sitten und Sprachen aufspalteten. Oberhäuptling aller Vögel war der Adler, der Großvater aller Tiere hingegen der Bär (Hallowell 1926, 7, Anm. 8; 44). Die Cree verstanden die Tierhüter als „Bosse“ oder „Häuptlinge“ (okimaw) der Tierherden, die ihre Zahlen und Verteilungen überwachten und deren Interessen vertraten (Brightman 1993, 91).

Doch auch in anderen Weltgegenden stellte man sich die Tiere als in Siedlungen lebend vor (Lorenz 2000, 121, für Malaien; Valeri 2000, 183f., für Huaulu). Auf Borneo ging man davon aus, dass Stachelschweine in Dörfern lebten und ein Opferfest abhielten, wenn neue Bewohner zuzögen (Lorenz 2000, 121f.). Die Nharo glaubten wiederum, Antilopen würden, wie die Buschleute selbst, in Gruppen (*bands*) leben, bei denen vor allem die Band-Struktur der Eland-Antilopen der der Buschleute gleichen würde (Layton 1985, 449).

Derartige Auffassungen ergeben sich am ehesten aus einer Kombination aus anthropozentrischer Übertragung der menschlichen Eigenschaften auf die Tiere sowie aus einer exakten Beobachtung der Tierwelt: So gehorchen kollektiv lebende Tiere meist einem Leittier, das als „Vater“, „Häuptling“ oder „Herr“ die Herde anführt. Der Tierhüter Skogsrået in Schweden erschien als größtes Tier einer Herde, weshalb das Leittier nicht erlegt oder gefangen werden durfte (Liungman 1961, 76f.) – ein mythischer Aspekt, der zum realen Tierschutz beitrug.<sup>10</sup> Auch Raubtiere werden des Öfteren als Könige der Tiere gesehen, also gleich den Menschen einem hierarchischen System vorangestellt, denn auch sie können über Tod oder Leben bestimmen (Ben-Amos 1976, 246f., am Beispiel der Bini, bei denen der Python als König der Schlangen, der Seeadler als der der Vögel und der Leopard als König des Busches galten). Der Tierherr

---

9 Brightman 1993, 159, über die Mistassini-Cree und Ojibwa. Ähnlich auch Himmelheber 1980, 30, für Nunivak-Eskimo; für die Skagit: Boas 1909/1910, 741; für die Saanich: Turner/Berkes 2006, 509; Hughes 1983, 24, für Nordwestküstenindianer; Mooney 1885/1886, 374f., für Tscherokesen.

10 Auf das Potential der Tierhütergestalt für den Naturschutz wiesen bereits Waldemar Jochelson, Johnson Donald Hughes, Fikret Berkes sowie neuerdings wieder Andrew Noss und Rosa Cuéllar hin (Jochelson 1926, 150, für die Jukagiren; für diese auch Paulson 1961, 233; Hughes 1983, 34, für nordamerikanische Indianer; Berkes et al. 2000, 1259; Noss/Cuéllar 2001, 294, für die Guarani).

der Tarasken schwamm als Fisch mit Krönchen an der Spitze eines Fischschwarmes (Haekel 1959, 66). Oder aber es sind andere Arten, die in einem symbiotischen Verhältnis zu den Jagdtieren leben, die wiederum in ihrer artübergreifenden Kommunikation an menschliches Verhalten erinnern. So wurde die Yakukua-Krähe von den Achuar als „Mutter des Tukans“ bezeichnet, da sie den jagdbaren Vogel öfter begleitete und vor den herankommenden Jägern durch laute Rufe warnte (Descola 1994, 96f.). Den Tierhüter Wari yula dachten sich die Miskito als Vogel, der die Wildschweine begleitete, da er von deren parasitären Insekten lebte (Zerries 1959, 146). Genauso wurde in Kärnten die Bachstelze, die sich oft in der Nähe von Schafherden aufhielt, als Schofhalterle bezeichnet (Art. „Tiername“, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 23840 [HWA VIII, 872]). Ivar Paulson hat diesen Zusammenhang treffend formuliert: „Die Beobachtung, daß bei verschiedenen Tieren Leittiere als Anführer der Herde oder des Rudels vorangehen, hat gewiß zur Artgeistvorstellung beigetragen. In den Artgeistvorstellungen kann somit ein Reflex der sozialen Ordnung erkannt werden, wie sie bei den Menschen geherrscht hat. Schon die Bezeichnungen der Artgeister als ‚Väter‘ und ‚Mütter‘, ‚Herren‘ oder ‚Herrinnen‘ weisen auf eine Widerspiegelung der menschlichen Familienverhältnisse und Sozialordnung im Tierreich hin“ (Paulson 1962, 75; vgl. auch Hultkrantz 1961, 59). Auch das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens leitet die Vorstellung von monarchisch organisierten Tierreichen von der Übertragung menschlicher Verhältnisse auf die Tierwelt ab (Art. „Tier“, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 23689 [HWA VIII, 778f.]). Die Tiere legen demnach ein Verhalten an den Tag, das dem menschlicher Eigenschaften und Institutionen ähnelt. Zusätzlich wird durch die Vermittlerfigur des Tierhüters das jeweilige Gesellschaftsideal auf die Jagdtiere übertragen, da das Jagdwild unter dem „Gesetz“ des Tierherren lebt, der nach den Kriterien menschlicher Moral urteilt.<sup>11</sup> Somit ist ein Austausch auf „menschlicher Ebene“ mit den Tieren bzw. den sie vertretenden Tierhütern möglich, und daher sind die moralischen Normen, die in der menschlichen Gesellschaft herrschen, auch für den Umgang mit den Tieren gültig.

---

11 Bei den meisten Bauernvölkern ist die Vorstellung der Verwandtschaft zwischen den Tierhütern und ihren Schutztieren von der des Besitzes abgelöst: Die Tierhüter halten sich die Wildtiere wie Bauern ihre Haustiere (etwa die Maya in Yucatán: Haekel 1959, 61; die Ila: Baumann 1938, 220).

#### **4. Dilemma: Der Austausch zwischen beiden Gesellschaften ist nicht ausgeglichen**

Sowohl Tierhüter als auch Jäger sehen sich demnach – als Verwandte der Tiere – einem Dilemma ausgesetzt: Auf der einen Seite sind sie mit den Tieren verwandt und deren Interessen verpflichtet, auf der anderen Seite aber auch den Interessen der die Tiere essenden Menschen.

Was die Tierhüter angeht, so äußern sich deren ambivalente Gefühle den Tieren gegenüber, die sie schützen, die sie als „Jagdgötter“ und „Menschenväter“ aber auch den Menschen preisgeben, in zwiespältigem Verhalten sowohl den Tieren als auch vor allem den Menschen gegenüber: Sie führen den Jägern das Wild zu, können ihnen aber gleichwohl gefährlich werden (etwa der Wildhüter der Schoschonen, Gosiute und Pahvant-Ute: Haekel 1959, 68). Der Tierhüter /Kaggen der Buschleute galt als unberechenbar und wurde sowohl gefürchtet als auch verehrt, da er reichlich Jagdtiere herbeizuführen, sie aber auch zurückzuhalten vermochte, mithin gut und böse sein konnte (Guenther 1989, 117). Die Sarden sahen im bösen Tierhüter den Teufel, der den Jägern eine erfolglose Jagd bescherte, zugleich jedoch über die Tiere despotisch herrschte (Blanc 1960, 32f., 78f.). Der schwedische Wald- und Berggeist konnte Glück und Unglück bringen, den Menschen helfen, sie jedoch auch irreführen und ihnen Schaden zufügen (Tillhagen 1961, 148). Die Tierherrin Artemis, die Potnia theron, schützte das Wild vor den Jägern, führte ihnen gegen Opfer allerdings auch die Jagdtiere zu (Röhrich 1959, 152, 307).

Diese Ambivalenz des Tierhüters manifestiert sich auch in seinem mischgestaltigen Erscheinungsbild: Manchmal rein tierisch, oft jedoch mit tierischen wie menschlichen Elementen gedacht, halb natürlich, halb kultürlich, verkörpert er den Grenzgänger zwischen der menschlichen und der tierischen Gesellschaft. Ein seltsames Mensch-Fisch-Wesen war etwa der Herr der Fische bei den Kwaio (Blanc 1960, vgl. Abb. 2). Der Tierhüter in seiner therioanthropomorphen Gestalt, inmitten seiner Tiere, könnte auf Felsritzungen in der jungpaläolithischen Höhle von Les-Trois-Frères dargestellt sein (vgl. Abb. 1, Maringer 1977, 104).

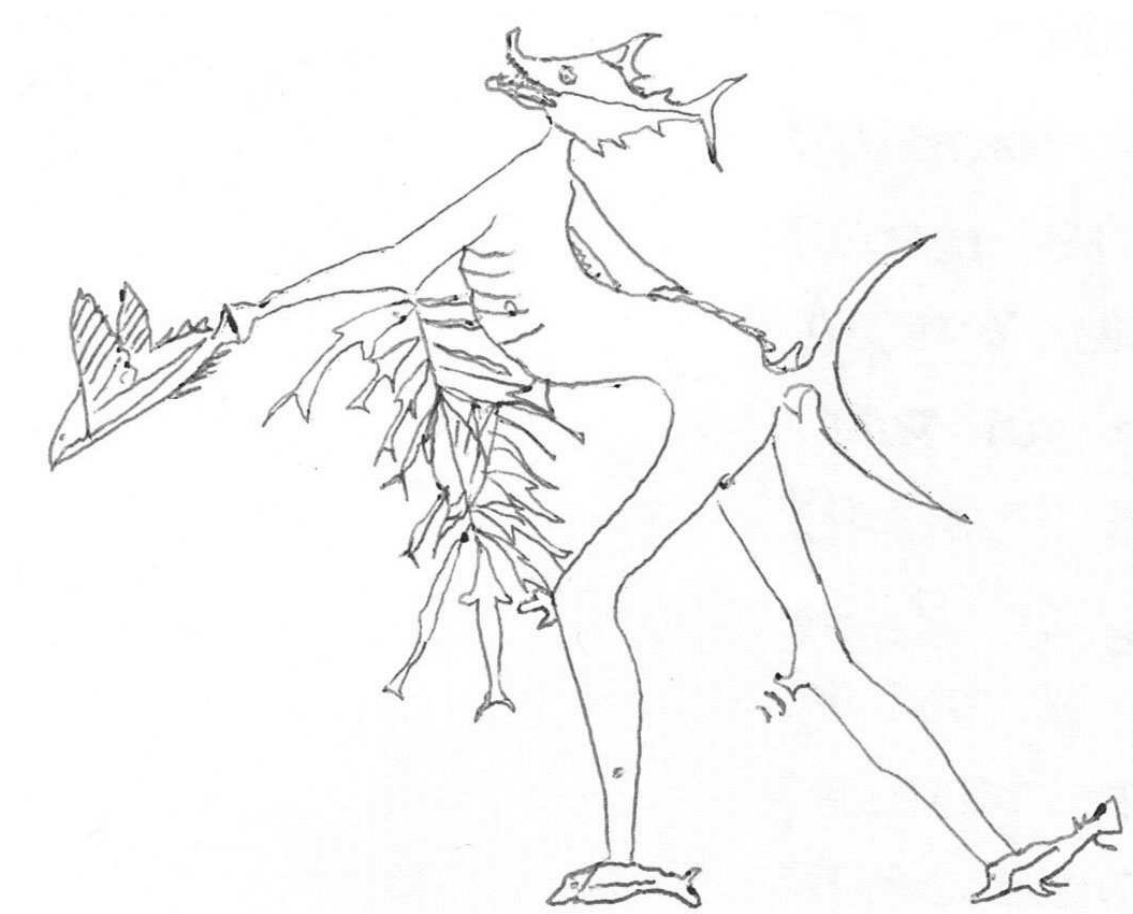


Abb. 2: Salomonen (Melanesien), der „Herr der Fische“ (nach Blanc 1960, 69, Abb. 4).

Was den Jäger angeht, so ist er, gleich dem Tierhüter, ebenfalls in einer misslichen Lage: muss er doch einerseits die Tiere, seine Verwandten, respektieren, gleichzeitig sie jedoch auch erlegen. Dabei werden die ohnehin schon vorhandenen Schuldgefühle beim Töten eines Tieres verstärkt (vgl. Burkert 1972, 30). Vielleicht ist es gerade die Vorstellung von Tieren als beseelten, menschenähnlichen Wesen, die den Jäger unter Rechtfertigungszwang setzt und zu Ausflüchten und Versöhnungsbemühungen nötigt (Hallowell 1926, 15, Anm. 36). Dieses Dilemma, das den Jäger – wie jeden Menschen, der Tiere tötet – mehr oder weniger stark belastet, wurde von Rudolf Bilz als „Tiertöterskrupulantismus“ bezeichnet (Bilz 1955). Ein Mythos der Mbuti-Pygmäen erzählt, dass diese ursprünglich in Harmonie mit den Tieren im Urwald lebten, sich nur von Früchten ernährten und unsterblich waren. Von dem Augenblick an, da sie begannen, Tiere zu töten (und, um das Verbrechen zu verbergen, aufzuessen), wurden auch sie sterblich, da auf diese Weise der Tod in die



Welt gelangt war (Turnbull 1983, 17f.). Der Töter eines Tieres bei den Huaulu ist – wie auch der Kopfjäger – „beschmutzt“ und muss vom Blut, das ihn befleckt, gereinigt werden (Valeri 1994, 128). Die Kamtschadalen entschuldigten sich bei jedem Land- oder Seetier, bevor sie es töteten, und baten es, keine Rache an ihnen zu nehmen (Hallowell 1926, 56). In vielen Kulturen versucht der Jäger, sich vor der als berechtigt empfundenen Rache der Tiere durch Wehrlosmachen der getöteten Tiere zu schützen, etwa durch Zerstechen der Augen oder Ziehen der Krallen.

## **5. Lösung: Kompensation der Tiertötung: Zeugung neuer Tiere und Reduzierung der Jagd**

Von dieser Tötungsschuld, die Jäger und Tierhüter durch ihren Umgang mit den Wildtieren aufgrund ihrer familiären Verbundenheit auf sich laden, müssen sich beide zu befreien suchen: der Jäger, indem er scheinbar bestraft wird oder Dritte beschuldigt werden, den Tod des Tieres herbeigeführt zu haben (Lorenz 2000, 120, 250), der Tierhüter, indem er als Erzeuger der Tiere für deren Neuerschaffung sorgt. Moralisch rechtfertigt sich der Jäger zudem durch die – von den Tiergöttern oder den Tieren selbst – ausgehende Erlaubnis zu töten sowie vor allem dadurch, den Tierherren in seiner Sorge um die Regenerierung der Tiere zu unterstützen. Dies geschieht, indem einerseits die Jagd auf ein Minimum beschränkt wird, andererseits der angerichtete Schaden durch Neuzeugung der Tiere behoben wird. Dafür muss er schon einmal die Tierherrin, mitunter auch die Tiere selbst, begatten, um den von ihm angerichteten Schaden an der Tierpopulation zu beheben und im Austausch weiterhin Jagdwild zu erhalten. Um die Tiere zu erneuern, schlief der Schamane der Cheyenne mit der Tierherrin (Duerr 1984, 34). Die Jäger der Aweikoma-Kaingang unterhielten sexuelle Beziehungen mit Mi-g-tau-fi, der Tochter des Jaguarherrn (Duerr 1984, 294, Anm. 78). In einem Mythos der Bororo ist die Rede davon, dass die Frauen durch Beischlaf mit Seeottern reichlich mit Fischen beschenkt wurden (Wilbert 1983, 13). Die Jäger der Ewenken sicherten ihren Jagderfolg durch sexuellen Umgang mit kaigus', der Mutter aller Felltiere, mit der sie sich in der Taiga trafen (Jacobson 1993, 185). Bisweilen genügt es auch, dass die Menschen untereinander rituellen Geschlechtsverkehr ausüben, um die Fruchtbarkeit der Tiere anzuregen (wie beim Pekkari-Fest der Mundurukú: Zerries 1954, 196). Die Lengua versuchten, die Vermehrung der Nandus zu fördern, indem sie ein hölzernes Ei im Boden vergruben und symbolisch ausbrüteten (Zerries 1954, 173f.). In Mythen der Lakandonen werden die Urahnen

gezwungen, mit den Tieren in deren Dörfern gemeinsam Tiere zu zeugen, da sie unnötigerweise zu viele getötet hatten (Rätsch 1984, 180ff.). Bei den Pipil zeugte der Jäger ebenfalls genau die Anzahl an Tieren mit der Tochter des Tierherrs nach, die er zuvor getötet hatte (Hasler 1969, 6f.). Auf steinzeitlichen Felszeichnungen in Nämforsen im schwedischen Ångermanland sowie auf solchen im sibirischen Bratsk scheint ein Mann einen Elch begatten zu wollen (Abb. 3). Es könnte sein, dass auch hier neues Jagdwild durch den Jäger oder den Tierhüter gezeugt werden soll.

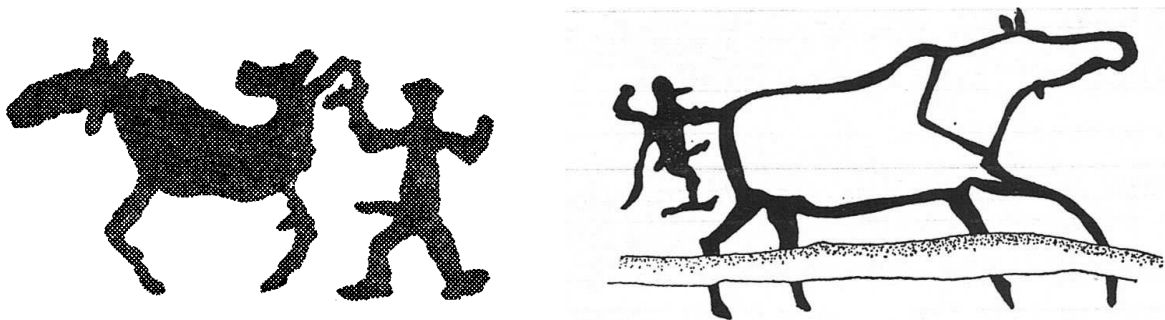


Abb. 3: Nämforsen, Felszeichnung (aus Hallström 1960, 292). Bratsk, Felszeichnung (aus Charrière 1970, 83, Abb. 31).

Die Fähigkeit der Tierzeugung durch die Tierhüter selbst wird an deren oftmals riesig dargestellten Geschlechtsteilen deutlich (etwa für die südamerikanischen Wildgeister: Zerries 1954, 270f., 379), mit denen sie die Natur und die Tiere immer wieder aufs Neue befruchten. Als Ausgleich für die Reduzierung der Nachkommenschaft der Tiere durch den Jäger wird bisweilen auch die menschliche Fortpflanzung durch die Tierhüter eingeschränkt: Die Buschgeister gelten als lüstern und entführen oder vergewaltigen Frauen, Kinder und Männer.<sup>12</sup> Die Desana im kolumbianischen Tiefland waren der Auffassung, eine Frau sterbe, wenn der Tierhüter sie in Form eines Tieres begatte. An ihrer Stelle erblühe am Ort des Geschehens jedoch das tierische Leben (Campbell 1989, 347). Damit die Tierhüter die Tiere wieder erstehen lassen können, müssen die Jäger oftmals Teile der Kadaver (meist die Knochen) gleichsam als Lebenskeime

---

12 Für Südamerika: Zerries 1954, 380; für Afrika (Nharo): Guenther 1989, 117; für die Philippinen (Huaulu): Valeri 2000, 317, 28, 305; für die skogsfru in Skandinavien: Duerr 1984, 278, Anm. 29; für die schöne „Waldkönigin im Kaukasus: Dirr 1925, 144f.; für den von den Frauen gefürchteten vörys-mort der Syrjänen: Paulson 1961, 139, 124; für den schlesischen Rübezahl: Praetorius 1920 [1662], 114; für die „saligen Frauen“ Kärntens: Graber 1914, 53.

nach der Jagd zurückgeben. Samen und Samojuden vergruben etwa die Knochen der getöteten Tiere zu Füßen einer Figur ihrer Tierherrin (Duerr 1984, 312, Anm. 28). Eine entsprechende Funktion könnten auch jungpaläolithische Frauenfigürchen gehabt haben, die mit Tierknochen zusammen gefunden wurden, wie die kleine Mammutelfenbeinfigurine aus Jelisejeviči, Ukraine (Hančar 1949, 1ff.). Auch die Ainu glaubten, dass ein erlegtes Tier in einen neuen Körper eingekleidet wiedererstehen würde (Paulson 1961, 208), und gaben ihm zu diesem Zweck seine Knochen zurück, da sie von der Bärenmutter, der Tierherrin, wiederbelebt werden sollten (Hallowell 1926, 135). Menomini, Cree und Mandan legten Tier-, aber auch Menschenschädel zu Füßen der Figur des „Herrn des Lebens“ und seiner Frau, der „Alten, die nie stirbt“, nieder, und zwar in der Meinung, die Seelen würde sich wieder neu mit Fleisch einkleiden (Klemm 1843, 178f.; Hallowell 1926, 140, Anm. 606; Meuli 1946, 234, Anm. 4; Ingold 1994, 9; vgl. Abb. 4).

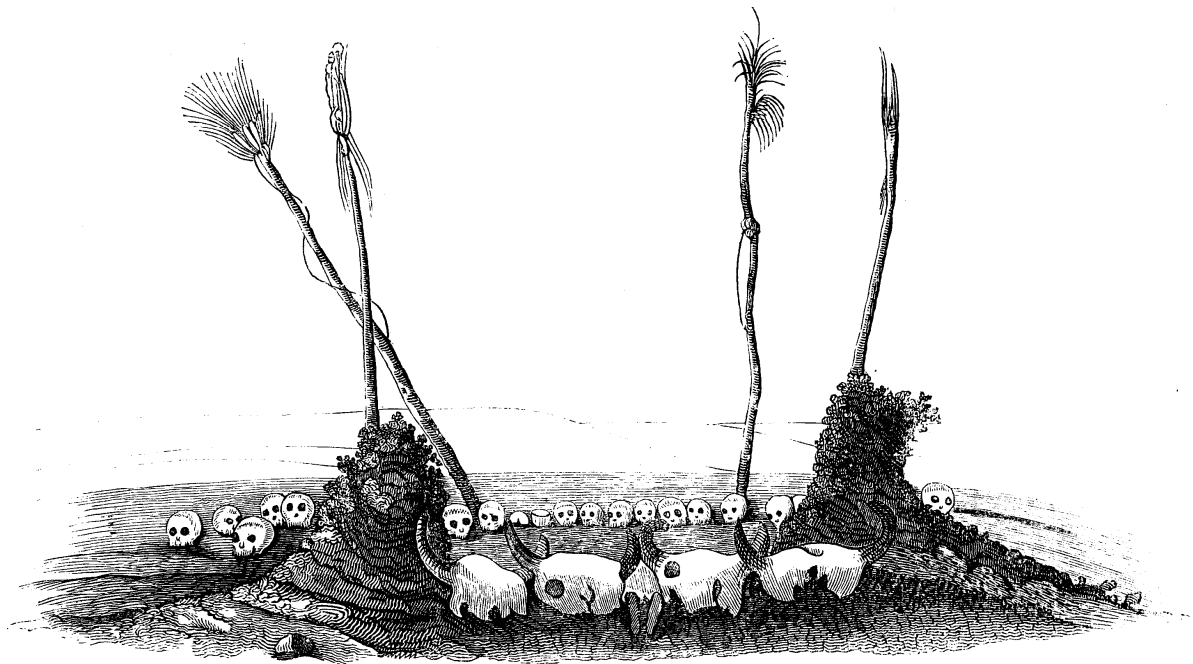


Abb. 4.1: Schädelopfer der nordamerikanischen Indianer (aus Klemm 1843, Taf. XV).



Abb. 4.2: Schädelopfer der nordamerikanischen Indianer  
(aus Klemm 1843, Taf. XV).

Die Negrito der Philippinen hängten die Tierschädel zur Erneuerung der Tiere auf Bäume und Stecken (Duerr 1984, 314, Anm. 42), und die Tlapaneken opferten neben anderen Dingen in einer Höhle zu Füßen einer Figur des Áku húba, des „Alten vom Berge“, die Schädel der erlegten Tiere, womit ihr Jagdglück gesichert werden sollte (Haekel 1959, 65). Die „Saligen Frauen“ im Alpenraum sollen ebenfalls die Eigenschaft besessen haben, einzelne Tiere, die sie den Herden der Hirten entnahmen, nach dem Verzehr wiederzubeleben, indem sie die zurückgelassenen Knochen mit Haut überzogen (Graber 1914, 65). Eine vergleichbare Geschichte erzählten sich auch die armenischen Jäger: Dort nimmt ein Waldgeist einen Zweig als Ersatz für ein von einem Jäger gestohlenen Knöchelchen (Dirr 1925, 526). Derlei Praktiken gibt es aus allen Gegenden der Welt (vgl. Duerr 2009; 2010, 183ff.). Häufig sind es gerade Kopf und Rückgrat, die ganz erhalten bleiben müssen und im anatomischen Verband niedergelegt werden. Dies könnte bereits im Jungpaläolithikum praktiziert worden sein, worauf neben entsprechenden Knochenfunden auch magdalénienzeitliche, gravierte Knochenplättchen deuten könnten, auf denen Steinbock- und Wisent-Köpfe mit Rückgrat abgebildet sind (Narr 1959, 244; Bohmers 1951, 26; Duerr 1984, 82; Maringer 1968, 270; Behm-Blancke/Duček 2003, 16; vgl. Abb. 5).

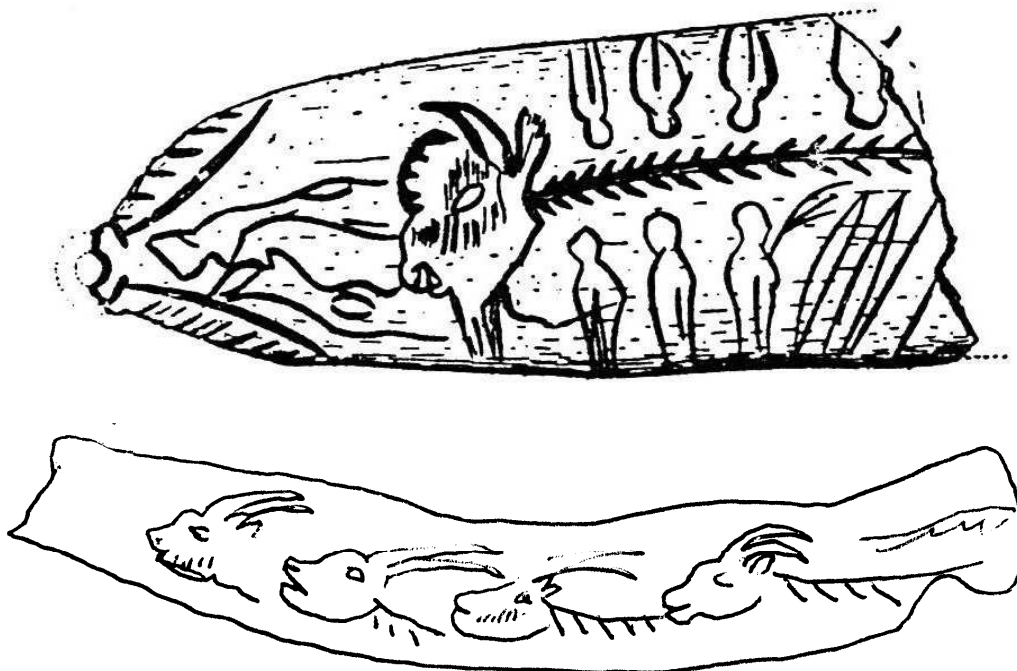
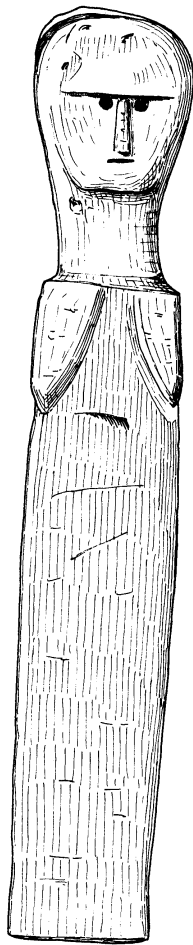


Abb. 5: Knochenplättchen von Raymonden, Dép. Dordogne (aus Lindner 1937, 39, Abb. 8) und Les Eyzies (Musée National de Préhistoire, Les Eyzies, Zeichnung J. Duerr).



Im mesolithischen Sludegårds Sømosse, Löberöd und Vissmarlöv in Schonen (Südschweden) wurden um 4000 v. Chr. Schädel bzw. Unterkiefer von jungen Wildschweinen sorgfältig entfleischt und unzerstört im Moor begraben, z.T. mit zuvor ausgekratzen Augen (Magnell 2005, 50, 87; Noe-Nygaard/Richter 1990, 185), womöglich zur Verhinderung des Erkennens des Jägers und damit der Rache der getöteten Tiere. Im 3. Jt. v. Chr. wurde in Heathrow bei London das vollständige Skelett eines Auerochsen zusammen mit sechs Pfeilspitzen begraben, wobei zuoberst der Schädel des Tieres platziert wurde (Rackham 1994, 60; Cotton et al. 2006). In Oberdorla in Thüringen legte man in einem Opferhain in der Latènezeit unter anderem die abgeschnittenen Köpfe verschiedener Wildtiere und Fische nieder (Teichert 1982, 121). In der Römischen Kaiserzeit, im 3. Jahrhundert n. Chr., wurde an derselben Stelle der „kleinen Göttin“ von Oberdorla ein Rothirschgeweih geopfert und die Figur folglich als Jagdgöttin Diana Abnoba gedeutet (Behm-Blancke 2003, 254, 67; vgl. Abb. 6).

Abb. 6: Oberdorla, Kleine Göttin, Rekonstruktion (aus Behm-Blancke 2003, 17, Abb. 1, 2).

Jäger im antiken Rom und Griechenland weihten der Jagdgöttin die Köpfe, Hörner, Füße und Häute der von ihnen erlegten Tiere (Pitiscus 1737, Art. „Diana“; danach auch Dansey 1831, 175; Arr. De venat. XXXII; XXXV). In ähnlicher Weise verfahren – und verfahren heute noch – Jäger weltweit, um den von ihnen durch die Jagd verursachten Schaden an der Gemeinschaft der Wildtiere wieder gut zu machen, indem sie durch die Rückerstattung von deren „Lebenskeimen“ zur Erneuerung der Tiere beitragen. Alternativ können die Jäger auch von ihrem eigenen Blut opfern, gleichsam als Lebenselixier für die Tiere, das Blut der Tiere auf die Erde gießen oder aber rote Farbe als Blutersatz verwenden (vgl. Duerr 2010, 225ff.). Die Tierhüter- und Jagdhelfer-Figuren der Tsemadiopn Neuguineas wurden zusammen mit rotgefärbten Knochen in Höhlen beigesetzt (Haberland/Seyfarth 1974, 375).

Bei den Mahalbi wurden die Antilopen dadurch wiederbelebt, dass sie an die Wände von Höhlen gemalt und anschließend mit dem Blut der

erlegten Tiere bestrichen wurden (Frobenius 1933, 73). Vermutlich sollte aus diesen Bildern das neue Tier entstehen und zwar aus der „Lebensessenz“, die im Blut enthalten war (Duerr 1984, 55; 291, Anm. 35). Durch Abbilden der Tiere schuf der Tierherr nach dem Glauben der Bewohner von Bagrot im Himalaja sowie nach dem der Hunza und Darden die erlegten Wildziegen neu (Duerr 1984, 327, Anm. 48). Auch die Totentiere der Aborigines in Northern Kimberley wurden durch Abbilden und Berühren der Malereien erneuert und vermehrt (Elkin 1956, 191, Anm. 2). Die Korjaken warfen kleine Holzfiguren ins Meer, um die Wiedergeburt und damit das Fortbestehen der getöteten Tiere zu sichern (Paulson 1961, 35), möglicherweise auch ein Zweck der jungpaläolithischen Höhlenmalereien, die in den meisten Fällen Jagdtiere darstellten. In derartigen Höhlen am Rio Vaupes in Kolumbien bewahrte nach dem Glauben der Tukanos der Tierherr die Prototypen der Jagdtiere auf, um daraus neue Tiere entstehen zu lassen (Campbell 1989).

Eine andere Form der Einschränkung der menschlichen Vitalität zugunsten der Tiere besteht in der Reduzierung der Jagd, über die ebenfalls der Tierherr wacht. Oft wird ein Jäger vor allem dann von den Tierhütern bestraft, wenn er zu viele Tiere tötet. Eine gewisse Anzahl zu erbeuten, die der Jäger und seine Familie zum Leben benötigen, lassen die Tierherren meist zu; was darüber hinausgeht, wird jedoch geahndet, so auch die damit einhergehende Verschwendung von Fleisch. Die Pinga der Karibu-Eskimo bewachte ebenso wie die Chanekos der Berg-Popoluca in Vera Cruz die Tiere und missbilligte sehr, wenn die Jäger zu viel Wild töteten, worauf sie die Tiere aus den Jagdgebieten vertrieb (Gahs 1928, 255f.; Haekel 1959, 63). Halten sich die Jäger nicht an die Vorschriften der Tierhüter, die Jagd zu beschränken, zahlen erstere nicht selten mit ihrem Leben dafür (Haekel 1959, 66, und Zerries 1954, 9f., für Mittel- und Südamerika). Bei den Seltaman konnte eine Hexe in Gestalt eines Kasuars die Menschen genauso jagen, zerlegen und verzehren, wie dies die Jäger mit den Tieren taten (Whitehead 2000, 51), und auf die Jäger, die es auf seine Rehe und Wildschweine abgesehen hatten, ließ der wilde Mann in Siebenbürgen Felsbrocken herabstürzen (Röhrich 1959, 102). Die Fischmutter im Vogtland schützte ihre Kinder, die Fische, vor den Fischern, die sie, wenn sie sie zu fassen bekam, erwürgte. In diesem Fall wird die Rache an den Jägern explizit mit der Verwandtschaft der Tierhüterin mit ihren Schutztieren begründet: „Sieht einmal ein Jäger [...] einen gar schönen Fisch und läßt sich beifallen, nach ihm zu schießen. Da hat sich eine Stimme erhoben, die hat gejammert: ‚Mein Kind! Du hast mir mein Kind getötet!‘ und so sehr, von Grausen erfaßt, der Schütze auch gelaufen

ist, ehe er noch sein Haus erreicht gehabt, ist die Nixe schon bei ihm gewesen und hat ihm den Hals umgedreht“ (Röhrich 1956, 102). Neben der Option, die Jagd mengenmäßig einzuschränken und nur das Überlebensnotwendige zu erlegen, hat der Jäger noch die Möglichkeit, bestimmte, besonders wichtige Tiere (z.B. gebärfähige Weibchen) zu schonen oder den Tieren Schonzeiten und -orte einzuräumen. Im Gegensatz zu den oben beschriebenen Zeugungspraktiken, die nach westlich-wissenschaftlicher Auffassung keinerlei Auswirkungen auf die Tierpopulationen haben, haben diese Maßnahmen auch biologisch nachweisbar eine Bestandserhaltung der bejagten Tiere und damit deren Regeneration zur Folge.

## 6. Schluss

Tiere werden von fast allen Gesellschaften, inklusive denen im volkswissenschaftlich und historisch überlieferten Europa, vermutlich sogar seit dem Paläolithikum, vermenschlicht und unter den Schutz eines, meist konkret menschlich oder mischgestaltig gedachten Tierhüters gestellt. Indem die Wildtiere als deren Haustiere oder Kinder auftreten, wird die Jagd moralisiert und sind die Verhaltensweisen der Tiere als soziale Bedürfnisse zu sehen. Wenn ein Jäger ein Tier tötet, so ist dies nicht nur schlecht, weil dadurch ein Tier weniger vorhanden ist. Es ist auch und vor allem deswegen schlecht, weil dessen Hüter Trauer und Wut (menschliche Reaktionen) über den Tod eines nahestehenden Schutzbefohlenen empfindet. Durch die Anthropomorphisierung der Wildtiere – oder ihrer imaginären Hüter – werden die in der Gesellschaft geltenden ethischen Normen auch auf den Umgang mit der Tierwelt ausgedehnt: Die Natur wird Teil der menschlichen Gesellschaft,<sup>13</sup> weswegen auch die Beziehung zu den Tieren gesellschaftlich, also in Kategorien von Empathie, Reziprozität und Verpflichtung, geregelt wird. Dabei wird nicht der Mensch als Teil der Natur gesehen, sondern das Tier als Mensch bzw. als Gesellschaftswesen: Die Sicht der Natur ist eine anthropozentrische. Dies äußert sich auch in der Analogie zwischen Kampf und Jagd, in der das Jagdtier mit dem gegnerischen Krieger (Lorenz 2000, 247f., 311, für die Safwa) und die Ausrottung der Tiere mit einem Genozid (Martin 1974, 16, für die Micmac; Booth 2003, 338) gleichgesetzt wird.

---

13 Alcorn 1993, 425; Ingold 1994, 12; Hinz 1999, 26; Vilkkuna 1961, 165, für Finnland; Watson et al. 2003 für Australien; Müller 1976 für Indianer Nordamerikas; Valeri 2000, 57, für die Huaulu; Hultkrantz 1961, 59.



Das Unrechtsempfinden des Jägers, ein soziales, gesellschaftsfähiges Wesen töten zu müssen, mit dem er sich meist sogar als verwandt betrachtet, ist ein bei fast allen Jägervölkern auftretendes Problem. Es äußert sich unter anderem in Parallelen im Ritus für einen Verstorbenen und dem für ein getötetes Jagdtier. Vor der Tiergemeinschaft, der Sozialorganisation der Tiere, gilt es sich zu rechtfertigen: Der Austausch der Jäger mit der tierischen Gesellschaft ist ambivalent und unausgeglichen – die Menschen profitieren durch Jagd eindeutig mehr von den Tieren als die Tiere von den Menschen –; darum werden Hilfskonstrukte geschaffen, um diese psychologische Schuld zu kompensieren und um weiterhin mit der „Gesellschaft“ der Tiere unter Anführerschaft des Tierherren in Austausch treten zu können: Bisweilen ist die Vorstellung verbreitet, dass sich die Tiere dem Jäger freiwillig zur Tötung anbieten oder die Tiere weiterlebten, auch nachdem sie getötet würden. Nicht alle scheint diese Darstellung der Jagd jedoch zu überzeugen. Daher sind die Menschen in vielen Kulturen bestrebt, den Tiergesellschaften zu helfen, den durch die Jagd entstandenen Verlust wieder zu ersetzen, indem sie ihnen zu neuem Leben verhelfen. Die Wahrnehmung der Tiere vorrangig im Kollektiv, bzw. die des Einzeltieres als Vertreter einer Tierfamilie, im Gegensatz zur individuellen Adressierung des Einzelwesens, trägt bei allen Kulturen wesentlich dazu bei, die Tiere als Gesamtheit populationsbiologisch richtig einzuschätzen und dadurch zu bewahren. Folglich deuten derartige Mythen und Bräuche, wie sie oben beschrieben wurden, auf das Vorhandensein der Vorstellung einer biologischen Art, einer Tierspezies, im westlich-naturwissenschaftlichen Sinne hin. Moderne Populationsbiologie und traditioneller, anthropozentrischer Volksglauben führen demnach vermutlich bereits seit dem Paläolithikum in vielen Fällen zu ähnlichen Erkenntnissen bezüglich der Notwendigkeit eines Tierschutzes.

## Literatur

- Alcorn, J.B. (1993). Indigenous Peoples and Conservation. In: *Conservation Biology* 7, H. 2, 424-426.
- Bar-Yosef, O. (1980). Prehistory of the Levant. In: *Annual Review of Anthropology* 9, 101-133.
- Barnard, A. (1981). Universal Categorization in Four Bushmen Societies. In: *L'Uomo* 5, 219-237.
- Baumann, H. (1938). Afrikanische Wild- und Buschgeister. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 70, 208-239.
- Behm-Blancke, G. u. Dušek, S. (2003). Heiligtümer der Germanen und ihrer Vorgänger in Thüringen: die Kultstätte Oberdorla. (Forschungen zum alteuropäischen Religions- und Kultwesen, Bd. 38.) Stuttgart: Theiss.
- Ben-Amos, P. (1976). Men and Animals in Benin Art. In: *Man*, N S 11, 243-252.

- Berkes, F. et al. (2000). Rediscovery of Traditional Ecological Knowledge as Adaptive Management. In: *Ecological Applications* 10, 1251-1262.
- Bilz, R. (1955). Tiertöter-Skrupulantismus. In: *Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie* 3, H. 1, 226-244.
- Blanc, A.C. (1960). Über die Vorgeschichte des Religionsdualismus. Die Entwicklung der Mythen des Uranischen Wesens und des Feindes. In: Gisela Freund (Hrsg.). *Festschrift für Lothar Zotz. Steinzeitfragen der Alten und Neuen Welt*. Bonn: Ludwig Röhrscheid Verlag, 61-81.
- Boas, F. (1909/1910). *Tsimshian Mythology, Based on Texts Recorded by Henry W. Tate* (Bd. 31). Washington D.C.: United States Government Printing Office.
- Boas, F. (1932). Current Beliefs of the Kwakiutl Indians. In: *The Journal of American Folklore* 45, 177-260.
- Bohmers, A. (1951). *Die Höhlen von Mauern*, Bd. 1. Groningen: J.B. Wolters.
- Booth, A.L. (2003). We are the Land: American Views of Nature. In: Helaine Selin (Hrsg.). *Nature across Cultures: Views of Nature and the Environment in Non-Western Cultures*. Dordrecht: Kluwer Academic, 329-349.
- Brightman, R.A. (1993). *Grateful Prey. Rock Cree Human-Animal Relationships*. Berkeley: University of California Press.
- Burkert, W. (1972). *Homo Necans: Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen*, Bd. 32. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Buxton, J. (1968). Animal Identity and Human Peril: Some Mandari Images. In: *Man*, N S 3, 35-49.
- Callicott, J.B. (1994). *Earth's Insights. A Multicultural Survey of Ecological Ethics from the Mediterranean Basin to the Australian Outback*. Berkeley: University of California.
- Campbell, J. (1989). *The Way of the Seeded Earth, Part 3: Mythologies of the Primitive Planters: The Middle and Southern Americas* (Bd. 2). New York: Harper & Row.
- Charrière, G. (1970). *La signification des représentations érotiques dans les arts sauvages et préhistoriques* (Bd. 2). Paris: Maisonneuve et Larose.
- Cotton, J., Elsdon, N., Pipe, A. u. Rayner, L. (2006). Taming the Wild: A Final Neolithic/Earlier Bronze Age Aurochs Deposit from West London. In: D. Serjeantson u. D. Field (Hrsg.). *Animals in the Neolithic of Britain and Europe*. Oxford: Oxbow Books, 149-167.
- Dansey, W. (1831). *Arrian on Coursing. The Cynegeticus of the Younger Xenophon, Translated from the Greek, with Classical and Practical Annotations, and a Brief Sketch of the Life and Writings of the Author to Which Is Added an Appendix, Containing some Account of the Canes Venatici of Classical Antiquity*. London: J. Bohn.
- Descola, P. (1994). *In the Society of Nature: A Native Ecology in Amazonia* (Bd. 93). Cambridge: Cambridge University Press.
- Dirr, A. (1925). Der kaukasische Wild- und Jagdgott. In: *Anthropos* 20, H. 1/2, 139-147.
- Duerr, H.P. (1984). *Sedna: oder Die Liebe zum Leben*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Duerr, J. (2009). Rituals for the Revitalisation of Animals. In: E. Brambilla et al. (Hrsg.). *Routines of Existence: Time, Life and After Life in Society and Religion*. Pisa: Edizioni Plus Pisa University Press, 148-163.
- Duerr, J. (2010). Von Tierhütern und Tiertöttern. Mythos und Ethik der Jagd im kulturhistorischen Vergleich (Bd. 189). Bonn: Habelt.
- Elkin, A.P. (1956). *The Australian Aborigines. How to Understand Them*. Sydney: Angus & Robertson.
- Friedrich, A. (1941). Die Forschung über das frühzeitliche Jägertum. In: *Paideuma* 2, 20-43.

- Frobenius, L. (1933). *Kulturgeschichte Afrikas: Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre*. Zürich: Phaidon-Verlag.
- Fürer-Haimendorf, C. v. (1943). *The Chenchus: Jungle Folk of the Deccan* (Bd. 1). London: Macmillan.
- Gahs, A. (1928). Kopf-, Schädel- und Langknochenopfer bei Rentiervölkern. In: W. Koppers (Hrsg.). *Festschrift P.W. Schmidt*. Wien: Mechitharisten-Congregation-Buchdruckerei, 231-268.
- Garlake, P. (1996). *The Hunter's Vision. The Prehistoric Art of Zimbabwe*. Seattle: University of Washington Press.
- Graber, G. (Hrsg.) (1914). *Sagen aus Kärnten*. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.
- Graziosi, P. (1956). *Die Kunst der Altsteinzeit*. Florenz: W. Kohlhammer.
- Guenther, M.G. (1988). Animals in Bushman Thought, Myth and Art. In: Tim Ingold et al. (Hrsg.). *Hunters and Gatherers: Symbols and Representations*. Oxford: Berg.
- Guenther, M.G. (1989). *Bushman Folktales: Oral Traditions of the Nharo of Botswana and the /Xam of the Cape* (Bd. 93). Stuttgart: Franz Steiner.
- Haberland, E. u. Seyfarth, S. (1974). *Die Yimar am oberen Korowori (Neuguinea)* (Bd. 36). Wiesbaden: Franz Steiner.
- Haekel, J. (1959). Der „Herr der Tiere“ im Glauben der Indianer Mesoamerikas. In: *Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg* XXV, 60-69.
- Hallowell, A.I. (1926). Bear Ceremonialism in the Northern Hemisphere. In: *American Anthropologist* 28, 1-175.
- Hallström, G. (1960). *Monumental Art of Northern Sweden from the Stone Age: Nämforsen and Other Localities*. Stockholm: Almqvist.
- Hancar, F. (1949). Die Venusstatuette von Jelisejeviči (Kreis Brjansk). In: *Ipek* 18, 1-6.
- Harper, C.H. et al. (1906). Notes on the Totemism of the Gold Coast. In: *The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 36, 178-188.
- Hasler, J.A. (1969). Chaneques und Tzitzimites. Ein Beitrag zum Problem des mesoamerikanischen Herrn der Berge und der Tiere. In: *Fabula* 10, H. 1/3, 1-69.
- Himmelheber, H. (1980). Ethnographische Notizen von den Nunivak-Eskimo. In: *Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden* 38, 5-45.
- Hinz, M.O. (1999). Profession: „Poacher“: New Strategies to Accommodate Indigenous Rights Over Natural Resources. In: *Journal of Legal Pluralism and Unofficial Law* 44, 15-31.
- Hoffmann-Krayer, E. et al. (Hrsg.) (1987). *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Hughes, J.D. (1983). *American Indian Ecology*. El Paso: Texas Western Press.
- Hultkrantz, Å. (1961). The Owner of the Animals in the Religion of the North American Indians. Some General Remarks. In: Åke Hultkrantz (Hrsg.). *The Supernatural Owners of Nature: Nordic Symposium on the Religious Conceptions of the Ruling Spirits (genii loci, genii speciei) and Allied Concepts*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 53-64.
- Ingold, T. (1994). From Trust to Domination: An Alternative History of Human-Animal Relations. In: A. Manning u. J. Serpell (Hrsg.). *Animals and Human Society. Changing Perspectives*. London: Routledge, 1-22.
- Jacobson, E. (1993). *The Deer Goddess of Ancient Siberia. A Study in the Ecology of Belief* (Bd. 55). Leiden: J.E. Brill.

- Jelinski, D.E. (2005). There is No Mother Nature—There is No Balance of Nature: Culture, Ecology and Conservation. In: *Human Ecology* 33, 271-288.
- Jensen, A.E. (1951). *Mythos und Kult bei Naturvölkern. Religionswissenschaftliche Betrachtungen* (Bd. 10). Wiesbaden: Franz Steiner Verlag.
- Jochelson, W. (1926). *The Yukagir and the Yukagirized Tungus* (Bd. 9). New York: E.J. Brill/G.E. Stechert.
- Klemm, G. (1843). *Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. Die Jäger- und Fischervölker der passiven Menschheit* (Bd. 2). Leipzig: B.G. Teubner.
- Krech, S.I. (1999). *The Ecological Indian – Myth and History*. New York: Norton.
- La Flesche, F. (1914/1915). *The Osage Tribe: Rite of the Chiefs; Sayings of the Ancient Men* (Bd. 36). Washington, D.C.: United States Government Printing Office.
- Lantis, M. (1938). The Alaskan Whale Cult and Its Affinities. *American Anthropologist* 40.
- Layton, R. (1985). The Cultural Context of Hunter-Gatherer Rock Art. In: *Man*, N S 20, 434-453.
- Lee, R.B. et al. (Hrsg.) (1999). *The Cambridge Encyclopedia of Hunters and Gatherers*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lewis-Williams, J.D. et al. (1978). Eland Hunting Rituals Among Northern and Southern San Groups. In: *Africa* 48, 117-134.
- Lindner, K. (1937). *Die Jagd der Vorzeit* (Bd. 1). Berlin/Leipzig: Walter de Gruyter.
- Liungman, W. (1961). Das Rå und der Herr der Tiere. In: Åke Hultkrantz (Hrsg.). *The Supernatural Owners of Nature. Nordic Symposium on the Religious Conceptions of Ruling Spirits (genii loci, genii speciei) and Allied Concepts*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 72-90.
- Lorenz, G. (2000). *Tiere im Leben der alten Kulturen: schriftlose Kulturen, Alter Orient, Ägypten, Griechenland und Rom* (Bd. 5). Wien: Böhlau.
- Magnell, O. (2005). *Tracking Wild Boar and Hunters: Osteology of Wild Boar in Mesolithic South Scandinavia* (Bd. 51). Stockholm: Almqvist & Wiksell International.
- Maringer, J. (1968). Die Opfer der Paläolithischen Menschen. In: *Anthropica. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt* (Bd. 21). St. Augustin bei Bonn: Verlag des Anthropos-Instituts, 249-271.
- Maringer, J. (1977). Priests and Priestesses in Prehistoric Europe. In: *History of Religions* 17, H. 2, 101-120.
- Martin, C. (1974). The European Impact on the Culture of a Northeastern Algonquian Tribe: An Ecological Interpretation. In: *The William and Mary Quarterly* 31, 3-26.
- Martin, C. (1981). The War Between Indians and Animals. In: Shepard III Krech (Hrsg.). *Indians, Animals, and the Fur Trade. A Critique of Keepers of the Game*. Athens, Georgia: The University of Georgia Press, 11-18.
- Meuli, K. (1946). Griechische Opferbräuche. In: O. Gigon et al. (Hrsg.). *Phyllobolia für Peter von der Mühl*. Basel: Benno Schwabe & Co., 185-288.
- Mooney, J. (1885/1886). *Sacred Formulas of the Cherokees* (Bd. 7). Washington, D.C.: United States Government Printing Office.
- Müller, F. (1857). *Siebenbürgische Sagen*. Kronstadt: Johann Gött.
- Müller, W. (1976). *Geliebte Erde. Naturfrömmigkeit und Naturhaß im indianischen und europäischen Nordamerika*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann.
- Narr, K.J. (1959). Bärenzeremoniell und Schamanismus in der Älteren Steinzeit Europas. In: *Saeculum* 10, H. 3, 233-272.
- Naumann, N. (1963). „Yama no Kami“: die japanische Berggottheit. Teil I: Grundvorstellungen. In: *Asian Folklore Studies* 22, 133-366.

- Noe-Nygaard, N. u. Richter, J. (1990). Seventeen Wild Boar Mandibles from Sludegårds Sømose – Offal or Sacrifice? In: D.E. Robinson (Hrsg.). *Experimentation and Reconstruction in Environmental Archaeology* (Bd. 9). Oxford: Oxbow Books, 175-189.
- Nordenskiöld, E. (1938). *A Historical and Ethnological Survey of the Cuna Indians* (Bd. 10). Göteborg: Göteborgs Museum.
- Noss, A.J. et al. (2001). Community Attitudes Towards Wildlife Management in the Bolivian Chaco. In: *Oryx, International Journal of Conservation* 35, 292-300.
- Oelschlaeger, M. (1991). *The Idea of Wilderness: From Prehistory to the Age of Ecology*. New Haven/London: Yale University Press.
- Paulson, I. (1961). Schutzgeister und Gottheiten des Wildes (der Jagdtiere und Fische) in Nordeurasien. Eine religionsethnographische und religionsphänomenologische Untersuchung jägerischer Glaubensvorstellungen (Bd. 2). Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Paulson, I. (1962). Wildgeistvorstellungen in Nordeurasien. In: *Paideuma* 8, 70-84.
- Pitiscus, S. (1737). *Lexicon Antiquitatum Romanarum*: Hagae Comitum.
- Praetorius, J. (1920). Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weltberufenen Gespenste Rübezahl welche nicht allein aus allerhand Relationen der fremden Handelsleute, sondern auch durch Avisierungen vornehmer und gelehrter schlesischer Personen zuwege gebracht hat M. Johannes Praetorius Allhier denen begierigen Liebhabern aufs neue teilhaftig gemacht. Leipzig: Insel-Verlag.
- Putnam, P. (1948). *The Pygmies of the Ituri Forest*. New York: Henry Holt & Company.
- Rackham, J. (1994). *Animal Bones*. London: British Museum Press.
- Rätsch, C. u. Ma'ax, K. a. (1984). *Ein Kosmos im Regenwald: Mythen und Visionen der Lakandonen-Indianer* (Bd. 48). Köln: Eugen Diederichs.
- Rivers, W.H.R. (1909). Totemism in Polynesia and Melanesia. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 39, 156-180.
- Röhrich, L. (1959). Europäische Wildgeistersagen. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 10, 79-162.
- Russell, F. (1898). Myths of the Jicarilla Apaches. In: *The Journal of American Folklore* 11, 253-271.
- Salmón, E. (2000). Kincentric Ecology: Indigenous Perceptions of the Human-Nature Relationship. In: *Ecological Applications* 10, 1327-1332.
- Spencer, B. et al. (1899). Some Remarks on Totemism as Applied to Australian Tribes. In: *The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 28, 275-280.
- Stephen, A.M. (1929). Hopi Tales. In: *The Journal of American Folklore* 42, 1-72.
- Tanner, A. (1979). *Bringing Home Animals. Religious Ideology and Mode of Production of the Mistassini Cree Hunters*. London: C. Hurst & Company.
- Teichert, M. (1982). Ur- und frühgeschichtliche Tieropferfunde in Thüringen. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Halle* 31, H. 2, 119-122.
- Teit, J.A. (1919). Tahltan Tales. In: *The Journal of American Folklore* 32, 198-250.
- Tillhagen, C.-H. (1961). Die Berggeistvorstellung in Schweden. In: Åke Hultkrantz (Hrsg.). *The Supernatural Owners of Nature: Nordic Symposium on the Religious Conceptions of the Ruling Spirits (genii loci, genii speciei) and Allied Concepts*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 123-157.
- Turnbull, C.M. (1983). *The Mbuti Pygmies: Change and Adaptation*. Orlando: Harcourt Brace Jovanovich College Publishers.
- Turner, N.J. et al. (2006). Coming to Understanding: Developing Conservation through Incremental Learning in the Pacific Northwest. In: *Human Ecology* 34, 495-513.

- Valeri, V. (1994). Wild Victims: Hunting as Sacrifice and Sacrifice as Hunting in Huaulu. In: History of Religions 34, H. 2, 101-131.
- Valeri, V. (2000). The Forest of Taboos: Morality, Hunting and Identity among the Huaulu of the Moluccas. Madison, Wisconsin: The University of Wisconsin Press.
- Verswijver, G. (2002). Kayapó, Cosmology and Ritual. In: Encyclopedia Indigenous Peoples in Brazil. URL: <http://www.socioambiental.org/pib/epienglish/kayapo/cosmologia.shtm>; Zugriffsdatum: 08.05.2007.
- Vilkuna, A. (1961). Über den finnischen haltija „Geist, Schutzgeist“. In Å. Hultkrantz (Hrsg.). The Supernatural Owners of Nature: Nordic Symposium on the Religious Conceptions of the Ruling Spirits (genii loci, genii speciei) and Allied Concepts. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 158-165.
- Wallis, W.D. (1923). Beliefs and Tales of the Canadian Dakota. In: The Journal of American Folklore 36, 36-101.
- Watson, A., Alessa, L. u. Glaspell, B. (2003). The Relationship between Traditional Ecological Knowledge, Evolving Cultures, and Wilderness Protection in the Circumpolar North. In: Conservation Ecology 8, H. 1, online.
- Whitehead, H. (2000). Food Rules. Hunting, Sharing, and Tabooing Game in Papua New Guinea. Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Wilbert, J. u. Simoneau, K. (Hrsg.) (1983). Folk Literature of the Bororo Indians (Bd. 57). Los Angeles: UCLA Latin American Center Publications.
- Zerries, O. (1954). Wild- und Buschgeister in Südamerika. Eine Untersuchung jägerzeitlicher Phänomene im Kulturbild südamerikanischer Indianer (Bd. 11). Wiesbaden: Steiner.
- Zerries, O. (1959). Wildgeister und Jagdritual in Zentralamerika. In: Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg XXV, 144-150.

## **Zur Person**

Janina Duerr studierte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg Ur- und Frühgeschichte, Ethnologie und Mittlere und Neuere Geschichte. Ihre Masterarbeit behandelt interdisziplinäre Quellen zur ersten Milchnutzung in Europa. In ihrer Dissertation (Universität Kiel/Basel) beschäftigte sie sich mit Jagdgeschichte im prähistorischen und ethnologischen Vergleich (*Von Tierhütern und Tiertöttern*, 2010). Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich der Ethnoarchäologie und Komparatistik. Zurzeit lebt sie mit ihrer Familie in Paris und arbeitet an einem Projekt über Jenseitsvorstellungen und Grabfunde im Zusammenhang mit der „Verkehrten Welt“.

## **Korrespondenzadresse**

Dr. Janina Duerr  
26, rue Daubenton  
75005 Paris, Frankreich  
E-Mail: [janina.duerr@gmx.de](mailto:janina.duerr@gmx.de)

## **Just for Fun oder Angst vor dem Tod?**

Erklärungsversuche für das Jagdbedürfnis von Freizeitjägern

*Petra Mayr*

### **Zusammenfassung**

Die Freizeitjagd wird heute nicht mehr als Hobby betrachtet, das keiner weiteren Legitimation bedarf. Viele Freizeitjäger beschreiben demgegenüber das Interesse zu jagen als Leidenschaft. Dieses Empfinden beim Verletzen und Töten von Wildtieren ist jenen, die die Jagd ablehnen, suspekt. Die Freizeitjagd wird derzeit mit unterschiedlichen Argumenten verteidigt, wie etwa dem Bedürfnis nach Naturerfahrung oder dem Schutz der Artenvielfalt – Argumente, die letztlich nicht den zentralen Antrieb erklären können. Über diesen Antrieb zu jagen gibt es unterschiedliche Hypothesen. Zumeist wird ein archaischer Beutetrieb zugrunde gelegt, oder aber die Jagd wird als psychologisches Phänomen zur Überwindung des eigenen Todes betrachtet. Beide Annahmen spiegeln sich auch in jagdethischen Überlegungen wider. Einerseits wird das Verletzen und Töten von Wildtieren mit rein zweckrationalen Argumenten, wie etwa dem Schutz der Artenvielfalt, gerechtfertigt; andererseits wird das Töten bei der lustbetonten Freizeitjagd zum thanatologischen Ritus stilisiert. Die Leidensfähigkeit als zentrales Kriterium der Tierethik wird sowohl beim „zweckrationalen“ als auch beim „rituellen“ Töten weitestgehend ausgeklammert oder nivelliert. So bleibt die Freizeitjagd das letzte Refugium, bei dem das lustmotivierte Töten erlaubt ist.

Schlüsselwörter: Jagd, Freizeitjagd, Jagdleidenschaft, Naturbeherrschung, Jagdethik

### **Just for fun or fear of dying?**

#### **Attempts to explain the hobby hunter's drive to hunt**

#### **Summary**

*Today, society is questioning the legitimation of hobby hunting, while hobby hunters themselves describe their interest in hunting as a passion.*

*Persons who reject hunting are suspicious of this feeling being connected with harming and killing wild animals. Hobby hunting is defended with the desire to experience nature and to protect biodiversity, but these arguments both do not capture the central motivation. Hypotheses that try to explain this motivation to hunt are mostly either based on an archaic predatory instinct, or hunting is seen as a psychological attempt to overcome one's own mortality. Both assumptions are reflected in the hunters' arguments. On the one hand, harming and killing of wild animals is justified with purpose-related arguments, such as the protection of biodiversity, on the other hand, the passionate hobby hunt stylizes killing as a thanatological rite. The capacity to suffer, the central criterion of animal ethics, is mostly ignored both in the "purpose-related" and "ritual" killing arguments. Hobby hunting thus remains the last refuge in which lustful killing is permitted.*

*Keywords: hunting, recreational hunting, hunting passion, mastery of nature, hunting ethics*

*Es ist notwendig, sagen die Waldbesitzer.  
Es fördert die Vielfalt, sagen die Artenschützer.  
Es ist grausam, sagen die Tierschützer.  
Es ist Lust, sagen die Hobbyjäger.  
Es ist, was es ist.  
Aber was ist es?*

Die Freizeitjagd stößt bei vielen auf Unverständnis: Warum lauert jemand ohne Zwang und Not freilebenden Tieren auf, stellt ihnen nach und tötet sie dann? Die Vorstellung, Wildtiere selbst töten zu wollen, wird als abstoßend empfunden. Und mit dem Großteil der Tiere, die bejagt werden, empfinden wir Mitleid, denn sie gelten, wie es der Biologe Josef Reichholf formuliert, als uns „ebenbürtig“. Mit dieser „Ebenbürtigkeit“ ist eine verwandtschaftliche Nähe gemeint, die sich vor allem großen und größeren Säugetieren zuschreiben lässt und die, wie Reichholf betont, aus „Fleisch und Blut“ sind wie wir (vgl. Reichholf 2009, 21). Das empathische Empfinden ist bei jenen am ausgeprägtesten, doch zeigen sich Schmerzempfinden und Leidensfähigkeit auch bei Fischen, die immer noch als „stumm“ und damit unempfindsam angesehen werden (vgl. Wild 2012; Segner 2012).



Die Kluft zwischen Jägern und jenen, die die Leidenschaft, Wildtiere zu töten, weder nachvollziehen noch teilen können, ist deshalb so tief, weil hier die Empfindung im Hinblick auf das Töten diametral entgegengesetzt verläuft: Wer die Perspektive des Opfers im Blick hat, wird die Jagd mit ihrem Ziel des Tötens als grausam und brutal empfinden und kann nicht nachvollziehen, dass Jäger diese als „Leidenschaft“ wahrnehmen, von der sie ergriffen werden. Wer von dieser Leidenschaft nicht ergriffen ist, sondern am jagdlichen Töten das Archaische, von Empathie Losgelöste der Handlung wahrnimmt, wird sich nicht in die emotionalen Antriebskräfte von Jägern einfühlen können. Das Jagdbedürfnis mit seiner Tötungsabsicht bleibt damit als „blinder Fleck“ der Persönlichkeit unverstanden und lässt jene, die immer wieder Wildtiere töten wollen, zumindest als suspekt erscheinen.

## **1. Naturerfahrung, Artenschutz und Wildfleisch als begleitende Jagdargumente**

Im aktuellen Diskurs zur Jagd werden in aller Regel drei Argumente zur moralischen Legitimation der Jagd angeführt. Zum einen: Jagen sei ein Hobby mit intensiver Naturerfahrung. Zweitens: Die Jagd sei darüber hinaus praktizierter Natur- und Artenschutz. Und drittens: Es sei durch die Jagd möglich, sich mit hochwertigem, frischem Wildfleisch zu versorgen, dies im Unterschied zum Fleisch der industriellen Tierhaltung, das durch den Einfluss von Medikamenten als minderwertig gilt. Diesen drei Argumenten ist gemeinsam, dass sie die Jagd nicht notwendig voraussetzen, um die dahinterliegende unbegriffene Motivation zu befriedigen. Denn eine intensive Naturerfahrung ist auch durch viele Formen des sogenannten Aktiv-Urlaubs möglich, Natur- oder Artenschutz lässt sich ohne das Töten von Wildtieren praktizieren, und auch Wildfleisch kann von in Gattern lebendem Wild erworben werden, ohne es *selbst* zu töten. Die angeführten Jagdmotive scheinen daher Begleitgründe für die Jagd zu liefern und weniger als zentrales *Movens* derselben herhalten zu können, denn sie erklären letztlich nicht das Interesse, *selbst zu töten*, das bei jeder Jagd das beabsichtigte Ziel bleibt. Um eben jenes *Selbst-Töten-Wollen* von uns ebenbürtigen Wildtieren soll es nun gehen.

Unter diesem Aspekt scheint vor allem das letzte Argument, sich durch die Jagd mit hochwertigem Fleisch von Wildtieren versorgen zu wollen, von besonderer Bedeutung zu sein, da sich Jäger hierdurch vom Großteil der Bevölkerung, die Fleisch verzehrt, deutlich unterscheiden. In aller Regel verspüren Menschen nicht das Bedürfnis, die Tiere, die sie

essen, selbst zu töten, weil sie als empathische Lebewesen Mitleid empfinden; eher ist das Gegenteil der Fall, wie sich an psychischen Verdrängungs- und Rationalisierungsmechanismen im Hinblick auf Tierhaltung und Schlachtung einerseits und an der Auslagerung der Schlachthöfe aus den Innenstädten andererseits erkennen lässt.

Es handelt sich um einen Zivilisationsprozess, der gewissermaßen ins Stocken geraten ist, dessen Ideal erst in der Aufhebung der Verdrängungsmechanismen und der Anerkennung und zugleich Beseitigung der Grausamkeit zu sehen wäre, so wie es Tierrechtsorganisationen versuchen, indem sie auf die Lebens- und Sterbensbedingungen von Tieren in Menschenhand hinweisen. Als „Unsichtbar-Werden des Peinlichen“ hat Norbert Elias diesen Verdrängungsmechanismus bezeichnet, wie der Soziologe Rainer Wiedenmann ausführt. „Elias betont, dass die Erinnerung daran, dass ein ‚Fleischgericht etwas mit einem getöteten Tier zu tun hat‘, zunehmend zurückgedrängt, ja oft ausgelöscht wurde“ (Wiedenmann 2009, 82).

Das „Wildfleischargument“ als Legitimation der Jagd scheint dem Tötungsbedürfnis von Jägern noch am nächsten zu kommen. Da aber zugleich die finanziellen Aufwendungen für die Jagd eher hoch sind, wird das selbst getötete Wildtier aus ökonomischer Sicht unrentabel, ein Luxus, der wiederum dem Jagen und dem *Selbst-Töten-Wollen* geschuldet ist und damit ebenfalls nur als begleitender Grund für die Jagd betrachtet werden kann. Da viele Freizeitjäger aber in eben jenen Argumenten ihre gesellschaftliche und persönliche Jagdlegitimation sehen, führt auch das Ernährungsargument bei der Frage, warum der Wunsch zur Jagd und damit zum Töten besteht, nicht weiter.

## **2. Töten als triebhaftes Handeln**

Jäger, die sich mit ihrem Jagdbedürfnis auseinandersetzen, nehmen durchaus wahr, dass ihr Hobby von anderen als zumindest irritierend, wenn nicht gar als abstoßend empfunden wird, und einige suchen daher selbst nach Antworten für ihr Handeln. Dabei werden die oben erwähnten Argumente für die Jagd ins Feld geführt, und das jeder Jagd zugrunde liegende Verletzen und Töten von uns ebenbürtigen Tieren wird dann zur Notwendigkeit erklärt. Sobald sich die Begleitgründe der Freizeitjagd aber als nicht hinreichend tragfähig erweisen, reduziert sich die Jagd allein auf die moralische Frage, ob es legitim ist, Wildtiere zu töten.

Aus der Außenperspektive deuten sowohl Befürworter als auch Gegner der Jagd das Töten-Wollen von Wildtieren in ganz unmittelbarer

Weise als triebhaftes Handeln. Und auch Freizeitjäger selbst empfinden offenbar aus der „Innenperspektive“ ihr Handeln ähnlich: „So sind die meisten Jäger von dem Vorhandensein einer genetisch tradierten Anlage überzeugt, die sie mit ‚Beutetrieb‘ bezeichnen. Zur Erlebensseite gewendet wird oft formuliert, ‚es ist in uns Jägern drin‘, und gemeint ist ein als Drang empfundenenes Streben danach, Wild zu erlegen“ (Kühnle 2003, 227). Legt man hier eine einfache Triebdefinition zugrunde, handelt es sich um ein instinkthaft gesteuertes Grundbedürfnis, im Falle der Jagd „Beute“ zu machen und damit zu töten. Das mag vergleichbar sein mit dem Beutetrieb einer Hauskatze, der unabhängig davon, ob sie hungrig oder satt ist, wirksam bleibt und uns, wenn die erbeutete Maus nicht zur Sättigung dient, als „spielerische“ Grausamkeit zum „Zeitvertreib“ erscheint. Bemerkenswerter Weise wird eben jene auf archaisches Verhalten zurückzuführende „Triebthese“ von vielen Jägern vehement verteidigt, wie sich etwa im Buch des jagenden Rechtsanwalts Florian Asche mit dem Titel „Jagen, Sex und Tiere essen. Die Lust am Archaischen“ zeigt (vgl. die Buchbesprechung auf Seite 138 in diesem Heft). Vielleicht liegt in dieser Selbstzuschreibung von Jägern als archaisch triebgesteuerte Tiertöter das zunehmende Unbehagen der Gesellschaft. Der Psychoanalytiker und Jäger Paul Parin sieht *Die Leidenschaft des Jägers* in seinem gleichnamigen Buch dagegen nicht im Archaischen. Er nimmt an, „[...] dass der Jäger nicht der archaische Naturmensch ist, sondern der Mensch in seiner jeweiligen Kultur. In seiner Sozialisation hat er den verbotenen Genuss des Verbrechens, von Grausamkeit und Mord, und die Lust ungehemmter Sexualität übernommen. [...] Viele urbanisierte Menschen – aber längst nicht alle – sind ganz ohne Lust am Verbrechen oder am Mord von Jagdtieren.“ (Parin 2003, 18)

Es erscheint sinnvoll, Texte von Jägern zu Rate zu ziehen, um weitere mögliche Erklärungen dafür zu finden, warum das Jagen mit seiner Tötungsabsicht als intensive Leidenschaft empfunden wird und oft mit einem Arsenal von philosophischen, biologischen (vielfach biologistischen) und auch religiösen Argumenten verteidigt wird. Naheliegende Motive, die bei der Ausübung der Jagd, die ja bereits im Kern ihrer Handlung als Dominanzverhältnis angelegt ist, auch eine Rolle spielen, wie etwa das Ausleben von Überlegenheitsgefühlen und Beherrschungstreiben, sollen hier nicht gesondert betrachtet werden, da diese Verhaltensweisen zugleich auch in anderen Spielarten der Mensch-Tier-Beziehung zu finden sind, die nicht explizit auf eine Tötungsabsicht zielen. Zwar spielen die angeführten Motive in jagdlichen Zusammenhängen ebenfalls eine bedeutende Rolle, aber einzig die Tötungsmotivation von Freizeitjagenden als

stärkstes (Macht-)Motiv und damit als Alleinstellungsmerkmal unterscheidet die Freizeitjagd von anderen Beziehungen zu Tieren, bei denen ebenfalls aggressive und destruktive Verhaltensweisen in Erscheinung treten können.

Das zentrale Ziel der Jagd bleibt immer der Tod des Tieres. Wer jagt, tut dies mit einer, wie auch immer motivierten, Tötungsabsicht. „Die wirkliche Jagd ist ohne vorsätzliche Tötung nicht zu haben. Leidenschaftlich Jagende wollen töten. Jagd ohne Mord wäre ein Oxymoron, ein Begriff, der sich selbst aufhebt.“ (Parin 2003, 9) Eben dieses *Töten-Wollen*, wie es der Psychoanalytiker, Neurologe und passionierte Jäger Paul Parin drastisch formuliert, ist es, das bei jenen, die sich gegen die Jagd aussprechen, Unbehagen auslöst. Dass Freizeitjäger oft beteuern, es ginge ihnen bei der Jagd nicht oder doch zumindest nicht primär um das Töten von Tieren, muss deshalb gleichwohl nicht als Widerspruch gedeutet werden. Das Töten von Tieren als Ziel und damit zugleich zentrales Merkmal der Jagd muss nicht notwendig als bewusste Absicht bei der Entscheidung zu jagen eingeflossen sein. Wenn Freizeitjägern ihre Jagdmotive und damit ihre Tötungsmotive nicht bewusst sind, dann treten vermutlich in der eigenen Wahrnehmung die oben als Begleitmotive angeführten Aspekte, wie das Interesse an „der Natur“, stärker ins Zentrum ihrer persönlichen Jagdlegitimation.

### **3. Tiere töten als Versuch der Bewältigung einer Existenzangst**

Das Töten von Tieren hinterlässt auch bei langjährigen Jägern ein ambivalentes Gefühl, wie sich auf Jägerforen im Internet herausfinden lässt. Auf der Homepage der Jägerstiftung schreibt der Journalist und Jäger Eckhart Fuhr einen Beitrag mit dem Titel „Vom schwierigen Umgang mit dem Tod“ – eine Überschrift, die zunächst auf die falsche Fährte zu führen scheint, denn der Titel, in dieser Weise formuliert, suggeriert, dass es sich bei dem Text um Gedanken zur eigenen Vergänglichkeit oder um den Tod eines Angehörigen oder Freundes handele. Darum geht es im Beitrag von Fuhr zunächst allerdings nicht, sondern vielmehr um die Frage, wie die „tiefe Befriedigung“ beim Töten von Tieren bei der Jagd in der Gesellschaft zu legitimieren sei. Aus Sicht des Autors gehört es zum „Beutemachen“ dazu und sei überdies ein „Sichtbarmachen“ des Todes, dessen Verdrängung in unserer Kultur vorherrsche. „Wenn man den Rücken des erlegten Rehs gesellig verspeist, kommt zusammen, was zusammen gehört, in der modernen Zivilisation aber getrennt ist: der Tod

und das Leben.“<sup>1</sup> Mit seinen Ausführungen liefert Fuhr eine Begründung für seine persönliche Tötungsmotivation bei der Jagd: Er möchte nicht nur „Beute machen“, sondern das Phänomen des Todes durch das *eigene* Töten eines Tieres erleben und damit die Endlichkeit des Lebens – im wahrsten Sinne des Wortes – begreifen. Deutlich wird bei seiner Beschreibung, dass offenbar nicht allein im Tod des individuellen Wildtieres, das verzehrt wird, die Absicht des Tötens zu finden ist, sondern vielmehr in dem, was der Tod des Tieres darüber hinaus für ihn repräsentiert: eine Projektionsfläche für die biologischen Zyklen von Werden und Vergehen.

Die Endlichkeit ihrer selbst hat Menschen schon immer beschäftigt, wirkt sie sich doch, wenngleich auch oft unbewusst, auf die Gestaltung ihres zeitlich begrenzten Lebens aus. Der Tod ist weder rational zu verarbeiten noch in seiner vollen Dimension verstehbar, und das Bewusstsein dessen kann in psychologischer Hinsicht als eine große narzisstische Kränkung betrachtet werden, die es zu verarbeiten gilt. Unser Todesbewusstsein ist eines jener „großen“ Lebensthemen, das vielfach als so unbegreiflich und ängstigend erfahren wird, dass es gleichsam aus dem Bewusstsein „verdrängt“ wird: „Der Tod betrifft uns überhaupt nicht; wenn ‚wir‘ sind, ist der Tod nicht da; wenn der Tod da ist, sind ‚wir‘ nicht.“ (Epikur 2000, 45) Solche sprachlogischen Konstruktionen, bleiben weit hinter dem menschlichen Endlichkeitsbewusstsein zurück. Durch die Trennung von Leben und Tod als unterschiedliche körperliche „Zustände“ soll der Tod bei Epikur aus dem Bewusstsein verbannt werden. Damit wird der Versuch einer radikalen Verdrängung des Todesbewusstseins unternommen, der aus der Sicht des modernen, psychoanalytisch aufgeklärten Menschen scheitern muss. Wenn auch der Zustand des Todes sprachlogisch betrachtet kein Übel sein kann, weil der Tod nicht als solcher wahrgenommen werden kann, so liegt doch vielmehr im Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit zu Lebzeiten das eigentliche Problem. Möglicherweise ist das Todesbewusstsein in seiner bei Menschen so ausgeprägten Form sogar als ein zentrales Alleinstellungsmerkmal des Menschen zu betrachten. Das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit kann Ängste auslösen und eine Suche nach Bewältigungsmechanismen dieser Ängste in Gang setzen.

Auch die von vielen Jägern als Leidenschaft empfundene Jagd könnte unbewusste Motive dieser Art beherbergen. Auf seiner Homepage mit dem Titel „Ein Jagdmensch“ beschäftigt sich auch der Jäger Manfred

---

1 URL: <http://jaeger-im-dialog.de/2010/10/19/vom-schwierigen-umgang-mit-dem-tod>.

Nolting unter der Rubrik „Nachdenkliches“ mit dem Töten bei der Jagd. „Jagd bedingt Töten und verursacht dadurch bei gefühlsmäßig ‚normal‘ veranlagten Menschen ständig Konflikte. Einerseits empfindet man tiefe Befriedigung bei der eigentlichen Tätigkeit, andererseits mündet das Ganze zwingend darin, dass man irgendwann töten muss, um einen Abschluss zu finden. Weil niemand eigentlich gern tötet, erklären wir darum die Jagd mit der Notwendigkeit, die Wildbestände zu regulieren, weil die natürlichen Beutegreifer nicht mehr da sind – und, zumindest ein Teil von uns, wehrt sich mit Händen und Füßen gegen deren Wiederansiedlung. Man sieht, der Trieb ist stark ausgebildet, und die Widersprüche sind groß.“<sup>2</sup>

Interessant an Noltings Aufführungen sind jene Passagen, in denen der Autor für seine offenbar ambivalenten Gefühle nach einer plausiblen, die Widersprüche harmonisierenden Erklärung sucht, wie in folgendem Satz: „Einerseits empfindet man tiefe Befriedigung bei der eigentlichen Tätigkeit, andererseits mündet das Ganze zwingend darin, dass man irgendwann töten muss, um einen Abschluss zu finden“. Nolting bringt hier eine Ambivalenz der Jagd pointiert zum Ausdruck. Das Befriedigende an der Jagd ist ihm zufolge offenbar nicht ohne das Töten zu haben, obgleich doch „eigentlich“ niemand gerne tötet. Der relativierende Einschub des Adjektivs „eigentlich“ scheint hier der Versuch zu sein, das Töten als Ausnahmefall im Rahmen der Jagd doch noch zu legitimieren. Zwar tötet auch der Jäger nicht gerne, aber er tut es dennoch oder „muss“ es tun, um eben jene „tiefe Befriedigung“ zu finden, die er offenbar nur durch das Töten finden kann. Auch an Noltings Ausführungen scheint das übergeordnete Phänomen des Todes als solches eine stärkere Rolle zu spielen als das Töten des individuellen Tieres.

## **5. Die „destruktive“ Natur bekämpfen oder die aggressive Seite der Angst**

Mit diesem Phänomen hat sich der Jäger Reinold Kühnle in seiner Dissertation beschäftigt. Kühnles Ausführungen sind dort erhellend, wo sie Erklärungen für das aus der Außenperspektive an der Jagd zwanghaft Anmutende anbieten können – das Tötungsbedürfnis von Freizeitjägern. Kühnle stützt sich auf Blaise Pascal, der in der eigenen verdrängten Todesangst, dem Bewusstsein der eigenen Endlichkeit einen bedeutsamen, im Unbewussten verankerten Antrieb zum jagdlichen Töten sieht (vgl.

---

2 URL: <http://www.ein-jagdmensch.de/nachdenkliches/13-jagd-an-sich>.

Kühnle 2003, 13) – eine These, die plausible Erklärungsansätze für die vielfach widersprüchlich erscheinenden Argumentationsweisen von Jägern liefert. Kühnle unternimmt das schwierige Unterfangen, unbewusste Antriebe anhand empirischer Forschung mit Hilfe von Tiefeninterviews und Persönlichkeitsstudien offen zu legen. Der These Pascals entsprechend wäre das jagdliche Töten dann nicht unmittelbar als das Tötenwollen eines Wildtieres zu betrachten, sondern bloß mittelbar als eine Ersatzhandlung. Durch die Jagd und das Töten machen sich Jäger jenes Naturgesetz zu eigen, unter dem sie selbst leiden, das letztlich auch ihre Existenz auslöschen wird. Jedoch mit einem bedeutenden Unterschied: Sie selbst werden durch die Jagd zu denjenigen, die sich dieses Gesetzes bemächtigen, indem sie das Tier beherrschen, ihm das zufügen, was letztlich auch von ihnen erlitten werden muss. Sie berauben es seiner Existenz, indem sie jene Macht ausüben, die „die Natur“ auch an ihnen exerzieren wird. „Das Töten im Vollzuge der Jagd darf folglich nicht als Beherrschungsstreben über Leben und Tod des Tieres falsch verstanden werden, sondern es tritt als Machtstreben über ein Naturgesetz reaktiv in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Tode in Verbindung.“ (223)

Es mag widersprüchlich erscheinen, der Angst vor dem eigenen Tod mit dem aggressiven Akt des Tötens von Tieren zu begegnen. Doch lässt sich zumindest aus archaischer Perspektive der Tötungshandlung eine stabilisierende Funktion zuschreiben. „Tötung schützt vor Tod. Je gewalttätiger man wird, je mehr man tötet, desto unverletzlicher fühlt man sich.“ (Han 2011, 23) Wer jagt, wäre der These Pascals zufolge – auf der Ebene des Unterbewusstseins – bestrebt, seine existenziellen Ängste zu kanalisieren und durch den Akt des Jagens und Tötens zu bekämpfen. Dies könnte indessen auch erklären, warum bereits die Handlung des Jagens von vielen Jägern, als Selbstzweck, jenseits des Tötens, als zentrales Bedürfnis verstanden, ohne dass diese dafür eine Begründung liefern könnten. „Aber warum sie [die Jäger; P.M.] jagen, darum kümmern sie sich offenbar nur wenig, und sie hätten wahrscheinlich auch Erkenntnisprobleme. Denn die Naturbeherrschung als das zentrale Jagdmotiv (Machtmotiv) zu begreifen, setzt große Distanz zu den Emotionen voraus, um die es dem Jäger aber gerade geht!“ (Kühnle 2003, 225) Dem getötenen Wildtier kommt hier eine symbolhaft stellvertretende Funktion als Naturwesen zu; es wird damit zu einem Erfüllungsobjekt für die an ihrem Existenzproblem – dem Bewusstsein des eigenen Todes – laborierenden Jäger. Soweit scheint die Pascalsche These evident, da sie die Widersprüche in der Argumentation von Jägern zur Begründung ihres Jagdbedürfnisses aufzulösen vermag. Gleichwohl steht die Jagd bei Pascal nur als

ein Beispiel für einen Zeitvertreib unter vielen, eine Zerstreuung, der sich einige Menschen hingeben, um ihre „schwache und sterbliche Beschaffenheit“ zu vergessen (vgl. Pascal 1990, 40). Pascal, der selbst nicht jagt hat, nennt auch das Streben nach Besitz, nach Ruhm und Ehre und das Glücksspiel als Formen, einer Langeweile auszuweichen, die dazu führen würde, dass wir uns mit uns beschäftigen. „Nichts ist dem Menschen unerträglicher, als in vollkommener Ruhe zu stehn, ohne Leidenschaft, ohne Geschäft, ohne Zerstreuung, ohne Eifer. Er fühlt dann seine Nichtigkeit, seine Verlassenheit, seine Leere.“ (Pascal 1990, 49) Die Jagd betrachtet Pascal, ebenso wie andere Formen der Zerstreuung, als eine von vielen Ablenkungen vor jener von ihm postulierten Nichtigkeit des Menschen.

In seiner Argumentation, die sich auf Pascals These stützt, überhöht Kühnle das Töten von Wildtieren zur kulturanthropologischen Leistung, und auch bei der Frage nach der moralischen Legitimität bleibt er einer ideologischen Überhöhung jagdlichen Handelns verhaftet. „Die Rechtfertigung der modernen Jagd, die emotional strukturiert ist und jenseits von Nützlichkeitsgründen betrieben wird, darf also auf gesellschaftliche Zustimmung immer dann hoffen und sie wird einen Anspruch auf Anerkennung erheben können, wenn das Jagdmotiv als Motiv der Naturbeherrschung sich als ein genuin kulturanthropologisches Persönlichkeitsmerkmal herausstellt und in einer Güterabwägung im Dienste anderer sozialtauglicher Motive mit den Interessen der Gesellschaft zu interagieren vermag.“ (Kühnle 2003, 222). Die Funktionalisierung von Tieren zur Projektionsfläche des „natürlichen Lebens“ gerät hier gleichsam zu ihrem Gegenteil, zur moralischen Legitimation der Jagd als Sublimierungsleistung.

Die These von der Jagd als Naturbeherrschung, die als Erklärungsmodell dem Jagdbedürfnis zugrunde liegt, diskriminiert Wildtiere in zweifacher Weise: Zum einen werden sie zu „Botschaftern“ des Lebens abstrahiert und zum Zweck der eigenen Existenzbewältigung funktionalisiert. Zum anderen werden sie unter einen umfassenden Begriff von „Natur“ subsumiert, womit eine Relativierung ihrer physiologischen Ähnlichkeit und damit auch ihrer Leidensfähigkeit einhergeht. Gerade diese zweite Form der Diskriminierung, die Relativierung ihrer Ähnlichkeit mit uns, verweist aber, wie es oft in dialektischer Verstrickung der Fall ist, darauf, wobei es bei der Jagd vor allem ankommt: das Töten. Zur Befriedigung des Tötungsbedürfnisses bleibt eine in physiologischer Hinsicht leibliche Ähnlichkeit zum Menschen die notwendige Voraussetzung dafür, ob die Jagd „bloß“ als triebhaftes Töten betrachtet wird oder aber als unbewuss-



ter Versuch, die eigene Todesangst zu transzendieren. Wird das Jagdmotiv der Naturbeherrschung zugrunde gelegt, dann muss das Wildtier Repräsentant eines Lebens sein, das mit unserem vergleichbar ist. Und wer könnte unser Leben besser repräsentieren, als Tiere, die uns ähnlich sind ...

## **6. Jagdliches Töten als pervertierte Kultur oder kultivierte Perversion**

Weil immer größere Teile der Gesellschaft der Jagd kritisch gegenüberstehen, haben sich Jagdverbände mit dem Selbstverständnis ihres Handelns beschäftigt und „Jagdethiken“ formuliert, die das Verletzen und Töten von Wildtieren im Kontext spezifischer Verhaltensweisen zu rechtfertigen suchen. Im Alltagsverständnis scheint eine „Jagdethik“ zu suggerieren, dass die Jagd ihre moralische Berechtigung bereits in sich trage. In der Tat versucht eine Ethik der Jagd, wie viele andere so genannte Bindestrich-Ethiken, eine Legitimation ihrer Handlung. Dass „Ethiken“, die die Handlungsempfehlungen für bestimmte Mitglieder einer Gruppe darlegen, nicht mit dem moralischen Empfinden einer Gesellschaft übereinstimmen müssen, wird plakativ am Beispiel einer Mafia-Ethik ersichtlich. Eine Ethik der Jagd setzt, unabhängig davon, wie Verhaltensweisen bei der Ausübung der Jagd geregelt sind, die Jagd als moralisch legitimes Töten von Wildtieren immer schon voraus. Unberührt davon bleiben aber die Fragen, ob die Jagd erstens ihren derzeit postulierten Zielen, etwa des Wald- oder Artenschutzes, gerecht werden kann, und zweitens, ob diese Ziele die Mittel, den oftmals qualvollen Tod von Wildtieren moralisch rechtfertigen können.

Eine Jagdethik ist daher oft eher als eine Art moralisierender „Ehrenkodex“ zu betrachten, der für eine Interessengruppe etwa identitätsstiftende und das Selbstbild stabilisierende Funktionen haben kann: „Es ist die Jagdethik, welche uns Jäger vom Schlächter zum Waidmann erhebt, und die Jagd zu einem anerkannten und kulturell agierenden Teil der Gesellschaft macht.“ (Neubacher 2008, 27) Wie eine Jagdethik dann ausgestaltet wird, ob Jagdtraditionen und Bräuche herangezogen werden, bleibt Geschmacksache. Auf der Homepage des Jagdverbandes Baden-Württemberg beispielweise findet sich unter dem Link „Jagdethik – Was ist das?“ ein Selbstverständnis, das sich explizit abgrenzt von jagdlichem und jagdkulturellem Brauchtum und sich einer ökologischen Auslegung verschreibt. Mit der Anwendung besonderer Verhaltensweisen bei der Jagd, werde

- „aus dem Schießen auf wildlebende Tiere ein verantwortungsvoller Umgang mit der Natur,
- aus der Anwendung einfacher handwerklicher Grundkenntnisse Jagdausübung im Sinne des § 1 BJG,
- aus der einfachen Nutzung von Grundeigentum und dem darauf lebenden Wild eine nachhaltige Bewirtschaftung,
- aus dem Eingriff in den Bestand wildlebender Tiere ein Einsatz für die Biodiversität.“<sup>3</sup>

Solche „Vorstöße“ zeigen selbst wiederum die Legitimierungsnot von Jägern, die Jagd einem übergeordneten und, aus Gründen der gesellschaftlichen Akzeptanz, zeitgemäßen Bedeutungsschema zuzuführen. Die emotionale Diskrepanz zwischen einer so destruktiven Handlung wie der Tötung eines ebenbürtigen, leidensfähigen Tieres als lustbetonter Freizeitbeschäftigung und der Bewertung dieser Tat als verantwortungsvollen Umgang mit „der Natur“ (jenseits von Wildtieren) lässt sich argumentativ kaum überbrücken.

## **7. Leidensfähigkeit oder eine „Natur“, die wir mit Wildtieren teilen**

Tiere unter einen umfassenden Naturbegriff zu subsumieren, wird ihrem Status als leidensfähige Lebewesen nicht gerecht, weil in dieser Kategorisierung eine Nivellierung mitschwingt. Ein Stein existiert als anorganische Materie, ein Baum als Pflanze und ein Reh als Tier. Alle drei Existenzen sind natürlicher Herkunft. Wir pflegen unterschiedliche „Beziehungen“ zu ihnen, die im Wesentlichen ihren je eigenen körperlichen Konstitutionen, ihrer Leiblichkeit geschuldet sind. Wir nehmen sie in unterschiedlicher Weise wahr und wir behandeln sie ebenso differenziert.

Zur Nivellierung der Leidensfähigkeit von Tieren wird auch der Begriff des Lebens herangezogen, wie sich etwa beim Theologen Michael Rosenberger zeigt, der diesen für eine moralische Legitimation der Jagd stark macht. Im Gegensatz zu Kühnle, der ausschließlich das menschliche Jagdmotiv zu erklären und letztlich auch zu rechtfertigen versucht und dabei die Perspektive der Tiere ausspart, nimmt Rosenberger auch die Tiere in den Blick. Jene Tiere, die bei der Jagd getötet werden, sollen dabei als ebenbürtige Lebewesen wahrgenommen werden. Darüber hinaus wird ihnen Würde und Individualität zugestanden, die es auch bei der

---

3 URL: <http://www.landesjagdverband.de/?dispatch=43&24=84&34=503569&44=500055&72=50356>.

Ausübung der Jagd zu berücksichtigen gelte. „Es ist ein Mitgeschöpf, das uns als seine *Geschwister* von Angesicht zu Angesicht anschaut. Hier muss die Verdinglichung und jedes reine Zweckdenken vermieden werden!“ (Rosenberger 2008, 8) Ein Anspruch auf Mitgeschöpflichkeit und die Vermeidung von reinem Zweckdenken sind hohe Ansprüche, deren Umsetzung eine ebenso hohe Konsequenz gegenüber jenen als „Geschwistern“ betrachteten Tieren in Aussicht stellen, die dann allerdings vom Jagdbefürworter Rosenberger nicht eingehalten wird. Die Frage, *warum* die hohen Ansprüche Wildtieren gegenüber zuerst formuliert, dann aber nicht eingehalten werden, muss hier offen bleiben. Aber vielleicht lässt sich nachvollziehen, *wie* es argumentationslogisch möglich wird, dass Mitgeschöpflichkeit, Geschwisterstatus und Würdezuschreibung anscheinend zu Plattitüden werden.

Bei Rosenberger wird die moralisch relevante Ähnlichkeit von Wildtieren, ihre Ebenbürtigkeit und ihre Leidensfähigkeit unter einen umfassenden Begriff von „Leben“ subsumiert und damit zugleich neutralisiert: „Die Tatsache, dass das höher entwickelte Tier Schmerz empfindet, ist zwar als gradueller Unterschied relevant, aber nur quantitativ, nicht qualitativ. Sie ändert nichts daran, dass der Mensch von anderen Lebewesen lebt und auf ihre Tötung angewiesen ist.“ (Ebd., 6) Ebenbürtigkeit und Leidensfähigkeit werden hier einem umfassenden Lebensbegriff geopfert, der die für unser Handeln bedeutsamen Unterschiede der Lebewesen weitestgehend einebnet. Das macht der Kunstgriff auf die nächste Kategorienebene „Leben“ möglich; er erleichtert es, die konstitutionellen Ähnlichkeiten zwischen den bejagten Tieren und Menschen weitestgehend auszublenden: „Auch das Ernten eines Salatkopfes bedeutet ja die Tötung eines Lebewesens, und das Fällen eines Baumes, nicht zu Nahrungszwecken, aber zur Lebenserhaltung des Menschen, ist ebenfalls eine Tötungshandlung“ (ebd.). Nun ist aber anzumerken, dass das Töten einer Pflanze mit dem Töten eines leidensfähigen Tieres gleichzusetzen, nicht nur unseren Intuitionen und unseren Wahrnehmungen widerspricht, sondern auch den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen über die Funktionen des zentralen Nervensystems. Während wir geradezu prädestiniert sind, uns in verwandtschaftlich nahestehende Tiere hineinzusetzen und vor allem bei Säugetieren und sogar bei Vögeln ihre Reaktionen „vorausschauend bewerten können“ (vgl. Reichholf 2009, 14), bleibt uns die Welt der Pflanzen in empathischer Hinsicht verschlossen. Die Ebenbürtigkeit von Mensch und Wildtier, wie sie von Rosenberger zuvor plausibel gemacht wurde, kann für Wildtier und Salatkopf nicht in Anschlag gebracht werden. Mehr noch: „Selbst wenn Pflanzen etwas erleben, ver-

bietet es sich Begriffe wie Schmerz und Lust zu verwenden.“ (Rippe 2008, 186)

## 8. Passionen oder das Leiden an der Jagdleidenschaft

Zentrales Movens der Freizeitjagd sei die Lust, führt Rosenberger umfassend aus. Zu jenem „Lustvollen“ müsse man stehen. Er betont, wie auch Kühnle, die Bedeutung des Machtmotives und das „Spiel“ mit der Machtausübung über das Tier (vgl. Rosenberger 2008, 7). Aus Sicht vieler Freizeitjäger kann die Jagd nur als Jagd betrachtet werden, wenn sie nach bestimmten, sportlichen Prinzipien durchgeführt wird. Dabei soll das jagdliche *Procedere* bestimmten Kriterien entsprechen, damit sich der Jäger auch als Jäger fühlen kann. Er muss etwa die Möglichkeit haben, sein Durchhaltevermögen und im weitesten Sinne seine sportlichen Leistungen zu erproben; das setzt voraus, dass er in das Wildtier ein entsprechendes Gegenüber projizieren muss, das dann zu den entsprechenden Leistungen motiviert. Das zentrale Merkmal der Jagd nennt der Anthropologe Matt Cartmill: „Bei der Jagd muß *Gewalt* im Spiel sein. Die tödliche Gewalt muß *direkt* ausgeübt werden. [...] Weil sie ein konfrontatives, vorbedachtes und gewaltsames Töten verlangt, stellt sie so etwas dar wie einen Krieg der Menschheit gegen das Wilde.“ (Cartmill 1995, 47)

Für viele Jäger lässt sich die Jagd „ethisch“, im Sinne eines Ehrenkodex, rechtfertigen, wenn sie sportlichen Motiven genügt, das Tier eine Fluchtmöglichkeit und damit eine „Chance“ hatte. Die immer wieder betonte Lust an der Jagd setzt allerdings voraus, dass das gejagte Tier eine Ebenbürtigkeit als „Sportpartner“ auch im Hinblick etwa auf das Fluchtverhalten aufweist. Dafür scheinen nur hochentwickelte, sensitive, leidens- und schmerzempfindliche Lebewesen, wie das bei bejagten Tieren der Fall ist, konstitutionelle Voraussetzungen mitzubringen.<sup>4</sup> Dass die Ausübung von Macht als ein zentrales Motiv beim jagdlichen Töten angesehen werden kann, darf als banal gelten. Wenn aber das *Machtspiel* und somit Machtvariationen als „lustvolle“ Komponenten bedeutsam sind, dann wird die körperliche Ähnlichkeit von Wildtieren mit uns bedeutsam, damit die Kontrolle über das Tier auch als solche empfunden werden kann. In dieser Hinsicht wäre es zu eindimensional gedacht, das

---

4 Beim Fischen etwa gestalte sich das „Machtspiel“ anders, reduzierter, weil hier – bedingt durch das Lebensumfeld Wasser – das Beutetier zuerst gefangen und dann in einem zweiten Schritt getötet wird. Das Machtempfinden beim Fang wird als „gebrochen“ oder zumindest weniger intensiv wahrgenommen (vgl. Rosenberger/Kunzmann 2012, 301).

Machtmotiv bei der Jagd als mangelnde Empathiefähigkeit von Jägern auszulegen. Vielmehr wird bei der Jagd die Empathiefähigkeit, also das Einfühlungsvermögen in das Empfinden und Verhalten von Tieren, zielgerichtet (zu deren Schaden) genutzt. In der klinischen Psychologie wird deshalb zwischen authentischer oder emotionaler und funktionaler oder kognitiver Empathie unterschieden (vgl. Lehmann-Carli 2013, 181). Als „authentische Empathie“ wird jenes Einfühlungsvermögen betrachtet, dass sozusagen zweckfrei empfunden wird und das wir zumeist meinen, wenn wir von Empathie sprechen. Demgegenüber verfolgt die funktionale Empathie bereits ein Ziel; das kann im positiven Sinne etwa heißen, einem Menschen oder einem Tier in einer Notsituation zu helfen; im negativen Sinne kann sich die funktionale Empathie manipulativ niederschlagen, dann etwa, wenn Versicherungsverkäufer potentielle Risiken des alltäglichen Lebens übertreiben, um Provisionen einzukassieren. Häufig sind es eben jene „kleinen“ Betrügereien, die uns ganz besonders verletzen, weil sie einen sensiblen Kern treffen. Die funktionale Empathie kann sich aber auch in Grausamkeit niederschlagen, die in Folter gipfeln kann. In beiden Fällen gilt aber die Voraussetzung: Das Gegenüber muss empathisch wahrgenommen werden können.

Dieser Aspekt scheint mir bedeutsam, denn er verweist darauf, dass das als „tiefe Befriedigung“ empfundene Töten von Tieren, der sogenannte „Kick“, von Jägern offenbar nur beim Töten von Tieren und wohl kaum beim Töten von Pflanzen empfunden werden kann.<sup>5</sup> Eine Relativierung der Leidensfähigkeit und damit der Ebenbürtigkeit von Tieren scheint deshalb notwendig, um das Töten bei der Jagd legitimieren zu können. Auch Jägervölker haben bei archaischen Jagd- und Tötungsritualen die Tat geleugnet, die empfundene Schuld im Sinne einer Psychohygiene abgewiesen oder zumindest relativiert, gelegentlich aber auch eine symbolische „Wiedergutmachung“ des Unrechts der Tiertötung inszeniert (vgl. Duerr 2010, 77f.). Solche Versuche, die empfundene Schuld zu relativieren, verweisen zugleich reflexiv auf das Schuldbewusstsein.

Jagdrituale lassen sich aber auch auf jagdpragmatisches Verhalten zurückführen. Mit dem sogenannten „letzten Bissen“ etwa wird dem getöteten Tier ein Baumzweig in den Mund gelegt; diese Handlung soll die Funktion gehabt haben, dass beim Abtransport des Tieres kein Blut aus

---

5 Der „Kick“, eine emotionale An- und Entspannung, die dem Erleben von Grenzsituationen gleichen mag, wäre auch in anderen Formen von Extremsportarten zu realisieren, beispielweise beim Bungeejumping oder beim Fallschirmspringen, bei dem sich die Sportler gezielt selbst kurze Zeit in gefühlte, aber auch in reale Lebensgefahr bringen.

dem Mund fließen kann.<sup>6</sup> Rosenberger regt an, dieses Ritual mit anderer Bedeutung zu belegen: „So wie man einem zum Tode verurteilten Menschen eine letzte ‚Henkersmahlzeit‘ gönnt, um ihm wenigstens auf diese Weise seine unveräußerliche Würde zu bezeugen, die er auch im Tode bewahrt, wird dem Tier (wenn auch nach dem Tode) symbolisch diese Mahlzeit gewährt. Damit zollt der Schütze dem Tier als Mitgeschöpf seinen Respekt und vollzieht gleichsam mit gebührender Pietät ein Sterberitual. Die Vorschrift, nicht über das erlegte Tier zu steigen, verstärkt diese Ehrfurcht.“ (Rosenberger 2008, 12) Aus der Außenperspektive bleiben solche Jagdrituale obskur, oder sie werden als pervers, im direkten Sinn des Wortes als „Umkehrung“, wahrgenommen, weil dem getöteten, nicht mehr empfindungsfähigen Tier eine Behandlung geschuldet wird, die ihm als lebendigem, empfindungsfähigem Lebewesen hätte zu Teil werden sollen. Eine solche „nachträgliche“ Würdebekundung, die dem zuvor *selbst* getöteten Wildtier entgegengebracht wird, verkehrt sich indes. Sie scheint dem getöteten Lebewesen und damit dem Symbol der eigenen Macht zu gelten, nicht aber dem zuvor lebendigen Tier! Solche Rituale verschleiern selbstverherrlichend den grausamen Akt des Tötens.

Dem Kriminalwissenschaftler Hans von Hentig, der die Funktion der Henkersmahlzeit untersuchte, fiel auf, dass Vollzugsbeamte ein gesteigertes Interesse an den Tag legten, dem zum Tode Verurteilten mit der letzten Mahlzeit eine „Gunst“ zu erweisen. Diese sollen gar die Verurteilten mit Tricks dazu veranlasst haben, das letzte Essen von ihnen anzunehmen, und sich verletzt gefühlt haben, wenn dies nicht gelang. Von Hentig sieht in diesem Bemühen weder einen Akt der Humanität noch christlicher Frömmigkeit, zumal die Henkersmahlzeit ursprünglich als „zäher Brauch“ auch bei „Ungläubigen“, etwa bei afrikanischen Volksstämmen in Antiquität und Neuzeit üblich war und ursprünglich sogar gemeinsam von Henker und Verurteiltem eingenommen wurde. Das Entgegennehmen einer letzten Mahlzeit sei von Hentig zufolge als Friedensschluss zu sehen, um den sich der schuldbewusste Vollstrecker mit dem Verurteilten bemüht. (N.N. 1959, 45)

Analog dazu wäre der „letzte Bissen“, der nach der Jagd dem getöteten Tier in den Mund gelegt wird als Versöhnungsversuch des „hinrichtenden“ Jägers zu betrachten. Dieses Jagdritual wäre dann weder als Würdebekundung dem getöteten Tier gegenüber zu verstehen noch als religiöser Ritus, sondern allein der Beruhigung des Schuldbewusstseins und damit der Psychohygiene des Jägers geschuldet.

---

6 URL: [http://www.deutsches-jagd-lexikon.de/index.php/Letzter\\_Bissen](http://www.deutsches-jagd-lexikon.de/index.php/Letzter_Bissen).

Vielleicht spiegelt sich im Vergleich der Tötung bei der Jagd mit der Hinrichtung eines Menschen einmal mehr das jagdliche Machtempfinden. In der Tat lassen die umfassenden Beschwichtigungen, Appelle an Selbstkontrolle und Mäßigung der Jagdlust, die in Rosenbergers „Jagdethik“ zu finden sind, erahnen, welche destruktiven Kräfte bei der Freizeitjagd entfesselt werden können. In ihrer Intensität erscheinen die Appelle als Spiegel dessen, was es zu beschwichtigen gilt: die anscheinend schwer zu zügelnde Lusthaftigkeit des Beherrschens und Tötens, die sich offenbar erst in einer „Dramaturgie“ des Tötens verwirklichen kann (vgl. Wiedenmann 2009, 363).

## **9. Tierleid und Verrohung: Freizeitjagd als semiprofessionelles Töten**

Neben den Fragen, ob die Jagd als praktizierter Natur- oder Artenschutz betrachtet werden kann, und vor allem, ob sie sich als solche Form moralisch legitimieren lässt, besteht ein wesentliches Problem der Jagd darin, dass das Töten von Wildtieren, je nach Jagdart, mit erheblichen Schmerzen und Leiden für Wildtiere einhergeht. Es ist deshalb erstaunlich, dass jagdliches Töten noch immer rechtlich legitimiert wird: „Von hundert vom Ansitz aus geschossenen Wildschweinen wiesen beispielsweise bei einer Untersuchung des Amtsarztes Dr. Krug in Deutschland 90 einen Blattschuss auf; bei der gleichen Zahl auf der Drückjagd erlegter Wildschweine gab es den Blattschuss nur bei 25 bis 30 Prozent. Der Rest hatte Weidwund-, Keulen- oder Laufschüsse. Schlecht getroffenes Wild ist in diesen Fällen oft Schmerzen und Qualen ausgesetzt. Sicher spielt dabei auch erhebliche Angst eine Rolle.“ (Winkelmayer 2013, 48) Die Jagdpraxis produziert damit systematisch Tierleid oder nimmt es zumindest billigend in Kauf.

Aber nicht nur das Leid, das Wildtieren durch die Jagd widerfährt, gilt es zu betrachten, sondern auch ihren Tod. In der tierethischen Diskussion besteht zwar weitestgehend Einigkeit darüber, dass das Zufügen von Schmerzen und Leiden moralisch nicht zu rechtfertigen sei. Bei der Tötungsfrage herrscht hier allerdings weniger Einigkeit. Dass Tiere, die bei der Jagd getötet werden, ein Interesse an ihrem Weiterleben haben, kann vorausgesetzt werden. Dass dieses Lebensinteresse moralisch relevant ist und auch unabhängig davon existiert, ob Tiere über die kognitiven Voraussetzungen verfügen, ein Lebensinteresse selbst zu „reflektieren“, hat bereits der Philosoph Leonard Nelson mit einem weitgefassten Interessenbegriff schlüssig dargelegt (vgl. Nelson 1917, 194). Doch selbst aus

der Forderung nach Leidvermeidung lässt sich ein Lebensinteresse ableiten. Es wäre merkwürdig, am Wohlergehen von Tieren interessiert zu sein, zugleich aber nicht an ihrem Leben (vgl. Mayr 2003).

Ein Großteil der Jagd wird von Freizeit-Jägern geleistet, die sich der Jagd aus persönlichem Interesse widmen. Mir scheint dieser Aspekt neben der Frage, wie eine solche Form der „semiprofessionellen“ Tiertötung zu bewerten ist, vor allem aus psychologischer Perspektive bedeutsam. Mit dem „sportlich motivierten“ Verletzen und Töten von Wildtieren durch Freizeitjäger werden Verhaltensweisen wie Grausamkeit und Brutalität „kultiviert“ und zugleich ideologisch überhöht, die es im zwischenmenschlichen Bereich zu eliminieren gilt. In der tierethischen Diskussion wird dieses Argument gegen eine grausame Behandlung von Tieren als „pädagogisches Argument“ bezeichnet. Pädagogisch deshalb, weil ihm die Annahme zugrunde liegt, dass sich die Verhaltensweise Tieren gegenüber auch auf den Umgang mit Menschen auswirken könnte, wie es bei Kant heißt: „Wenn [...] jemand seinen Hund totschießen lässt, weil er ihm nicht mehr das Brot verdienen kann, so handelt er gar nicht wider die Pflicht gegen den Hund, weil der nicht urteilen kann, sondern er verletzt dadurch die Leutseligkeit und Menschlichkeit in sich [...]“ (Kant 1990, 302). Er verletzt die Pflicht, die er gegen sich selbst hat. Man könnte auch sagen: Er handelt inhuman.

Das pädagogische Argument hat einerseits im tierethischen Diskurs einen eher schwachen Status, weil es nicht explizit auf das Wohl von Tieren abzielt, sondern nur indirekt, indem der pflegliche Umgang mit Tieren lediglich als Mittel betrachtet wird, um einer Verrohung des Menschen entgegenzuwirken. Andererseits, und darin liegt eine gewisse Stärke, wird mit der Vorstellung einer Verrohung die Ähnlichkeit (der moralisch bedeutsamen) Empfindungen, insbesondere der Leidensfähigkeit anerkannt. „Wenn der Umgang mit Tieren aber jene Auswirkungen hat, von denen Kant spricht, kann der Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht so erheblich sein“ (Rippe 2008, 237). Aus diesem *nicht so erheblichen* Unterschied zwischen Menschen und Tieren resultiert das Unbehagen bei der Vorstellung, dass Freizeitjäger den Wunsch verspüren, Wildtiere zu töten.

Neben diesem vielzitierten pädagogischen Argument, das auch als Verrohungsargument bekannt wurde, findet sich bei Kant in den Vorarbeiten zu seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ aber auch noch ein weiteres Argument, das sich aus gesellschaftspolitischen Gründen gegen die Jagd richtet. „Unter allen Lebensweisen ist das Jagdleben der gesitteten Verfassung am meisten zuwider; weil die Familien die sich da vereinzeln



müssen einander bald fremd und sonach in weitläufigen Wäldern zerstreut, auch bald feindselig werden, weil jede zur Erwerbung ihrer Nahrung viel Raum bedarf.“ (Kant 1996, 177) Die Jagd als Kulturform führt Kant zufolge zu einer Entfremdung der Menschen untereinander, weil sie sich „zu selten“ begegnen. Die Jagd als Freizeitform führt nun zum Gegenteil, da heute die Menschen für ihre individuellen Formen von Freizeitgestaltung Raum benötigen und sich „zu häufig“ begegnen. Die Reviere von Freizeitjägern, Wanderern und Mountainbikern überschneiden sich. Die Gefahr der Entfremdung entsteht heute nicht mehr aus einer großen räumlichen, sondern aus einer inneren Distanz. Entfremdung hat sich eingestellt zwischen jenen, die für ihr privates Tötungsinteresse von Tieren als Freizeitbeschäftigung gesellschaftliche Anerkennung einfordern, und jenen, die im Töten-Wollen das sehen, was es jenseits jeder inneren Motivation bleibt: eine Kultivierung von Grausamkeit.

## Literatur

- Cartmill, M. (1995). Das Bambi-Syndrom. Jagdleidenschaft und Misanthropie in der Kulturgeschichte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Duerr, J. (2010). Von Tierhütern und Tiertöttern. Mythos und Ethik der Jagd im kulturhistorischen Vergleich. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bd. 189. Bonn: Verlag Dr. Rudolf Habelt.
- Epikur (2000). Briefe, Sprüche, Werkfragmente. Griechisch/Deutsch. Stuttgart: Reclam.
- Han, B.C. (2011). Topologie der Gewalt. Berlin: Matthes & Seitz.
- Kant, I. (1990). Eine Vorlesung zur Ethik. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Kant, I. (1996). Vorarbeiten und Nachträge, Teil 3. Bd. 10. Berlin: Walter de Gruyter.
- Kühnle, G. (2003). Die Jagd als Mechanismus der biotischen und kulturellen Evolution des Menschen. Digitale Publikation. URL: <http://ub-dok.uni-trier.de/diss/diss45/20030120/20030120.htm>.
- Lehmann-Carli, G. (Hrsg.) (2013). Empathie und Tabu(bruch) in Kultur, Literatur und Medizin. Berlin: Frank & Timme.
- Mayr, P. (2003). Das pathozentrische Argument als Grundlage einer Tierethik. Münster: Monsenstein & Vannerdat.
- Nelson, L. (1917). Vorlesungen über die Grundlagen der Ethik. Erster Band. Kritik der praktischen Vernunft. Göttingen: Veit & Comp.
- Neubacher, H. (2008). Jagd und Jäger im Visier. Was ist für meine persönliche Jagdethik unverzichtbar? 14. Österreichische Jägertagung. Jagd und Jäger im Visier, 27-28.
- N.N. (1959). Henkersmahlzeit. Mit Engelszungen. In: Der Spiegel vom 07.01.1959, 45.
- Parin, P. (2003). Die Leidenschaft des Jägers. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Pascal, B. (1990). Größe und Nichtigkeit des Menschen. Aus dem Französischen von Ferdinand Bruckner. Erstausgabe „Pensées“ erschien 1670 in Paris. Zürich: Dogenes.
- Reichholf, J. (2009). Die Bedeutung der Tiere in der kulturellen Evolution des Menschen. In: C. Otterstedt u. M. Rosenberger (Hrsg.). Gefährten, Konkurrenten, Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 11-26.
- Rippe, K.P. (2008). Ethik im außerhumanen Bereich. Paderborn: mentis.

- Rosenberger, M. (2008). „Waid-Gerechtigkeit“. Grundzüge einer christlichen Ethik der Jagd. 14. Österreichische Jägertagung. Jagd und Jäger im Visier, 5-13.
- Rosenberger, M. u. Kunzmann, P. (2012). Ethik der Jagd und Fischerei. In: H. Grimm u. C. Otterstedt (Hrsg.) (2012). Das Tier an sich. Disziplinübergreifende Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 297.
- Segner, Helmut (2012). Fish. Nociception and Pain. A Biological Perspective. Bern: Eidgenössische Ethikkommission für die Biotechnologie im Außerhumanbereich. Beiträge zur Ethik und Biotechnologie, Bd. 9. Kostenloser Download unter URL: [www.ekah.admin.ch](http://www.ekah.admin.ch).
- Wiedenmann, R. (2009). Tiere, Moral und Gesellschaft. Wiesbaden: VS.
- Wiedenmann, R. (2011). Gesellschaftliche Differenzierungen und moralische Widersprüche in Mensch-Tier-Beziehungen. Ein soziologischer Abriss. In: TIERethik. Zeitschrift zur Mensch-Tier-Beziehung 3, H. 3. Münster: MV Verlag Wissenschaft. 66-85.
- Wild, M. (2012). Fische. Kognition, Bewusstsein und Schmerz. Eine philosophische Perspektive. Bern: Eidgenössische Ethikkommission für die Biotechnologie im Außerhumanbereich. Beiträge zur Ethik und Biotechnologie, Bd. 10. Kostenloser Download unter URL: [www.ekah.admin.ch](http://www.ekah.admin.ch).
- Winkelmayer, R. (2013). Das Töten im Rahmen der Jagd und Fischerei. In: Tierschutz: Anspruch – Verantwortung – Realität. Tagungsbericht der 4. Tagung der Plattform Österreichische TierärztInnen für Tierschutz, Wien, 43-60.

## **Zur Person**

Petra Mayr studierte Philosophie, Publizistik und Kommunikationswissenschaft sowie Politikwissenschaft in Münster (Westf.). Sie schrieb ihre Magisterarbeit zu einem tierethischen Thema. 2003 promovierte sie zum pathozentrischen Argument in der Tierethik. Als Journalistin war sie u.a. bei der FAZ, der Süddeutschen Zeitung, GEO, Bild der Wissenschaft, dem WDR und dem ZDF tätig. Sie publizierte u.a.: *Der „Gold Standard“ rostet. Tierversuche jenseits von Wissenschaftlichkeit*. In: Dagmar Borchers u. Jörg Luy (Hrsg.). *Der ethisch vertretbare Tierversuch*, Paderborn: mentis 2009, 152-141. Seit 2007 ist sie Redakteurin bei der Fachzeitschrift ALTEX (Alternatives to Animal Experimentation; URL: <http://www.altex.ch>) und seit 2011 Chefredakteurin der Zeitschrift TIERethik.

## **Korrespondenzadresse**

Redaktion TIERethik  
Dr. Petra Mayr  
Deisterstraße 25B  
31848 Bad Münster am Deister  
E-Mail: [mayr@tierethik.net](mailto:mayr@tierethik.net)

## Satirische Realitäten

Die Jagdsaison ist eröffnet

*Jean-Claude Wolf*

Die Jagdsaison ist eröffnet. Schutzpatron der Jagd ist der heilige Hubertus. In den Medien wird darüber mit viel Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit berichtet. Zwar werden skandalöse Details diskutiert, so etwa die Tatsache, dass im Kanton Graubünden in der Schweiz alkoholisierte Jäger am Werk seien, dass man ein Alkoholverbot für Jäger einführen solle, ähnlich wie ein Alkoholverbot am Steuer, und dass man noch mehr tun müsse, um Jagdunfälle zu vermeiden. Das Jagen selber scheint damit wie das Autofahren zur Routine geworden zu sein. Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, dass sich die Medien meist nur für skandalöse Begleiterscheinungen interessieren. Es fehlt an einer in die Tiefe führenden Reflexion. Diese wird im Artikel von Petra Mayr angeboten. Die Jagd wird entweder als Tradition oder gar als „divertissement“ (als Unterhaltung und Ablenkung im Sinne von Pascal) verstanden und damit von der Pflicht zu einer kritischen Rechtfertigung ausgenommen. Jagdzeit wird zur Schonzeit für eine selbstgefällige Jägermoral. Von Jagdverbänden werden Rechtfertigungsmuster angeboten, welche einer kritischen Untersuchung kaum Stand halten und nichts als Retuschen des Selbstbilds von Jägern sind. Bei allen Rechtfertigungsversuchen stellt sich die Frage, ob sie die Verängstigung, Verletzung und Tötung von Tieren überhaupt angemessen ins Auge fassen oder ob sie sie nicht eher „erklären“ (z.B. mit archaischen und regressiven Impulsen), unter Ausschluss von Alternativen, etwa ob man Artenschutz und Artenregulation mit anderen, nicht gewaltsamen Mitteln erreichen kann, ob sogar Wildfleisch mit weniger Leid und Gewalt zu beschaffen wäre. Läuft die Verteidigung der Tötung in der Jagd nicht auf die Verteidigung einer Kultur der Gewalt, auf die Suche nach einem Vorwand für ein Äquivalent zum Töten im Krieg hinaus? Um die Dinge so zu sehen, muss die voreilige Einebnung von Tieren zu einem Stück (inferiorer) Natur ebenso vermieden werden wie die herablassende Beurteilung des pädagogischen Argu-

ments, auch bekannt als Verrohungsargument. Dieses Argument schließt nämlich nicht aus, dass man das Tier wohl berücksichtigt, sondern es schließt ganz im Gegenteil ein, dass man das Tier wohl berücksichtigt, um sich nicht einer Barbarei hinzugeben. Das wird im Beitrag von Petra Mayr sehr deutlich gemacht: Die Jagd ist ein barbarisches oder archaisches Relikt, und es kann einer kritischen Prüfung nicht standhalten, sie als sublimierte oder rituelle Praxis ästhetisch oder gar moralisch zu loben. Sie kann nicht einmal als sportlicher und fairer Kampf „gerettet“ werden; das wäre sie nämlich nur dann, wenn sich Menschen solchen Tieren stellen würden, die sie mindestens ebenso oft oder öfters im Zweikampf töten würden. Das wäre hart, aber fair ...

### **Korrespondenzadresse**

Prof. Dr. Jean-Claude Wolf  
Philosophisches Department  
Universität Miséricorde  
1700 Fribourg, Schweiz  
E-Mail: Jean-Claude.Wolf@unifr.ch

## Wildlebende Tiere in den Niederlanden

Im Grenzgebiet zwischen Schutz, Jagd und Schadensbekämpfung

*Noor Evertsen & Pauline de Jong*

*Aus dem Holländischen von Ida A. Nissen*

### 1. Wildliste: gekürzt, ausgebreitet, abgeschafft?

Im Jahre 2002 trat in den Niederlanden das *Flora- und Faunaschutzgesetz* (FFSchG) in Kraft. Dieses Gesetz ersetzte einige frühere Gesetze, darunter ein gesondertes Jagdgesetz. Die Zielsetzung des neuen Gesetzes schien deutlich: wildlebende Tiere, Pflanzen und ihre Lebensräume zu schützen gegen alle möglichen mehr oder weniger ernstlich bedrohenden menschlichen Aktivitäten sowie die Umsetzung der Vogelschutzrichtlinie (Richtlinie 2009/147/EG) und der Habitatrichtlinie (Richtlinie 92/43/EWG). Alle in den Niederlanden natürlich vorkommenden Säugetierarten, außer der Hausmaus, der braunen Ratte und der schwarzen Ratte, wurden als gesetzlich geschützt bezeichnet. Die Zahl der Tierarten, die zum Vergnügen gejagt werden dürfen, wurde von sechsundvierzig auf sechs reduziert.

Zu diesem Zeitpunkt liegt ein Vorschlag für ein neues *Naturschutzgesetz* (NatSchG) der Zweiten Kammer vor,<sup>1</sup> worin die Liste der jagdbaren Tiere im Vergleich zur geltenden Liste erweitert ist. In einem von drei politischen Parteien eingereichten alternativen Vorschlag mit dem Titel *Schöne Niederlande* wird die Jagdliste dagegen ganz abgeschafft.

Dem Anschein nach gibt es in der Zweiten Kammer eine Mehrheit für die Abschaffung. Tierschutzorganisationen würden darüber jubeln. An dem Nutzen der Verwaltungsjagd und des Abschusses zur Schadensbekämpfung wurde und wird jedoch nicht gezweifelt. Die Möglichkeiten dafür sind gerade aufgrund des FFSchG erheblich erweitert. In diesem Sinne ist das Leben der wildlebenden Tiere in den Niederlanden in der letzten Zeit deutlich unsicherer geworden – und die Abschaffung der

---

1 Eine der zwei Kammern und das eigentliche Gesetzgebungsorgan des Parlaments der Niederlande.

Jagdliste wird wenig daran verändern. Diese These werden wir anhand einer kleinen Geschichte des FFSchG erläutern.

## 2. Jagd in verschiedenen Erscheinungsformen

Das FFSchG nennt keine Definition von ‚Jagd‘, wohl aber von ‚jagen‘: „das Bemächtigen, Töten oder mit dieser Absicht das Aufspüren von Wild sowie der Versuch davon“. ‚Wild‘ steht als Sammelbegriff für die jagdbaren Arten, welche in § 32 Abs. 1 aufgelistet werden: Feldhase (*Lepus europaeus*), Fasan (*Phasianus colchicus*), Rebhuhn (*Perdix perdix*), Stockente (*Anas platyrhynchos*), Wildkaninchen (*Oryctolagus cuniculus*) und Ringeltaube (*Columba palumbus*).<sup>2</sup>

Die Jagd ist an verschiedene Regeln und Voraussetzungen gebunden, welche große Übereinstimmung mit den Bestimmungen im deutschen Bundesjagdgesetz aufweisen. Jäger müssen einen Jagdschein besitzen, die Jagd kann während bestimmter Perioden (Schonzeiten) untersagt werden, es sind nur bestimmte Jagdmittel zugelassen, und den Tieren darf kein unnötiges Leid zugefügt werden. Wer ohne die erforderlichen Papiere jagt, macht sich als Wilderer strafbar.

Der Vergleich mit dem Wilderer wirft die Frage nach den Beweggründen des Jägers auf. Ein Wilderer hat ökonomische Motive. Um die Motive eines anerkannten Jägers zu deuten, wurden in den Kammerdebatten über den Vorschlag für das FFSchG vor allem die Begriffe Nutzungsjagd und Vergnügungsjagd verwendet. Zwischen den zwei Begriffen besteht ein theoretischer Unterschied, der einen der normativen Ausgangspunkte des Gesetzes berührt, nämlich den innewohnenden Wert der Tiere. Aus den Kammerdebatten geht hervor, dass der Begriff ‚innewohnender Wert‘ eine wichtige Rolle bei der gesetzlichen, drastischen Einschränkung der Jagd gespielt hat.

Der Begriff wurde (als ‚intrinsieke waarde‘) in den Niederlanden eingeführt durch eine Leitlinie von 1981, *Reichsbehörde und Tierschutz*.<sup>3</sup> Er beinhaltet, dass jedes individuelle Tier einen eigenen Wert verkörpert, unabhängig davon, was es für den Menschen bedeuten oder erwirtschaftet.

---

2 Die Jagd auf Rebhühner ist nicht eröffnet, weil diese zur Zeit der beabsichtigten Anweisung auch schon auf einer nationalen Liste der vom Aussterben bedrohten oder besonders gefährdeten Arten (der sogenannten Roten Liste) vermeldet waren. Die Wildliste zählte übrigens im ursprünglichen Gesetzesvorschlag noch 29 Arten (Kamerstukken II, 1992-1993, 32 147, Nr. 2, P. 12; ‚Kamerstukken‘ sind mit den Bundestagsdrucksachen vergleichbar).

NB: Die Begriffe ‚Wildliste‘ und ‚Jagdliste‘ werden durcheinander verwendet.

3 Kamerstukken II, 1980-1981, 16 966, Nr. 1-2.

ten könnte. Menschen müssen deshalb die Interessen der Tiere berücksichtigen. Bei Handlungen, die sicher oder höchstwahrscheinlich negative Auswirkungen auf Tiere haben, sollte idealerweise eine Abwägung zwischen den Interessen von Menschen und Tieren vorausgehen. Der Abgeordnete Stellingwerf hat diesen Ausgangspunkt treffend in Worte gefasst, als er in Bezug auf einen angemessenen Wildbestand von „der Perspektive des Wildes“ sprach.<sup>4</sup>

Ein ausschlaggebendes Argument bei dieser Abwägung ist der Zweck der Handlungen – bei Mangel eines *vernünftigen* Zwecks sollten die Interessen der Tiere am schwerwiegendsten gewichtet werden. Dieses Argument spielte auch bei den Diskussionen um die Jagd eine Rolle.<sup>5</sup> ‚Nutzung‘ setzt voraus, dass die erlegten Tiere als Nahrung dienen. Dies ist vielleicht auch der Fall, aber heute, wo die Läden mit Fleisch gefüllt sind, kann man das nicht mehr als vernünftigen Zweck betrachten. Die Jagd, wie im FFSchG definiert, dient tatsächlich keinem anderen Zweck mehr als dem Vergnügen, welches der Jäger offenbar bei der Herausforderung, ein Tier zu treffen, erfährt. Begriffe, die diesen Beweggrund in den Vordergrund stellen sind „Freizeitjagd“ und „Vergnügungs-“ oder „freie Jagd“. Weitaus der größte Teil der Niederländer lehnt dieses Hobby ab.<sup>6</sup>

In der Diskussion wurde behauptet, dass das Interesse des Tieres überwiegen muss in der Abwägung zwischen dem Vergnügen, das Jäger bei der Jagd erfahren, und dem Tierleid, welches mit der Jagd einhergeht. Mit anderen Worten: In Bezug auf den innewohnenden Wert ist eine Wildliste, auch wenn sie noch so begrenzt ist, nicht akzeptabel. Der damalige Minister schreckte vor so viel Konsequenz zurück und hielt an einer Wildliste mit einer begrenzten Anzahl Arten fest. Er sah die Nutzung, also den Verzehr des bei der Jagd getöteten Tieres, zwar als vernünftigen Zweck, konnte aber für diese Ansicht laut seinen Opponenten in der Kammer keine logischen Argumente nennen. Die betreffenden Arten „kommen ausreichend im allgemeinen Sinn vor“, sie vertragen den Jagddruck gut, sie können gegessen werden, und es gibt auch eine Kon-

---

4 Kamerstukken II, 1997-1998, 23 147, Nr. 112, S. 17.

5 Für die zwei anderen in Bezug auf Tierschutz wichtigsten niederländischen Gesetze, das Tierschutzgesetz (Gezondheids- en welzijnswet voor dieren) und das Gesetz für Tierversuche (Wet op de dierproeven), war der Begriff schon vorher als Ausgangspunkt gewählt. In einem – mit großer Mehrheit angenommenen – Antrag von 1993 wurde die Regierung ersucht, den innewohnenden Wert von wilden Tieren auch in Bezug auf die Jagdleitlinie anzuerkennen und auch als Ausgangspunkt für das FFSchG zu nehmen (Kamerstukken II, 1993-1994, 22 980, Nr. 8).

6 Während der Debatte wurde wiederholt von 80 Prozent Gegnern gesprochen; Kamerstukken II, 1997-1998, 23 147, Nr. 112, S. 6, 10, 15.

sumnachfrage danach. Das sind Argumente, die nichts mit Tierschutz zu tun haben, geschweige denn mit dem innewohnendem Wert – aber vermutlich wohl etwas mit den Wünschen von Jägern.<sup>7</sup>

Zusammenfassend können wir behaupten, dass die Wildliste so drastisch gekürzt wurde, weil eine Abschaffung bestimmten Gruppen in der Gesellschaft zu weit ginge. Eine große Mehrheit der Bevölkerung war davon überzeugt, dass das Vergnügen bei der Jagd kein vernünftiger Grund ist – wie der Abgeordnete Swildens-Rozendaal sagte: Wenn es nur um die Herausforderung gehe, etwas, das flattert oder sich bewegt, zu treffen, dann könne man besser zum Jahrmarkt gehen.<sup>8</sup> Indem der Minister die Nutzung als vernünftigen Zweck festlegte, konnte er den Jägern noch einigermaßen entgegenkommen. So kam letztendlich in den Niederlanden als Kompromiss die kürzeste Liste von jagdbarem Wild Europas zustande.

Während der parlamentarischen Behandlung des FFSchG spielte jedoch noch eine dritte Form der Jagd eine Rolle: ‚Jagen‘ im Sinne von Wildverwaltung und Bekämpfung mittels Abschuss von Tieren derjenigen Arten, die als schädlich gelten. Wiederholt wurde für andere Methoden als Abschuss plädiert, aber dass Schadensbekämpfung ein vernünftiger Zweck ist, wurde nicht angezweifelt. Gerade weil die Gefahr der Schadensverursachung durch Wild wegen der Begrenzung der Wildliste größer geworden ist, haben Schadensbekämpfung und Bestandsüberwachung außerhalb der Jagd laut der Behörde an Bedeutung zugenommen.<sup>9</sup> In den letzten zehn Jahren sind die Möglichkeiten hierzu außerdem fortwährend erweitert worden. Die kurze Wildliste hat sich für geschützte Tiere in der Praxis nicht gerade als vorteilhaft erwiesen.

### **3. Verwaltung und Schadensbekämpfung untergraben den Schutz**

Der Ausgangspunkt vom innewohnenden Wert von Tieren legt unter anderem die Struktur des FFSchG fest. Erst wird eine Anzahl kategorischer Verbote aufgelistet: Für das Töten, Verwunden, Fangen, Bemächtigen und absichtliche Stören von Tieren einer geschützten heimischen Tierart, für das Vernichten von ihren Nestern und Höhlen und für das

---

7 Bei näherer Betrachtung der (parlamentarischen) Geschichte kommt man um diese Schlussfolgerung nicht herum; hier fehlt der Platz, um dieses näher auszuführen.

8 Kamerstukken II, 1997-1998, 23 147, Nr. 112, S. 7.

9 Kamerstukken II, 2011-2012, 33 348 (Naturschutzgesetz), Nr. 3, S. 161 mit Verweis auf Kamerstukken II, 1996-1997, 23 147 (FFSchG), Nr. 100.



Sammeln von ihren Eiern gelten Sanktionen. Dieses kategorische „Nein“ gilt absolut, außer wenn bestimmte Interessen von Menschen bedroht sind oder beeinträchtigt werden. Dann werden die Interessen von bestimmten Tieren nicht berücksichtigt. Das Gesetz sieht dafür Ausnahmen von den Verboten vor.

Diese Betrachtungsweise kennen wir aus den relevanten europäischen Richtlinien. Allgemein anerkannte gesellschaftliche Interessen wie Volksgesundheit, öffentliche Sicherheit, die Sicherheit des Luftverkehrs, erheblicher Schaden an Kulturen und Viehbeständen und der Schutz von Flora und Fauna sind von diesen Richtlinien übernommen. Eine Interessenabwägung dient als Grundlage, welche zu dem Denken im Begriff des innewohnenden Wertes passt. In den Niederlanden sind die Listen von den zu verwaltenden oder zu bekämpfenden Tierarten und von Interessen jedoch fortwährend länger geworden, und Ausnahmen scheinen jetzt eher die Regel zu sein. Dieses hat den Tod von vielen, auch offiziell geschützten heimischen Tieren zur Folge.

Im Jahre 2006 ist der *Beschluss Verwaltung und Schadensbekämpfung*, eine der auf dem FFSchG basierenden Rechtsverordnungen, insofern verändert worden, dass Landwirte Schäden an Kulturen durch vom Minister (landesweit) oder der Provinz (lokal) kategorisierten Tierarten bekämpfen können. Dieses kann durch die Ausführung oben genannter, verbotener Handlungen geschehen – und schließt die Tötung mit Hilfe verschiedener Mittel ein, unter ihnen auch sehr nichtselektive (Stb. 2006, 42<sup>10</sup>). Die durch den Minister angegebenen Tierarten dürfen im ganzen Land und das ganze Jahr hindurch bekämpft werden. Laut Gesetz sollte dann die Rede von beträchtlichem Schaden sein müssen, der nicht auf andere Weise abgewendet werden könne. Erheblichen Schaden zu bekämpfen, kann ein vernünftiger Zweck sein, aber der Minister konnte nicht mit Zahlen belegen, dass die durch ihn angegebenen geschützten Arten wie Rabenkrähen, Dohlen, Kanadagänse und Füchse tatsächlich häufig im ganzen Land erheblichen Schaden anrichten.<sup>11</sup> Füchse hätten angeblich den starken Rückgang von Wiesenvögeln auf dem Gewissen – während die Landwirtschaft selber die wichtigste Ursache dafür ist (und Beutefang ist grundsätzlich kein Schaden, sondern eine normale Erscheinung). Die Stiftung „Der Faunaschutz“ legte die tödliche Logik der neuen Liste bloß: Der Grundbenutzer muss nicht mehr beweisen, dass (erhebli-

10 Staatsblad (abgekürzt als Stb.) entspricht dem deutschen Bundesgesetzblatt (BGBl).

11 Die auch angegebenen Arten Ringeltaube und Kaninchen können jetzt also von Anderen als Jägern getötet werden – durch alle Grundbenutzer.

cher) Schaden aufgetreten ist. Durch die Platzierung einer Tierart auf die Tötungsliste hat der Minister schon festgelegt, dass diese Art erheblichen Schaden verursacht.<sup>12</sup>

Der Maulwurf (*Talpa europaea*), die Waldmaus (*Apodemus sylvaticus*) und die Feldmaus (*Microtus arvalis*) dürfen seit 2006 sogar von jedem getötet werden. Das beide Mäusearten eine wichtige Nahrungsquelle für, zum Beispiel, Marder, Raubvögel und Eulen darstellen, haben sie im Ministerium offenbar nicht berücksichtigt – oder vielleicht doch? Für bestimmte Arten darf tatsächlich keine Abschusserlaubnis vergeben werden, aber wenn man dafür sorgt, dass sie keine Nahrung finden ... Von einer aufgrund des innewohnenden Wertes verlangten Interessenabwägung fehlt jedenfalls jede Spur.

Dass Begriffe wie ‚Schaden‘ und ‚Schadensbekämpfung‘ sehr weitläufig umschrieben sind, wodurch viele Möglichkeiten zu Ausnahmen bestehen, darauf wurde schon vor dem Inkrafttreten des FFSchG hingewiesen. Was Schaden zu erheblichem Schaden macht, ist nirgendwo festgelegt. Es wird nicht in Beziehung gesetzt mit dem zu erwartenden Ertrag der Ernte – der für Heu oder Spargel ganz unterschiedlich ist. Währenddessen sind die Begriffe noch beträchtlich erweitert worden. Obendrein ist erhebliche Belästigung gegenwärtig auch ein Grund, um (geschützte) Tiere zu töten.

Die Liste der menschlichen Interessen ist erweitert worden, und Ausnahmen nehmen immer mehr die juristische Form einer Freistellung statt einer Entbindung an. Einer Entbindung von den gesetzlichen Vorgaben wird nach einer Interessenabwägung je nach individuellem Fall entweder stattgegeben oder nicht; eine Freistellung ist eine allgemeine, gesetzlich geregelte Zustimmung im Voraus, wie z.B. für das Töten von Tieren der Arten, die auf der „Tötungsliste“ stehen. Eine Freistellung hat daher eine viel größere Rechtswirksamkeit.

Zur Liste der Interessen sind unter anderem hinzugefügt worden: Bestandsüberwachung (wenn laut Jägern zu viele Tiere einer bestimmten Art vorhanden sind) und Interessen wirtschaftlicher Art, wie die Ausführung von Arbeiten im Rahmen von ständiger Verwaltung und Unterhalt in der Landwirtschaft und der Forstwirtschaft und die Ausführung von Arbeiten im Rahmen von Raumeinrichtung oder -entwicklung (wie die Anlage von Wohngebieten oder Wegen). Hierbei gelten die zentralen Verbote bezüglich wildlebender Tiere (und Pflanzen) für die vom Minister angegebenen geschützten heimischen Arten nicht. Ebenso wenig gel-

---

12 Vgl. Pauline de Jong (2006): Terug bij af<sup>2</sup>. In: Argus, H. 1, 17.

ten die Verbote bezüglich der übrigen geschützten heimischen Arten, wenn bestimmte Verwaltungstätigkeiten und Infrastrukturmaßnahmen entsprechend eines durch den Minister genehmigten Verhaltenskodexes stattfinden.<sup>13</sup>

Gemeinden, der Freizeitsektor, Trinkwasserbetriebe, das Baugewerbe und zahllose andere Organisationen arbeiten jetzt entsprechend derartigen Verhaltenskodizes. Diese stellen sich als Brutstätten von vagen Begriffen und sehr offen gehaltenen Normen wie ‚sorgfältig‘ oder ‚soweit möglich außerhalb der Brutperiode‘ heraus; es besteht keine Entschädigungspflicht und schon gar keine Pflicht, vorher Alternativen zu erwägen. Bei so viel Unklarheit und Raum für Interpretation werden viele Tiere die Leidtragenden – offiziell geschützte heimische Tierarten wie Iltis, Wiesel, Igel, Hase, Grasfrosch, Teichmolch ... Das höchste Verwaltungsrechtsorgan, die Abteilung Verwaltungsrechtsprechung beim Staatsrat, musste den Minister daran erinnern, dass Vögel, die auf Grund der Vogelrichtlinie geschützt sind, und Tierarten, die in Beilage IV der Habitatrichtlinie genannt sind, ausschließlich in Bezug auf die *in den Richtlinien* genannten Interessen getötet werden dürfen.<sup>14</sup> Dass ein Minister glaubte, in ein Gesetz widersprüchliche Freistellungen aufnehmen zu können, zeigt aber, wie in den Niederlanden – wenigstens in bestimmten Kreisen – über Artenschutz gedacht wird. Letztendlich sind es doch die Hobbyjäger, die unter dem Vorwand von Schadensbekämpfung oder Verwaltung ihrer Freizeitbeschäftigung nachgehen können.

#### **4. Vorschläge für ein neues Gesetz – eine faire Chance für wildlebende Tiere?**

Ende August 2012 wurde ein Gesetzesvorschlag eingereicht mit dem vorläufigen Titel *Naturschutzgesetz*. Dieses Gesetz muss u.a. das FFSchG ersetzen. Durch das große Tempo, in dem die Kabinette in den Niederlanden aufeinander folgen, hat sich die Zweite Kammer noch nicht darüber aussprechen können. Drei politische Parteien haben allerdings schon einen alternativen Vorschlag veröffentlicht. Wir begrenzen uns hier auf die Jagd. In Bezug auf die anderen hier berührten Punkte verspricht der Gesetzesvorschlag, wie er jetzt vorliegt, keine einzige Verbesserung.

---

13 Vgl. Pauline de Jong (2009): Bestendig beheer: Een nieuwe aanslag op de Flora- en faunawet. In: Argus, H. 3, 5-8.

14 Zum Beispiel ABRvS 13. Mai 2009, Fall Nr. 200802624/1, ECLI:NL:RVS:2009:BI3701, Abs. 2.10.5 und 2.10.6.

Die Definition von Jagd in dem offiziellen Vorschlag lautet: „das Bemächtigen, absichtliche Töten oder Aufspüren von Wild wie im Artikel 3.18, Abs. 2, beabsichtigt, sowie der Versuch davon [...]“.<sup>15</sup> Auf der Wildliste in Artikel 3.18 stehen mehr Arten als auf der geltenden Liste, nämlich auch die Graugans (*Anser anser*), die Blässgans (*Anser albifrons*), Schwarzwild (*Sus scrofa*), Rehwild (*Capreolus capreolus*), Damwild (*Dama dama*) und Rotwild (*Cervus elaphus*).

Es geht laut der Erläuterung um Arten, die sich für die Nutzung eignen, die allgemein vorkommen und die obendrein den Jagddruck ertragen können. Als Ergänzungskriterium wurde angegeben, dass die Jagd die Bekämpfung des Schadens, der durch die betroffene Art angerichtet wurde, und die für die Art notwendige Bestandsüberwachung unterstützen kann. Dieses Kriterium ist auch wichtig in Bezug auf die gesellschaftliche Billigung der Ausübung der Jagd. „Nach dem Urteil des Kabinetts ist die Ausübung der Jagd einzig als Form des Vergnügens nach den jetzigen gesellschaftlichen Auffassungen nicht annehmbar“.<sup>16</sup> Diese Begründung zeugt von fortschreitender Einsicht: Jagd ohne vernünftigen Zweck ist nicht mehr zeitgemäß.<sup>17</sup> Auf der anderen Seite wird jetzt die Nutzung wieder ins Spiel gebracht, die laut vielen Abgeordneten vor zwanzig Jahren auch schon als kein „vernünftiger Zweck“ mehr betrachtet wurde.

Der Begriff ‚innewohnender Wert‘ kommt in dem Gesetzesvorschlag nicht vor; kritische Fragen dazu von Tierschutzorganisationen sind mit der Beschwichtigung abgewehrt worden, dass die explizite Erwähnung keinen Mehrwert habe – sie müssten bloß zwischen den Zeilen lesen.<sup>18</sup>

Im oben erwähnten alternativen Vorschlag mit dem Titel *Schöne Niederlande* vom März 2013 wird offen dargelegt, dass Jagd nicht als Sport zu betrachten ist. Die Jagd- oder Wildliste mit frei jagdbaren Arten wird abgeschafft. Anschließend wird „Jagd“ jedoch definiert als das Fangen oder Töten von Tieren im Rahmen von Schadensbekämpfung und nachhaltiger Bestandsüberwachung für festgelegte öffentliche Interessen. Bevor jedoch der Abschuss von Tieren beschlossen wird, soll erst ermes-

---

15 Kamerstukken II, 2011-2012, 33 348, Nr. 2. Abschnitt 3.5 enthält Jagdbestimmungen. Der Zusatz des Wortes ‚absichtlich‘ ist nicht näher erläutert.

16 Kamerstukken II, 2011-2012, 33 348, Nr. 3, S. 169, 170.

17 Dieses erwies sich auch aus dem Bericht ‚De beleving van jacht onder Nederlanders‘, Blauw Research im Auftrag des Tierschutzvereins (Dierenbescherming), 2006: Die meisten Niederländer finden, die Jagd sei keine schöne Freizeitbeschäftigung, und beinahe Dreiviertel der Niederländer stimmen der Behauptung zu, dass die Vergnügungsjagd verboten werden müsste (5).

18 Kamerstukken II, 2011-2012, 33 348, Nr. 3, S. 239.

werden, ob es Alternativlösungen gibt oder ob andere Mittel wirksam einsetzbar sind.

Die Abteilung Beratung des Staatsrates scheint in ihrem Kommentar zu den *Schönen Niederlanden* die Abschaffung der Wildliste zwar nicht auszuschließen, weist aber nachdrücklich auf rechtliche Schwierigkeiten hin. Abschaffung sei unvereinbar mit Eigentumsrechten und mit dem 1. Protokoll der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK). Wenn es so weit käme, wären Übergangsfristen und Kompensationen erforderlich. Zuerst sei aber eine plausible Begründung angemessen. Auffällig ist, dass die Abteilung nur den Begriff ‚Nutzung‘ verwendet, weil im alternativen Vorschlag Jagen als ‚Sport‘ abgelehnt wird. Die Interessen der Tiere werden vom Staatsrat überhaupt nicht erwähnt.<sup>19</sup>

Jetzt wartet man auf einen veränderten Gesetzesvorschlag von der neuen Staatssekretärin, Sharon Dijksma. Sie gehört zu einer der drei Parteien, die den alternativen Vorschlag eingereicht haben. Das Gerücht geht um, dass in der Zweiten Kammer eine Mehrheit für die Abschaffung der Wildliste sei. Das heißt, dass keine Wildtiere mehr bejagt werden dürfen – als Hobby. Aber wenn die Perspektive der wildlebenden Tiere in der Debatte nicht mit aller erforderlichen Schärfe berücksichtigt wird, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass in den Niederlanden, als eventuell stolzem ersten europäischen Land ohne Jagdliste, kein Schuss weniger abgefeuert wird.

## Zu den Personen

Pauline de Jong ist Sekretärin der Stiftung „De Faunabescherming“ (Der Faunaschutz). Diese Organisation setzt sich seit mehr als 35 Jahren für wildlebende Tiere ein und bemüht sich um eine ethische und gewissenhafte Verwaltung dieser Tiere.

Noor Evertsen beschäftigt sich mit Fragen des Tierschutzes aus juristischer Perspektive und ist u.a. Redakteurin der (niederländischen) Textausgabe *Tierschutzrecht* und der Zeitschrift *Dier & Milieu* (Tier & Umwelt), Organ des Vereins für Tier- und Umweltschutz engagierter Polizeibeamten und sonstiger Überwachungsbehörden.

---

19 Der Kommentar war zum Redaktionsschluss noch nicht als ‚Kamerstuk‘ publiziert. Er ist nachzulesen unter URL: [http://www.raadvanstate.nl/adviezen/zoeken-in-adviezen/tekst-advies.html?id=10878&summary\\_only=&q=%27mooi+nederland%27+](http://www.raadvanstate.nl/adviezen/zoeken-in-adviezen/tekst-advies.html?id=10878&summary_only=&q=%27mooi+nederland%27+).

| Noor Evertsen & Pauline de Jong

Beide sind aktiv in der Koalition der holländischen Natur-, Landschafts- und Tierschutzorganisationen, die aus Besorgnis über den Vorschlag für ein neues Naturschutzgesetz gegründet wurde.

**Korrespondenzadresse**

Stichting Dier&Recht (Stiftung Tier&Recht)

Noor Evertsen

Postfach 14584

1001 LB Amsterdam, Niederlande

E-Mail: [noor@dierenrecht.nl](mailto:noor@dierenrecht.nl)

## Drei Fragen an Günter Herrmann

**TIERethik:** Mitte vergangenen Jahres hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte verkündet, dass Eigentümer von kleinen privaten Wald- oder Flurstücken es nicht mehr zu dulden brauchen, dass Jäger auf ihrem Grundstück jagen. Die Duldung der Jagd, so das Gericht, stelle „eine unverhältnismäßige Belastung“ dar. Sie haben diese Klage eingereicht. Warum?

**Herrmann:** Wer die Tiere liebt, der muss ganz einfach gegen die Jagd sein. Der erste Bundespräsident Prof. Dr. Theodor Heuss hat sich zutreffend zur Jagd wie folgt geäußert: *„Jagd ist nur eine feige Umschreibung für besonders feigen Mord am chancenlosen Mitgeschöpf. Die Jagd ist eine Nebenform menschlicher Geisteskrankheit.“* Aber auch unzählige andere Persönlichkeiten haben gleiche oder ähnliche Umschreibungen für die Jagd formuliert. Lediglich noch ein Beispiel: Der mehrfach prämierte Psychoanalytiker Paul Parin schrieb in seinem Buch „Die Leidenschaft des Jägers“ u.a.: *„Die wirkliche Jagd ist ohne vorsätzliche Tötung nicht zu haben. Leidenschaftlich Jagende wollen töten. Jagd ohne Mord ist ein Begriff, der sich selber aufhebt [...] denn bei der Jagd handelt es sich um Leidenschaft, Gier und Wollust [...] geht es also [...] um sex and crime, um sexuelle Lust und Verbrechen jeder Art, um Mord und Lustmord.“* Diese Lust einiger Weniger kann das Töten von jährlich fünf Millionen Wildtieren sowie ca. 350.000 Haustieren allein in Deutschland nicht ansatzweise rechtfertigen. Es gehört zur ethischen Pflicht eines „normal denkenden“ Menschen, hiergegen einzuschreiten. Dies umso mehr, als man nach der früheren Rechtslage in Deutschland diese „Sex-and-Crime-Veranstaltungen“ auf seinem Eigentum ohne eine Möglichkeit des Widerstandes gesetzlich zwingend dulden musste.

**TIERethik:** Wie verhalten sich derzeit die Bundesländer zur Umsetzung dieses Urteils in Deutschland?

**Herrmann:** Die Bundesregierung hat das Bundesjagdgesetz zwar geändert, ist dabei aber ausschließlich den Vorschlägen der Jagdlobby gefolgt. Maßgebende Politiker haben hierzu geäußert, es solle den Jagdgegnern so schwer wie möglich gemacht werden, sich von der Zwangsmitgliedschaft in einer Jagdgenossenschaft befreien zu lassen. Diese Gesetzesänderung ist eine Schande für die Menschenrechte tierliebender Personen in Deutschland. Doch wen wundert das, bei den derzeitigen politischen Zuständen in diesem Land.

**TIERethik:** Die Jagd wird in Deutschland überwiegend durch Freizeitjäger, die einen Jagdschein erwerben, erledigt. Das ist ein durchaus bemerkenswerter Sachverhalt. Wer also Interesse hat, Wildtiere, die bejagt werden sollen zu töten, kann dies tun. Kritische Jäger bemängeln, dass sich viele Kollegen selten am Schießstand zeigen. Die Jagd produziert also systematisch Tierleid – das liegt auf der Hand. Was müsste sich aus ihrer Sicht langfristig verändern?

**Herrmann:** Die Jagd muss zwingend gänzlich abgeschafft werden. Dieses Ziel ist in einigen Teilen Europas und auch in Mittel- bzw. Südamerika erreicht worden.

## **Zur Person**

Günter Herrmann ist Rechtsanwalt und hat seinen Prozess fast zehn Jahre lang vom Verwaltungsgericht Trier bis zur Großen Kammer des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte in Straßburg allein und auf eigenes Risiko geführt. Seine Liebe zu den Tieren ist größer gewesen als die Angst, sich zu blamieren. Das Urteil vom 26.06.2012 hat seine langjährigen Bemühungen um die Freistellung seines Grundeigentums von der Zwangsbejagung voll und ganz bestätigt.

## **Korrespondenzadresse**

Günter Herrmann  
Emil-Nolde-Str. 27  
69190 Walldorf



## Vom Beutemachen zur Empathie

Ein Perspektivenwechsel

*Interview mit Rudolf Winkelmayr*

**TIERethik:** Sie sind Tierarzt und waren Jäger. Wie und wann sind Sie zur Jagd gekommen?

**Winkelmayr:** Mein Vater war Naturliebhaber und (Freizeit-)Jäger mit großem Wissen über Fauna und Flora und hat mich schon als kleinen Bub auf die Jagd mitgenommen. Ich konnte dabei sehr viel von ihm lernen und wurde so in Richtung Jagd „sozialisiert“. Später, als Veterinärstudent, habe ich die Jagd aus Interesse an den Tieren geschätzt, nicht zuletzt bei Tätigkeiten wie Ausweiden und Zerwirken (Zerlegen) von Wild, wo ich meine Anatomiekenntnisse nutzen konnte.

**TIERethik:** Viele Jäger beschreiben die Jagd als Passion, als eine Leidenschaft, von der sie nicht lassen können oder wollen. Können Sie das nachempfinden? Mit welchen Gefühlen sind Sie zur Jagd gegangen? Was haben Sie empfunden, wenn Sie ein Tier erlegt hatten?

**Winkelmayr:** Ja, auch aus meiner Sicht kann die Jagd eine große Leidenschaft sein, die eine starke Faszination ausübt. Natürlich spielen dabei auch Faktoren wie Wettbewerb, Gier, Selbstdarstellung usw. eine Rolle. Aber in unserem Kulturkreis ist es im Interesse eines möglichst konfliktarmen Zusammenlebens erforderlich, seine Leidenschaft und Gier unter Kontrolle zu halten. Ich habe alte, erfahrene Jäger erlebt, die sehr kultiviert Maß halten konnten, aber auch andere, die in einer abschreckenden Art und Weise nie genug kriegen konnten.

Zunächst bin auch ich mit großer Leidenschaft auf die Jagd gegangen, da mir als Tierarzt das Töten von Tieren, wie etwa am Schlachthof bei der Fleischuntersuchung, bei der Euthanasie von Hunden und Katzen oder bei der Keulung im Seuchenfall nur allzu allgegenwärtig war. Ich gebe zu, dass oft die „Gier nach Beute“ größer war als das Mitleid. Aber dann kamen die Situationen immer häufiger, in denen ich mich fragte, ob

denn das Töten (Erlegen) eben jenes konkreten Tieres wirklich notwendig und ethisch rechtfertigbar ist.

**TIERethik:** Sie beschreiben hier eine Art Wende in Ihrer Wahrnehmung des bejagten Tieres, indem Sie das Tier nicht mehr nur als Objekt (Beute) betrachtet haben, sondern als ein „konkretes Tier“ und damit als Individuum. Wie können Sie sich diese veränderte Wahrnehmung erklären?

**Winkelmayer:** Das war einfach das Umdenken, dass es sich dabei nicht um eine anonyme Beute, sondern um ein Individuum handelt, das mutmaßlich auch nur ein Leben zu Verfügung hat und welches nicht ohne wirklich vernünftigen Grund vorzeitig aus diesem Leben gerissen werden sollte. Der Spruch von Albert Schweitzer hat mich nachdenklich gemacht: „Ich bin Leben inmitten von Leben, das leben will!“

**TIERethik:** Nicht selten sind Tierärzte zugleich auch Jäger. Ein Phänomen, das für Außenstehende nur schwer verständlich ist, weil der Tierarzt – zumindest der Kleintierarzt – kurativ am erkrankten Tier tätig ist, während die letztendliche Absicht des Jägers immer das Töten des oft gesunden Wildtieres bleibt. Lassen sich diese beiden Pole, helfend und lebensverlängernd einzugreifen und mit Todesabsicht zu verletzen, harmonisieren?

**Winkelmayer:** Ja, bis zu einem gewissen Grad sicher. Prinzipiell hängt es vom persönlichen Weltbild bzw. Wertegebäude ab. Wer sich grundsätzlich mit der Nutzung von Tieren, auch mit der radikalen Instrumentalisierung, wie sie vielfach in der intensiven Fleischproduktion heutzutage üblich ist, abfindet, bringt auch den tierärztlichen Beruf und die Jagd unter einen Hut. Viele TierärztInnen haben ja auch kein Problem damit, sich am Abend – nach ihrer kurativen Tätigkeit – ein saftiges Steak einzuverleiben.

**TIERethik:** Was war Ihre Motivation dafür, nicht mehr zu jagen? Gab es dafür einen bestimmten Anlass?

**Winkelmayer:** Das war weniger ein konkreter Anlass als vielmehr ein schleichender Übergang, der durch die intensivere Auseinandersetzung mit Evolutions- und Kognitionsbiologie einerseits und Tierethik (ich mag den Ausdruck „umfassende Tierschutzethik“ lieber) andererseits ausgelöst wurde.

**TIERethik:** Welche Aspekte der Evolutions- und Kognitionsbiologie und welche Argumente einer umfassenden Tierschutzethik sind für Sie im Umgang mit Tieren bedeutsam und handlungsleitend?

**Winkelmayer:** Zunächst einmal der Umstand, dass Leben nach heutigem Stand des Wissens gemeinsamen Ursprung hat und wir eine Säugetierart sind, die sich selbst „Mensch“ nennt. Die Kognitionsbiologie hat in den letzten Jahrzehnten unglaubliche Fortschritte gemacht und uns vor Augen geführt, dass es so gut wie keine Alleinstellungsmerkmale für Menschen gibt, sondern in den meisten Fällen nur graduelle Unterschiede in den Fähigkeiten.

Ich habe zwar weder in der Biologie noch in der Philosophie Letztbegründungen gefunden, warum man Tiere (aber auch Menschen) nicht töten sollte, bin aber dennoch der Meinung, dass wir uns im Zweifelsfalle – und der ist durch die unterschiedlichen wissenschaftlichen Positionen dazu durchaus evident – für das Leben entscheiden sollten. So wie wir in unserem Kulturkreis erfreulicherweise den Menschen ein Recht auf Leben zugestehen, sollten wir dies auch den Tieren gegenüber tun. Als Realist sehe ich allerdings, dass diese Position derzeit nicht mehrheitsfähig ist. Ich wünsche mir allerdings, dass wir uns dieser Position zumindest Schritt für Schritt nähern.

Zusätzlich hat mich irgendwann die immer stärker werdende Kommerzialisierung der Jagd gestört, bei der durch so genannte „Hegemaßnahmen“ eigentlich hauptsächlich nur „Abschusswild“ produziert wird. Jagd hinter Zaun (in Jagdgattern) bzw. das Schießen von ausgesetztem Wild (Volierenfasane, Volierenenten) war für mich nie Jagd. Das habe ich immer schon entschieden abgelehnt (und mir in meinem beruflichen Umfeld nicht unbedingt Freunde damit gemacht). Betonen möchte ich allerdings, dass ich nachhaltige Jagd, die in Form einer restriktiv aneignenden Form der Naturnutzung ausgeübt wird, nach wie vor für ethisch legitimierbar halte. Diese Form scheint aber derzeit gegenüber kommerzialisierten Jagdformen (zumindest in Österreich) ins Hintertreffen zu gelangen.

**TIERethik:** Was verstehen Sie unter nachhaltiger Jagd?

**Winkelmayer:** Der Förderungsverein für Umweltstudien (FUST) in Achenkirch/Tirol, in dem international namhafte Experten aus verschiedenen Fachgebieten langfristig zusammenarbeiten, gibt in Form von „FUST-Positionen“ zu aktuellen Themen Orientierungshilfen für die Praxis mit dem Ziel, möglichst ganzheitliche Untersuchungen der Mensch-Umwelt-Wechselwirkungen und die Ableitung von Konsequenzen für eine ökologisch ausgerichtete Landeskultur mit nachhaltiger Nutzung natürlicher Ressourcen ([www.fust.at](http://www.fust.at); [Fust-Tirol@aon.at](mailto:Fust-Tirol@aon.at)) darzustellen.

**TIERethik:** Aus einer tierethischen Perspektive, die ein Lebensinteresse des Tieres voraussetzt und Leid vermeiden will, ist eine nachhaltige Jagd eher nicht relevant, da es letztlich eher um die „natürliche Ressource“ Tier unter dem Gesichtspunkt menschlicher Interessen geht. Sie halten die nachhaltige Jagd für ethisch legitimierbar und haben trotzdem beschlossen, nicht mehr zu jagen?

**Winkelmayer:** Für mich persönlich war vor einigen Jahren der Zeitpunkt gekommen, nicht mehr zu jagen, auch wenn ich noch immer eine gültige Jagdkarte (einen Jagdschein) besitze. Ich weiß, dass Glaubwürdigkeit nur durch entsprechendes Handeln entsteht – daher habe ich gehandelt!

**TIERethik:** Wie regieren Ihre jagenden Freunde darauf? Mit welchen Argumenten legen Sie diesen dann Ihre veränderte Haltung dar?

**Winkelmayer:** Meine wahren Freunde akzeptieren und respektieren das, weil ich es mit ihnen besprochen habe. Sie wissen, dass ich über die verkommerzialisierte Jagd schon lange sehr kritisch denke, dass ich mich intensiv mit Tierethik beschäftige, dazu einiges publiziert und eine Reihe von Vorträgen gehalten habe.

Mein Hauptargument ist immer, dass ich heute – nach einem entsprechenden Lern- und Nachdenkprozess – das Töten von Tieren als bloßes „Freizeitvergnügen“ ablehne, genauso wie ich konsequenter Weise auch die grausamen Formen der landwirtschaftlichen Intensivtierhaltung ablehne. Zur Nahrungsmittelgewinnung, bei einer – wie schon erwähnt – nachhaltigen, restriktiv aneignenden Form der Naturnutzung, halte ich die Jagd nach wie vor für ethisch rechtfertigbar.

**TIERethik:** Aus Perspektive des bejagten Tieres bedeutet auch eine nach einem bestimmten Jagdethos (nachhaltig und restriktiv) ausgeführte Jagd Schmerzen, Leiden, Ängste und den Tod eines oder mehrerer Tiere, da das getötete Tier möglicherweise aus einem Familienverband herausgerissen wurde. Warum lässt sich diese Form der Jagd zur Gewinnung eines Nahrungsmittels (Fleisch), das nicht lebensnotwendig ist, für Sie rechtfertigen?

**Winkelmayer:** Sie haben mit ihren Einwänden prinzipiell Recht. Aber da wir – zumindest aus menschlicher Sicht – leider nicht in einer idealen Welt leben und dieses Leben auch beim besten Willen vom einzelnen Individuum nicht widerspruchsfrei gelebt werden kann, lasse ich für mich (derzeit noch) den pragmatischen Ansatz zu, dass nachhaltige, restriktive Jagd ein geeignetes Modell ist, um Wildtierpopulationen (jagdbares

Wild) in der Kulturlandschaft zu erhalten und zu managen. Über die Alternativen kann nur spekuliert werden. Möglicherweise würde – zumindest in vielen Gebieten – die Artenvielfalt erheblich darunter leiden, wenn es überhaupt keine Jagd mehr gäbe. Verschiedene Wirtschaftszweige (z.B. Land- und Forstwirtschaft) wünschen sich ja schon seit langem deutlich reduzierte Wildbestände. Bei extremen Hungersituationen könnte aber z.B. gerade die Nutzung ausreichend großer (der Biotopkapazität angepasster) Wildtierpopulationen ein Zünglein an der „Überlebenswaage“ der Menschen darstellen. Als Einzelner kann man leicht entscheiden, persönlich nicht mehr zu jagen. Die Konsequenzen abzuschätzen, was es bedeuten würde, wenn niemand mehr jagt, traue ich mir nicht zu!

**TIERethik:** Im Hinblick auf die häufigsten Argumente für die Jagd, etwa den Anstieg der Tierpopulation, die wirtschaftliche Schäden anrichtet, gibt es Langzeitstudien, die für die Überpopulation gerade die Bejagung selbst, die doch als Mittel dagegen eingesetzt werden soll, verantwortlich machen [vgl. Servanty et al., *Journal of Animal Ecology* 2009]. Dieser Studie zufolge wird gerade durch den Abschuss der Wildschweine eine deutlich frühere Fruchtbarkeit der Tiere und damit eine explosionsartige Zunahme der Population ausgelöst. Auch wenn sich Studien bekannter Weise nicht notwendig in andere „Realitäten“ übertragen und verallgemeinern lassen – in welcher Hinsicht macht Sie ein solches Ergebnis nachdenklich?

**Winkelmayer:** Ja, es ist durchaus bekannt, dass der Abschuss von Tieren im Rahmen der Jagd die Reproduktionsleistung einer Tierart erhöhen kann. Manche Jäger finden das sicher auch gut, da sie dann mehr zum Jagen bzw. zum Erlegen haben. Der landwirtschaftliche Produktions- und Nutzungsgedanke schlägt hier voll durch.

Die Kehrseite ist aber, dass Wildtierpopulationen, wenn sie die Biotopkapazitätsgrenze erreicht bzw. überschritten haben, durch so genannte natürliche Regulationsmechanismen wie Seuchen (z.B. Parasitosen) oder aber auch durch Verhungern von einer Reihe von Individuen in Grenzen gehalten werden. Das kann aus anthropozentrischer Sicht wiederum als grausam und unnötig eingestuft werden. In großen Nationalparks (z.B. in Afrika) geht man diesen Weg. In der Kulturlandschaft – also in unserer unmittelbaren Nachbarschaft – sehe ich das allerdings als kaum durchführbar an und halte es auch nicht für erstrebenswert oder vernünftig. Ich habe meine Meinung dazu, sehe hier aber gleichzeitig noch großen Forschungs- und Diskussionsbedarf.

| Rudolf Winkelmayr

### **Zur Person**

Prof. Dr. Rudolf Winkelmayr (geboren in Hollenstein an der Ybbs, Niederösterreich) ist Tierarzt (Fachtierarzt für Kleintiere), Amtstierarzt, Lebensmittelwissenschaftler (Diplomate of the European College of Veterinary Public Health), Vortragender und Autor zahlreicher Fachbücher. Seine Spezialgebiete sind – neben der Kleintiermedizin – Tier-schutz(ethik), Wildtierkrankheiten und Lebensmittelhygiene (insbeson-dere Wildbrethygiene).

### **Korrespondenzadresse**

Prof. Dr. Rudolf Winkelmayr  
Dorfstraße 19  
2471 Pachfurth, Österreich  
E-Mail: [rudolf@winkelmayr.at](mailto:rudolf@winkelmayr.at)

## Die Mensch-Tier-Beziehung unter ethischem Aspekt

Literaturbericht 2/2013

*Petra Mayr, Frauke Albersmeier, Dieter Birnbacher, Silke Bitz, Erwin Lengauer, Alina Omerbasic, Klaus Petrus, Kirsten Schmidt, Eberhart Theuer, Clemens Wischermann, Florian L. Wüstholtz*

### Inhalt

<b>Vorbemerkung</b> .....	112
<b>1. Philosophische Ethik</b> .....	113
1.1 Cora Diamond: Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie.....	113
1.2 Jean-Baptiste Jeangène Vilmer: L'éthique animale.....	116
<b>2. Tierethik interdisziplinär</b> .....	119
2.1 Judith Benz-Schwarzburg: Verwandte im Geiste, Fremde im Recht. Sozio-kognitive Fähigkeiten bei Tieren und ihre Relevanz für Tierethik und Tierschutz.....	119
2.2 Melanie Joy: Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus – eine Einführung.....	123
2.3 Karsten Brensing: Persönlichkeitsrechte für Tiere. Die nächste Stufe der moralischen Evolution.....	127
2.4 Christian Hoffstadt et al. (Hrsg.): Humana – Animalia: Mensch und Tier in Medizin, Philosophie und Kultur.....	129
<b>3. Tiere und Gesellschaft</b> .....	131
3.1 Birgit Pfau-Effinger und Sonja Buschka (Hrsg.): Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis.....	131
3.2 Klaus Petrus: Tierrechtsbewegung – Geschichte, Theorie, Aktivismus....	134
3.3 Florian Asche: Jagen, Sex und Tiere essen. Die Lust am Archaischen.....	138
<b>4. Rechtsfragen und Rechtsentwicklung</b> .....	140
4.1 Margot Michel, Daniela Kühne und Julia Hänni (Hrsg.): Animal Law – Tier und Recht. Developments and Perspectives in the 21st Century – Entwicklungen und Perspektiven im 21. Jahrhundert.....	140
<b>Literatur</b> .....	144

## Vorbemerkung

Hilft die Betrachtung des Menschen als „menschliches Tier“ bei der Frage, wie wir mit Tieren umgehen sollen? Hilft es, dass wir aus biologischer Sicht mit unseren Verwandten eine Triebnatur teilen? Oder geht es nicht eher um die Natur, die uns von Tieren trennt?

Eine biologische Sicht auf den Menschen als „menschliches Tier“ lässt für moralische Betrachtungen Folgerungen in zwei Richtungen zu. Sie trägt einerseits relativierende Züge im Hinblick auf unsere Sonderstellung, stellt diese in Frage und wertet Tiere damit auf. Andererseits kann eine biologische Perspektive die relevanten Differenzen zugleich auch einebnen und damit gewissermaßen das Kind mit dem Bade ausschütten – dann nämlich, wenn die gemeinsame Natur von Mensch und Tier zur selbstbezüglichen Legitimation von Grausamkeit erhalten soll. Das versucht beispielsweise der Rechtsanwalt und Jäger Florian Asche in seinem Essay *Jagen, Sex und Tiere essen. Die Lust am Archaischen*. Kritik an der tierquälerischen Grausamkeit von Jagd soll hier mit einer offensiven Verteidigungsstrategie triebgeleiteten menschlichen Handelns abgewehrt werden.

Wenn die naturwissenschaftliche Perspektive vom „menschlichen Tier“ aber bei der Frage, wie wir mit Tieren umgehen sollten, nicht wirklich weiterhilft, sondern auch zur Legitimation der Asymmetrie der Mensch-Tier-Beziehung funktionalisiert werden kann, dann ist vielleicht ein Blick auf die Machtkonstellation hilfreicher. Diese wird im tierethischen Diskurs immer wieder thematisiert; sie ist in der Tat als ein zentrales Merkmal zu betrachten, dass dem Mensch-Tier-Verhältnis zugrunde liegt. „Was ein Mensch ist, lernen wir unter anderem dadurch, dass wir an einem Tisch sitzen, an dem sie von uns gegessen werden“, schreibt etwa die Philosophin Cora Diamond in der moralphilosophischen Aufsatzsammlung *Menschen, Tiere und Begriffe*. Und die Psychologin Melanie Joy versucht, Licht ins Dunkel der alltäglichen Widersprüche zu bringen, indem sie erklärt, wie es möglich ist, dass wir Tiere einerseits als Familienmitglieder betrachten und andererseits als Nahrungsmittel. Joy hat diesem Phänomen einen Namen gegeben: Karnismus. *Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen* – dieser Text appelliert weniger an das Gewissen des einzelnen; er versucht vielmehr, die Immanenz eines sich immer neu stabilisierenden Systems von Gewalt, abgespaltener Empathie, Gleichgültigkeit und Widersprüchen zu beschreiben, in dem wir uns befinden. Der Psychologin geht es dabei aber nicht nur um Tierleid und Tiertod, sondern auch um die Ausbeutung jener, deren be-



ruflicher Alltag aus dem Töten von empfindsamen Tieren besteht und der vielfach zu traumatischen Erkrankungen führt.

Naturwissenschaftliche Erkenntnisse über die Parallelen der Fähigkeiten von Menschen und Tieren können also kaum erklären, was der Mensch ist oder besser was er sein sollte; sie erklären nur, wie er funktioniert. Die Frage, wie wir uns als „menschliches Tier“ vom „tierlichen Tier“ unterscheiden, wird damit zu einer Frage, deren Antwort wohl eher in der Suche nach humaneren Formen der „Ausgestaltung der Machtkonstellation“ in der Mensch-Tier-Beziehung zu finden ist.

Petra Mayr

## 1. Philosophische Ethik



### 1.1 Cora Diamond: Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie

Hrsg. von Christoph Ammann und Andreas Hunziker, 335 S., Berlin: Suhrkamp, 2012, 18,00 EUR

Die an der University of Virginia lehrende Philosophin Cora Diamond ist Kennern der Sprachphilosophie seit längerem als Wittgenstein-Expertin bekannt, die die Idee Wittgensteins, die Verwirrungen der Metaphysik durch die Rückführung ihrer Begriffe auf ihren angestammten Ort im „Sprachspiel“ des Alltags aufzulösen, in vielfältiger Weise produktiv weiterentwickelt hat. Der vorliegende Band sammelt Aufsätze aus den Jahren 1988 bis 2003, die ihre Überlegungen dazu dokumentieren, was diese Idee für die Philosophie des Mensch-Tier-Verhältnisses austragen kann. Leser, die Auskünfte darüber erwarten, welche Konsequenzen sich aus einer an Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* anknüpfenden Perspektive in Tierschutzfragen ergeben, werden allerdings enttäuscht. Obwohl es in der überwiegenden Zahl der Beiträge um den menschlichen Umgang mit Tieren geht, ist die Stoßrichtung von Diamonds Argumenten primär methodologisch und metaethisch. Alle konkreten normativen Fragen bleiben offen. Dem Leser wird sehr schnell klar, dass es ihr von vornherein nicht darum geht, der Vielfalt der Entwürfe für neue Normen für den Umgang mit Tieren eine weitere Variante hinzuzufügen. Sie möchte vielmehr Perspektiven eröffnen für einen anderen als den gegenwärtig vorherrschenden Typus von Tierethik, den sie am extremsten in den Tierphilosophien von Tom Regan

und Peter Singer ausgeprägt sieht. Er besteht aus ihrer Sicht wesentlich in der Deduktion praktischer Regeln aus abstrakten axiologischen oder normativen Postulaten, die bestimmte deskriptive Merkmale als moralisch relevant auszeichnen. Da diese Merkmale – wie die der Leidensfähigkeit, der Lebenssubjektivität oder der Personalität – infolge ihrer Allgemeinheit die Gattungsgrenze zwischen Mensch und Tier überspannen, ergeben sich Angleichungen des moralischen Status von Menschen und Tieren, die dem in der westlichen Welt traditionellen Hiatus zwischen den Gattungen widerstreiten und Verhaltensorientierungen nach sich ziehen, die nach Maßstäben des moralischen *common sense* teils als absonderlich, teils (etwa wenn es um den Status von „Grenzfällen“ wie geistig schwer behinderten oder dauerhaft komatösen Menschen geht) als kontraintuitiv gelten müssen.

Den Ursprung dieser Plausibilitätsmängel vieler Varianten der Tierethik sieht Diamond in einem gewissermaßen „halbierten“ Begriff des Begriffs. Ähnlich wie Wittgenstein möchte Diamond Begriffe nicht nur als sprachliche Ordnungseinheiten verstehen, deren Bedeutung durch notwendige und hinreichende Bedingungen ihrer korrekten Anwendung bestimmt ist, sondern als Komplexe von Merkmalsbündeln, affektiven Einstellungen und Verhaltensbereitschaften, die jeweils in einen charakteristischen sozialen Kontext eingebettet und als solche Teile eines gemeinschaftlichen „Sprachspiels“ sind. Dieses Sprachspiel umfasst nicht nur sprachliche Handlungen wie Benennungen, Beschreibungen und andere Formen sprachlicher Kommunikation, sondern auch die typischen mit diesen einhergehenden Gefühle, Haltungen und Verhaltensformen. So gehören zum „Begriff“ des Schmerzes anderer nicht nur das Bild, dass andere „dasselbe“ in sich verspüren, was der jeweilige Sprachspielteilnehmer in sich verspürt, wenn er Schmerzen hat, sondern auch die Verhaltenskriterien, die uns berechtigten, anderen Schmerzen zuzuschreiben, sowie die spontane Bereitschaft, jemandem, der diese Kriterien erfüllt, zu Hilfe zu kommen. „Schmerz“ wird also, bezogen auf andere, nicht als ein objektivierbares Ereignis in der äußeren Welt verstanden, sondern als ein Teil der durch werthafte Elemente wie Anmutungen, Aufforderungscharaktere und Zielprojektionen animierten Lebenswelt.

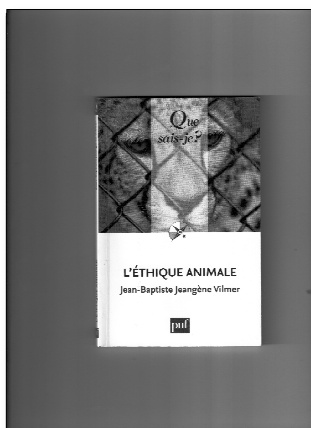
Für Begriffe wie „Mensch“ und „Tier“ bedeutet das, dass die unterschiedlichen Einstellungen, die die Träger dieser Gattungsprädikate auslösen, aus diesen nicht zugunsten objektivierender Beschreibungen herausgekürzt werden können. Soweit es zum faktisch gespielten Sprachspiel gehört, gegenüber Menschen grundlegend anders eingestellt zu sein als gegenüber Tieren, machen diese Unterschiede auch einen begriffli-

chen Unterschied aus: „Was ein Mensch ist, lernen wir unter anderem dadurch, dass wir an einem Tisch sitzen, an dem *sie* von *uns* gegessen werden.“ (91) Dieser Unterschied kann nicht mit dem Hinweis unterlaufen werden, dass einige Menschen geringere Fähigkeiten aufweisen als einige Tiere und man, soweit Rechte mit Fähigkeiten begründet werden, diesen Tieren konsequenterweise weitergehende Rechte zusprechen muss. Eine derartig einseitig rationalistische Sichtweise würde das Sprachspiel ignorieren, in dem die Begriffe „Mensch“ und „Tiere“ jeweils unterschiedliche Rollen spielen und das seine eigene Vernünftigkeit hat, auch wenn es nicht vollständig rational rekonstruierbar ist.

Über weite Strecken ist Diamonds Plädoyer für eine phänomenologische Tierethik, die Tiere nicht primär als Gegenstände der Biologie, sondern als Bestandteile der menschlichen Lebenswelt fasst, mehr als berechtigt. Sie erinnert den *mainstream* der Tierethik daran, sich ihrer signifikanten Abweichungen vom *mainstream* der speziesistisch orientierten Alltagsmoral bewusst zu bleiben und ihr kulturkritisches Geschäft nicht so zu betreiben, als wäre es für ihre Adressaten schlechthin evident, dass die moralischen Ansprüche, die Tiere ihrer eigenen Natur nach an den Menschen stellen, für alle gleichermaßen und unabhängig von den Beziehungen, in denen sie zu ihnen stehen, gelten. Die Welt wäre eine andere, würden die Menschen den von ihnen verzehrten Haus-Schweinen denselben normativen Status zubilligen, den sie ihren Haus-Hunden zubilligen. Eine Berücksichtigung des faktischen „moralischen Denkens“ ist vor allem unter moralpragmatischen Gesichtspunkten unentbehrlich. Wie Diamond zu Recht anmerkt, wäre es illusorisch zu erwarten, dass sich Menschen durch bloße Argumente von ihren schlechten Gewohnheiten abbringen lassen. Affekte lassen sich, wie Spinoza wusste, nicht durch rationale Argumente, sondern nur durch Gegenaffekte ändern. Für den Leser ist allerdings unverkennbar, dass Diamond in ihrem Plädoyer für die Lebenswelt einen entscheidenden Schritt weiter geht, mit dem sie zugleich über Wittgenstein hinausgeht. Bei Wittgenstein wird die Lebenswelt – die Realität des Sprachspiels – hingenommen; bei Diamond wird sie verteidigt. Die unbestreitbare, aber im Grunde triviale Tatsache, dass das Sprachspiel der Ethik seine Wurzeln im Sprachspiel der Moral hat (wie bei Wittgenstein die Metaphysik ihre Wurzeln in der Alltagssprache), wird von Diamond nicht nur als Hinweis auf die Entstehungsgeschichte der Ethik verstanden, sondern zugleich als dezidierte Kritik an der argumentativ-rationalen Form der Ethik. Die Tier-Ethik wird als „Verwirrung“ der Tier-Moral präsentiert, so als verlöre sie dadurch, dass sie sich von der spontanen und um Konsequenz und Konsistenz unbe-

kümmerten intuitiven Moral löst, ihr Existenzrecht. Man kann allerdings fragen, was eine Philosophie, die lediglich die Vorurteile der Alltagsmoral in Bezug auf Tiere beschreibt, austragen soll: Abgelöst von der auf die Heilung der Wunden der Metaphysik zielenden Programmatik Wittgensteins ist nicht mehr klar, welche Funktion sie übernehmen kann. Wie die Menschen über Tiere denken, wissen wir eigentlich gut genug. Interessanter ist, wie sie über Tiere denken sollten.

Dieter Birnbacher



## 1.2 Jean-Baptiste Jeangène Vilmer: L'éthique animale

320 S., Paris: Presses universitaires de France, 2011, 25,18 EUR, Sprache: französisch

Der Autor dieses Bandes in der bekannten Reihe „Que sais-je?“ ist ein ausgesprochen vielseitiger und produktiver junger Jurist, Politikwissenschaftler und Philosoph, der sich mit Veröffentlichungen zur Angewandten Ethik einen Namen gemacht hat und gegenwärtig an der McGill University in Montreal, Kanada, lehrt. Dem vorliegenden Band gingen bereits zwei im selben Verlag erschienene Veröffentlichungen des Autors zur Tierethik voraus: die Monographie *Éthique animale* von 2008 und die mehr als 400 Seiten umfassende Textsammlung *Anthologie d'éthique animale. Apologies des bêtes*, die in chronologischer Anordnung den Weg der Tierethik von Pythagoras bis heute nachverfolgt.

Vergleicht man diesen Band mit seinem Vorgänger in derselben Reihe, dem Band *Les droits de l'animal* von Georges Chapouthier von 1992, fällt auf, wie stark der Funke der intensiven – und sich weiter intensivierenden – philosophischen Debatte um Tierschutz und Tierrechte in der angelsächsischen Welt inzwischen auch auf die frankophone Diskussion übergesprungen ist. Bezog sich Chapouthier – Mitautor der 1978 von der *Ligue Française des Droits de l'Animal* proklamierten, der UN-Menschenrechtserklärung nachgebildeten *Universal Declaration of Animal Rights* – nahezu ausschließlich auf heimische Autoren, stehen bei Jeangène Vilmer die englischsprachigen Protagonisten im Vordergrund. Während sich die öffentliche Debatte in Frankreich, wie der Autor beklagt, weitgehend auf Peter Singers Positionen konzentriert – u.a. auch

deshalb, weil nur von diesem Autor Monographien in französischer Übersetzung vorliegen –, findet bei ihm daneben auch eine Reihe konkurrierender Positionen Berücksichtigung, etwa von Tom Regan, Gary Francione und Martha Nussbaum: einerseits, um das Spektrum der Ansätze und Resultate umfassender zu repräsentieren, andererseits aber wohl auch, weil diese Autoren zumindest mit einzelnen in französischsprachige Anthologien aufgenommenen Beiträgen im frankophonen Bereich präsent sind.

Dem Stil der Reihe entsprechend ist dieser Band – ebenso wie sein Vorgänger – ein einführendes Kompendium, das primär das Feld der Debatte vermisst und sich mit eigenen Positionierungen zurückhält.

Unmissverständlich kritisch äußert sich der Autor allerdings zu allen (vor allem in der Tierschutzpolitik verbreiteten) Versuchen, tierschädigende Praktiken schlicht mit Tradition und Gewohnheit zu rechtfertigen. Dazu gehören nicht nur die von allen hier zu Wort kommenden Tierethikern verworfenen Praktiken der Tiernutzung in der Agrarindustrie, sondern – für Frankreich besonders relevant – der Stierkampf, von dem etwa Francis Wolff, Autor einer *Philosophie de la corrida* (2007) meint, dass sie unter Tierschutzaspekten unschuldig sei, da der Stier von den ihm zugefügten Schmerzen so wenig merke wie der Soldat von seinen Verwundungen in der Hitze des Kampfes. Obwohl dem gut informierten Leser vieles von den dargestellten Inhalten vertraut sein dürfte, gibt es auch für diesen eine Menge zu lernen, vor allem in methodischer Hinsicht. Zunächst ist der Überblick, den Jeangène Vilmer vermittelt, nicht nur ungewöhnlich breit (indem er etwa auch die einschlägigen Beiträge aus dem Ökofeminismus sowie ausgewählte theologische Ansätze berücksichtigt), sondern auch hochgradig differenziert. Sorgfältig unterscheidet er etwa zwischen dem *direkten* oder *starken* Speziesismus, dessen Vertreter die Gattungszugehörigkeit für sich genommen für moralisch relevant halten, und dem *indirekten* oder *schwachen* Speziesismus, dessen Vertreter bestimmte mit der Gattungszugehörigkeit stets oder typischerweise korrelierende Merkmale für moralisch relevant halten. Während die erste Form rundheraus abzulehnen ist, ist die zweite Form differenziert zu betrachten: Viele unterscheidende Merkmale sind moralisch nicht relevant, einige aber sehr wohl. Fraglich ist, ob die relevanten Merkmale die krassen normativen Unterschiede in der Behandlung von Menschen und Tieren rechtfertigen können, die zu den gewachsenen Selbstverständlichkeiten des christlichen Abendlandes gehören.

Andererseits scheint der Autor aber auch wiederum ungebührlich zu vereinfachen, etwa wenn er meint, dass man in der Frage der Tiernutzung

nicht zugleich eine Theorie tierlicher Rechte à la Regan und einen Welfarismus vertreten könne, der eine Verbesserung der Tierschutzes anstrebt, ohne in der Regel diese Praxis als ganze in Frage zu stellen. In einem späteren detaillierten Durchgang durch ausgewählte Theorien der Tierrechte (Feinberg, Regan, Francione) gesteht er allerdings zu, dass eine Theorie der Tierrechte nicht zwangsläufig die radikalen und bis auf weiteres utopischen Konsequenzen eines strengen Verzichts auf Tiernutzung nach sich zieht. Eine Theorie der Tierrechte kann vielmehr auch in moderaten Versionen vertreten werden, etwa im Sinne abwägbarer Prima-facie-Rechte oder im Sinne eines Katalogs von Minimalanforderungen wie den fünf *freedoms* des *Farm Animal Welfare Council*: *freedom from hunger and thirst, freedom from discomfort, freedom from pain, injury or disease, freedom to express normal behaviour* und *freedom from fear and distress*.

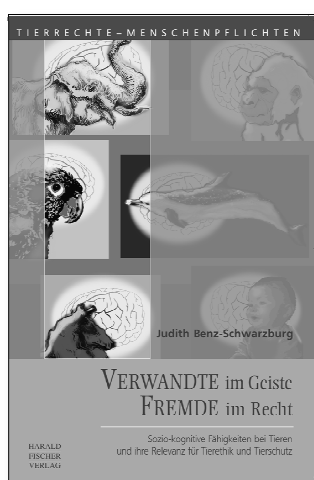
Für den Philosophen dürften zwei Besonderheiten dieses Bandes von Interesse sein: erstens die Ausführungen zur Metaethik der Tierethik und insbesondere der ambivalenten Rolle, die Intuitionen sowohl in der Begründung als auch der Ausdifferenzierung tierethischer Prinzipien spielen. Einerseits kommt keine Ethik gänzlich ohne einen Rückbezug auf Intuitionen, moralische Gefühle oder andere Formen vortheoretisch werthaft-normativer Anmutungen aus. Andererseits ist es Teil des Wesens der Ethik als Theorieform, dass diese nicht unverbunden nebeneinander stehen oder als schlechthin evident unhinterfragt bleiben. Auch dann, wenn sie sich zunächst in bloßen „Bauchgefühlen“ bemerkbar machen, müssen sie durch theoretische Rekonstruktion und Konstruktion geordnet, systematisiert und in einen übergreifenden Maßstäben von Rationalität genügenden gedanklichen Rahmen integriert werden. Wie der Autor bemerkt, ist nicht immer klar, ob tierethische Positionen, die vom vorherrschenden Zeitgeist radikal abweichen, in dieser Hinsicht durchweg besser abschneiden als solche, die sich am „gesunden Menschenverstand“ orientieren und mit dem Strom der Mehrheitsmeinung schwimmen. Unter ethik-historischen Gesichtspunkten ist zweitens die Vielzahl an historischen Verweisen von Interesse, die der Autor in den Text einbaut, etwa auf die Vordenker von Tierrechten im 17. Jahrhundert (83) sowie die zum Teil überraschenden Zitate von Denkern, die sich in anderen als ihren Hauptwerken zu Fragen der Tierethik geäußert haben, etwa Henry Sidgwick und Robert Nozick.

Das wesentliche Anliegen des Bandes fasst der Autor am Ende so zusammen, dass es darum gehe, den zahlreichen Verächtern der Tierethik, die diese Form der Ethik als Modeerscheinung oder sentimentale Verir-

rung abtun, zu zeigen, dass es sich hierbei um ein komplexes und reichhaltiges Forschungsfeld handelt, das insbesondere in der angelsächsischen Welt nicht nur zu einer großen Fülle an originellen Konzeptionen geführt hat, sondern zunehmend auch zu einem attraktiven Teil des akademischen und schulischen Philosophieunterrichts geworden ist. Dies zu zeigen, ist dem Autor – bei aller durch das Format der Reihe bedingten Notwendigkeit, sich kurz zu fassen – zweifellos gelungen.

Dieter Birnbacher

## 2. Tierethik interdisziplinär



### 2.1 Judith Benz-Schwarzburg: Verwandte im Geiste, Fremde im Recht. Sozio-kognitive Fähigkeiten bei Tieren und ihre Relevanz für Tierethik und Tierschutz

284 S., Erlangen: Harald Fischer Verlag, 2012, 49,00 EUR

Tiere ähneln Menschen nicht nur im Hinblick auf ihre Leidensfähigkeit – viele besitzen auch soziale und kognitive Fähigkeiten, die sich von denen des Menschen nur graduell unterscheiden. Judith Benz-Schwarzburg belegt diese These in ihrem Buch *Verwandte im Geiste, Fremde im Recht* in überzeugender Weise anhand von aktuellen Forschungsergebnissen zu sozio-kognitiven Fähigkeiten von Tieren, von denen viele in der tierethischen Diskussion bisher nur unzureichend berücksichtigt wurden. Besonders im Hinblick auf die Analyse möglicher ethischer Implikationen unserer kognitiven Verwandtschaft konstatiert die Autorin in der deutschen Forschungslandschaft einen enormen Nachholbedarf, dem sie mit ihrer ausdrücklich interdisziplinär ausgerichteten Untersuchung entgegenwirken möchte.

Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert. Im Mittelpunkt des ersten Teils stehen drei sozio-kognitive Fähigkeiten, die häufig als „typisch menschlich“ angesehen werden: Kultur, Sprache und Theory of Mind. In ihrer umfangreichen Darstellung empirischer Forschungsergebnisse über den tierlichen Geist wählt die Autorin drei unterschiedliche Wege des Erkenntnisgewinns: Zum Phänomen der Kultur bei Tieren liefert sie einen breiten Überblick mit vielen ethologischen Beispielen, etwa zum Werkzeuggebrauch. Im Hinblick auf die Sprache wird ein einzelnes Bei-

spiel – die Begriffsbildung – bei verschiedenen Tierarten im Detail betrachtet. Und bei der Theory of Mind, dem Wissen über die Überzeugungen anderer, werden die Fähigkeiten von Tieren mit denen von menschlichen Kleinkindern verglichen. Die zentrale Frage ist dabei immer die gleiche: Verfügen auch (manche) nicht-menschliche Lebewesen wenigstens in rudimentärer Form über die jeweilige Fähigkeit? Als Hauptproblem bei der Suche nach einer Antwort erweist sich das verbreitete monolithische Verständnis kognitiver Fähigkeiten als Gesamtphänomene, die ein Lebewesen entweder ganz oder gar nicht besitzt.

Wie Benz-Schwarzburg zeigt, werden komplexe sozio-kognitive Fähigkeiten zutreffender durch ein konsequent graduelles Denken erfasst: Sowohl Kultur als auch Sprache und Alltagspsychologie können im Hinblick auf ihre unterschiedlichen Funktionen und Merkmale in bedeutsame Einzelbausteine zerlegt werden, die bei Tieren ebenso wie bei Menschen erforschbar sind. „Eine angemessene Interpretation dessen, was Tiere wissen und können, scheint nur möglich, wenn man sich auf die Kernbereiche [...] komplexer Fähigkeiten zurückbesinnt. Als mögliche Kernbereiche wurden in diesem Buch [...] folgende Bereiche vorgeschlagen: im Fall von Kultur das Vorliegen von sozialem Lernen und zielgerichteter Flexibilität in der Weitergabe von Traditionen, im Fall von Sprache die Begriffsfähigkeit, ein umfassendes Sprachverständnis sowie eine basale reguläre Grammatik und im Fall von Theory of Mind das Verständnis von Wahrnehmungszuständen.“ (190) Alle genannten Kernkompetenzen können bei zahlreichen Tierarten nachgewiesen werden. Die Frage, ob man bei (manchen) Tieren sinnvoll von Kultur, Sprache und/oder einer Theory of Mind sprechen kann, muss daher bejaht werden, sofern man eine einfache und basale Definition der Konzepte zugrunde legt.

Wie im zweiten Teil gezeigt wird, ist dieses Ergebnis von großer Bedeutung für tierethische Überlegungen, da eine grundsätzliche Unterscheidung der moralischen Schutzansprüche von Tieren und Menschen (und damit die moralische Sonderstellung des Menschen) nicht länger durch den Verweis auf vermeintlich singuläre menschliche Fähigkeiten im sozio-kognitiven Bereich begründet werden kann. Wie die Autorin ausführt, hat dies gravierende Konsequenzen für unseren praktischen Umgang mit Tieren in allen Bereichen der Mensch-Tier-Beziehung. Denn bei Tieren mit hoch entwickelten kognitiven Fähigkeiten (etwa Großen Menschenaffen oder Delfinen) tritt neben die klassischen Argumente der Tierethik und des Tierschutzes – das pathozentrische Argument der Leidensfähigkeit und das häufig anthropozentrische Argument der Gefährdung – ein zusätzliches Argument mit beachtlicher Schlagkraft: Tiere, die



uns in ihren kognitiven Fähigkeiten nahe stehen, sollten, so das neue Argument der kognitiven Ähnlichkeit, basale und starke Schutzrechte wie das Recht auf Leben, Freiheit und Abwesenheit von Folter mit uns teilen. „Grundlage dieser Forderung ist, dass davon ausgegangen wird, dass wir uns selbst diese Rechte auch oder vor allem deswegen zusprechen, weil wir Lebewesen mit komplexen sozialen und kognitiven Fähigkeiten, mit Bewusstsein und Selbstbewusstsein sind. Als Personen kommen uns diese verstärkten Schutzrechte in Form bestimmter personaler Rechte oder Menschenrechte zu.“ (225) Der menschenrechtsanaloge Tierrechtsansatz greift diese Argumentation auf und weitet ihren Anwendungsbereich auf Tierarten aus, die die kognitiven Kriterien für den Status nicht-menschlicher Personen erfüllen.

Die Forderung nach einem menschenrechtsanalogen Personenstatus von Tieren ist besonders im Hinblick auf Große Menschenaffen und Delfine bereits weit fortgeschritten, wie Benz-Schwarzburg unter anderem am Fall des Schimpansen Hiasl zeigt, dessen rechtlicher Status in Österreich die Gerichte beschäftigte.

Dennoch sind wir weit davon entfernt, Tieren in ihrer realen Lebenswirklichkeit die angemahnten Persönlichkeitsrechte zu gewährleisten. In einem von der Autorin als Exkurs bezeichneten Kapitel, das eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Argumentationskraft des ganzen Buches besitzt, wird am Beispiel der Großen Menschenaffen und Delfine in aller Deutlichkeit die Diskrepanz zwischen ethischem Anspruch und Status quo vor Augen geführt. So besteht im Umgang mit Tieren in freier Wildbahn bei beiden Tiergruppen ein Geflecht von gleichzeitig wirksamen Bedrohungsfaktoren (etwa die Zerstörung der Habitate und bewaffnete Konflikte), die miteinander interagieren und sich gegenseitig verstärken. Auch der Umgang mit Großen Menschenaffen und Delfinen in Zoos und Versuchslaboren birgt eine Vielzahl von tierethischen Problemen, die durch die besonderen kognitiven Bedürfnisse der Tiere hervorgerufen oder verschärft werden.

Der dritte Teil des Buches diskutiert Vor- und Nachteile des menschenrechtsanalogen Tierrechtsansatzes und setzt das Argument der kognitiven Ähnlichkeit mit anderen Argumentationssträngen der Tierethik in Beziehung. Die weitreichende tierethische Bedeutung des Verwandtschaftsargumentes wird häufig dadurch verschleiert, dass eine Dichotomie zu vermeintlich konkurrierenden pathozentrischen Argumenten aufgebaut wird. Wie Benz-Schwarzburg zeigt, können Leidensfähigkeit und kognitive Fähigkeiten jedoch nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Dies gilt besonders für Tiere mit höheren sozio-kognitiven Fähigkeiten.

ten, da diesen zusätzlicher psychischer Schaden durch Umstände zugefügt werden kann, die bei anderen Tieren nicht oder nur in geringerem Maße zu Leid führen. Essenzielle psychische Bedürfnisse werden gegenüber den rein physischen in der tierethischen Diskussion meist vernachlässigt, obwohl sie dazu führen, dass die Haltung vieler kognitiv und sozial hoch entwickelter Tiere in Gefangenschaft nicht ohne drastische Einschränkungen ihrer Lebensqualität möglich ist. „Es ist wahrscheinlich, dass mit einem graduellen Anstieg sozialer und kognitiver Fähigkeiten auch das Bedürfnis nach mentaler Betätigung und sozialer Interaktion zunimmt. Diese sind dann möglicherweise angemessener als Kernbestandteile von Wohlbefinden zu verstehen denn als Luxusverhalten – selbst wenn es noch basalere Bedürfnisse geben mag.“ (434)

Ein weiterer Vorteil der zusätzlichen Nutzung des Argumentes der kognitiven Ähnlichkeit ist, dass es den Menschen nicht nur auf einer rationalen, sondern zugleich auf einer emotionalen Ebene anspricht – wir fühlen eine besonders starke Verbundenheit mit unseren kognitiven Verwandten, die auf diese Weise als Botschafter des Tier- und Artenschutzes wirken. Alle drei Argumente (Leidensfähigkeit, Gefährdung und kognitive Ähnlichkeit) könnten so im Verbund, als ein dreifacher Antwortkomplex auf die Frage nach der Schutzwürdigkeit von Tieren, verstärkte Schutzbemühungen bewirken – auch für solche Tiere, die die anspruchsvollen kognitiven Kriterien für menschenrechtsanaloge Tierrechte nicht in vollem Umfang erfüllen.

Die Fülle des zusammengetragenen Materials und der aktuellen Literaturangaben sind beeindruckend und machen das Buch zu einer reichen Informationsquelle für Philosophen, Biologen und alle an Tierethik und Tierschutz interessierten Leser. Durch ihre große begriffliche und inhaltliche Sorgfalt und die ausgewogene Reflexion und Einordnung der Erkenntnisse im Hinblick auf ihre moralischen Konsequenzen geht die Bedeutung der Arbeit aber weit über die eines Nachschlagewerkes hinaus: Sie kann als fundierte Argumentationsgrundlage für die konsequente Stärkung der moralischen Rechte von nicht-menschlichen Lebewesen dienen.

Den selbst gewählten Anspruch auf Interdisziplinarität löst der Text dabei in vorbildlicher Weise ein. Erkenntnisse aus so unterschiedlichen Forschungsbereichen wie Kognitionswissenschaft, Philosophie, Sprachwissenschaft, Rechtswissenschaft, Ökologie, Ethologie und Tierschutzforschung werden kenntnisreich und detailliert aufbereitet und miteinander in Beziehung gesetzt. Das Ergebnis dieser Vorgehensweise ist nicht, wie so oft in vermeintlich interdisziplinären Ansätzen, eine heterogene

Mischung von Fakten unterschiedlicher wissenschaftlicher „Färbung“, sondern ein vielstimmiges und plastisches Bild von unseren kognitiven Verwandten und ihrer Lebenssituation, das uns in eindringlicher Weise zum Handeln mahnt.

Bemerkenswert ist zudem die sehr realistische Einschätzung der Stärken und vor allem auch der Schwächen und Grenzen des menschenrechtsanalogen Tierrechtsansatzes. Immer wieder warnt die Autorin vor überzogenen Erwartungen und weist auf ungelöste Probleme, Forschungsdesiderate und mögliche Konflikte hin. Hier wird nicht (wie im Hinblick auf manch anderen Tierrechtsansatz kritisch eingewandt werden kann) ein idealisiertes Bild einer perfekten Welt geschaffen, in der Mensch und Tier friedlich zusammen leben. Angesichts des zwangsläufigen Vorliegens vielfältiger Interessenskonflikte wird die Mensch-Tier-Beziehung (ebenso wie das Zusammenleben von Menschen) auch nach der Anerkennung von menschenrechtsanalogen Tierrechten nie reibungslos sein – aber sie kann durch diese sicher in vieler Hinsicht deutlich verbessert werden. Benz-Schwarzburg zeigt mit ihrem klugen Buch einen gangbaren Weg zu einer solchen Verbesserung. auf. Für ihre Dissertation hat Judith Benz-Schwarzburg den 2. Deutschen Studienpreis der Körber-Stiftung in der Sektion Geistes- und Kulturwissenschaften erhalten.

Kirsten Schmidt



## **2.2 Melanie Joy: Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus – eine Einführung**

228 S., Münster: Compassion Media, 2013, 20,00 EUR

Wie kommt es, dass die Vorstellung, Golden Retriever-Auflauf serviert zu bekommen, bei den meisten im westlichen Kulturkreis lebenden Menschen Ekel auslöst, während kaum jemand ein Problem damit hat, Steak oder Schweineschnitzel zu essen? Der amerikanischen Sozialpsychologin Melanie Joy zufolge ist dieses Phänomen gar nicht so erstaunlich. Es sei Sache unserer Wahrnehmung und erlernter Klassifikationssysteme, die uns Tiere aufgrund gewisser Überzeugungen in die Kategorien „essbar“ oder „nicht essbar“ einteilen lassen und entsprechend mit dem Empfinden von Ekel einher-

gehen oder nicht. Das eigentlich Erstaunliche an dieser Sache sei jedoch gar nicht unser Empfinden von Ekel, sondern gerade unser *Nichtempfinden* von Ekel beim Verzehr eines dieser vermeintlich „essbaren Tiere“. Wie kommt es also, dass uns der Gedanke, ein Stück Kuh zu essen, nicht abschreckt? Wie kommt es überhaupt, dass wir es als legitim erachten, Fleisch bestimmter Tiere zu essen und anderes zu verschmähen – seinen Verzehr sogar als abstoßend empfinden? In ihrem Buch *Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen* untersucht Joy nicht nur jenes Glaubenssystem, das für dieses Phänomen verantwortlich ist und unser Essverhalten steuert. Sie untersucht auch die dahinterliegenden Mechanismen, welche dafür sorgen, dass wir den Verzehr von Fleisch nicht nur als gegeben hinnehmen, sondern ihn bei bestimmten Tieren sogar zu rechtfertigen versuchen und dabei nicht einmal bemerken, dass diese Verhaltensweise irrational ist und unseren eigenen moralischen Überzeugungen zuwiderläuft.

Die meisten von uns wurden Joy zufolge in ein sehr komplexes, aber unsichtbares Glaubenssystem hineingeboren, welches uns diktiert, *dass* und vor allem *welche* Tiere wir essen dürfen. Schweine, so lerne man, seien verschwitzt, faul und essbar; Hunde hingegen seien lustig, intelligent und zum Liebhaben. Die Vorstellung, einen Hund zu verspeisen, löse also Ekel aus, weil wir gelernt haben, ihnen gegenüber Empathie und Mitleid zu empfinden. Bei Schweinen hingegen würden diese Gefühle unterdrückt, sodass der Verzehr ihres Fleisches nicht mit psychischem Unbehagen einhergehe. Das System bringe uns hier dazu, *nichts* zu fühlen, so die Autorin. Unterstützt werde es durch den im Grunde nützlichen Mechanismus der psychischen Betäubung, welcher dem Individuum eigentlich dazu diene, erlebte Gewalt ertragbar zu machen. In diesem Fall unterstütze er jedoch gerade ein System der Ausbeutung und Quälerei, dem allein in den USA jährlich mehrere Milliarden empfindungsfähige Lebewesen zum Opfer fallen. Er lasse es, Joy zufolge, nicht nur normal und legitim erscheinen, dass wir bestimmte Tiere verzehren und andere lieben. Er verhindere auch, dass der Einzelne diese Widersprüchlichkeit zu hinterfragen beginnt. Dieses Glaubenssystem – diese Ideologie – nennt Joy *Karnismus*.

Gewöhnlich hassen wir es, empfindungsfähige Lebewesen, ganz gleich, ob Mensch oder Tier, leiden zu sehen, weil wir mit ihnen fühlen, so die Autorin. Daher seien gewalttätige Ideologien auf bestimmte Abwehrmechanismen angewiesen, die es selbst human denkenden Menschen ermöglichen, inhumane Praktiken zu unterstützen, ohne es zu bemerken. Einer dieser Abwehrmechanismen sei die *gesellschaftliche* und

*psychische* Unsichtbarkeit: Jeder weiß, was ein „Vegetarier“ ist – jemand der kein Fleisch isst, jemand, der sich (möglicherweise) aus moralischen Gründen gegen das Fleischessen entschieden hat und der damit eine gewisse Überzeugung zum Ausdruck bringt. Was aber ist mit dem „Fleischesser“? Das Fleisch bestimmter Tiere zu verzehren sei in vielen Gesellschaften der Normalfall, und es scheint, als handele es sich dabei um eine Verhaltensweise, die ganz unabhängig von einem bestimmten Glaubenssystem existiert. Dies sei jedoch nicht der Fall. Die meisten in der westlichen Welt lebenden Menschen essen Fleisch nicht, weil sie es *müssen*, sondern weil sie sich dafür *entschieden* haben, so Joy. Die Unsichtbarkeit des Karnismus verhindere jedoch, dass ihnen diese Entscheidung auch als solche vorkommt.

Neben der gesellschaftlichen und psychischen sei der moderne Karnismus jedoch auch auf *physische* Unsichtbarkeit angewiesen. Sehr anschaulich erläutert die Autorin nicht nur, wie wir selbst den Blick auf die grausame Wahrheit hinter fröhlichen Ferkeln auf Schinkenverpackungen *vermeiden*, sondern auch, wie sie von der Fleischindustrie *verleugnet* und „unsichtbar“ gemacht wird. Nicht nur die Missstände in der Haltung und Schlachtung von Milliarden Schweinen, Kühen und Vögeln bleiben dem Konsumenten weitgehend verborgen. Man verzichte auch auf bestimmtes Vokabular, um bei dem Verbraucher kein Unbehagen auszulösen: Schnabelkürzen werde zur „Schnabelpflege“, die Schlachtung zur „Verarbeitung“ – alles, damit der Kunde von diesem Irrsinn nichts mitbekomme. „Wenn Schlachthöfe Wände aus Glas hätten“, wäre jeder Vegetarier, zitiert die Autorin Paul McCartney. Doch auf einer gewissen Ebene kennen wir die Wahrheit schon jetzt, so Joy. Es bestehe jedoch so etwas wie eine stillschweigende Vereinbarung zwischen Produzenten und Konsumenten, nichts zu sehen, nichts zu hören und nichts zu sagen.

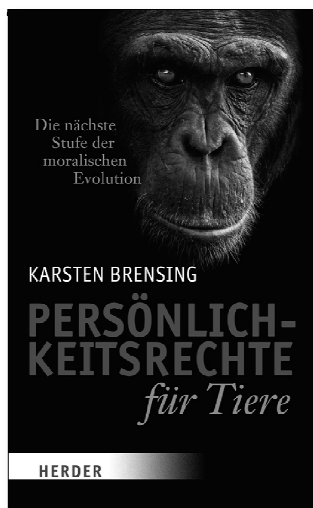
Um aber als selbstständige und mündige Verbraucher Konsumententscheidungen treffen zu können, müssten wir uns dieses Systems – dessen Opfer auch wir sind – endlich bewusst werden. In der Tat, auch wir Menschen bezahlen Joy zufolge für dieses System, ob als Konsument, als Arbeiter in einer Tier- und Fleischfabrik oder als Anwohner eines Massentierhaltungsbetriebes. Infektionen aufgrund mangelhafter Hygienezustände oder von verunreinigtem Fleisch, schlampige Kontrollen und zermürbende, nahezu menschenrechtsverletzende Arbeitsbedingungen seien an der Tagesordnung. Offenbar sind wir Täter und Opfer in einem, so Joy. Wir haben den Karnismus bereits so weit verinnerlicht, dass seine Mechanismen in unser Bewusstsein übergegangen sind und unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit verzerren. Nachdem wir bestimmte Tiere

in die Kategorie „essbar“ eingestuft haben, distanzieren wir uns psychisch und emotional von ihnen, indem wir sie *verdinglichen*, *entindividualisieren* und *dichotomisieren*. Das heißt, wir nehmen sie nur noch als abstrakte Gruppe von Objekten wahr, denen bestimmte Eigenschaften zugesprochen werden, welche es rechtfertigen, sie zu verzehren. Nach Joy ist es dabei nicht einmal entscheidend, ob diese Kategorien tatsächlich zutreffen oder nicht.

Entscheidend sei, ob wir *glauben*, dass sie zutreffen. Insgesamt sei es schon erstaunlich, „dass eine ganze Gesellschaft voller vernünftiger Menschen an solch irrationalen Denkmustern festhalten kann, ohne über die klaffenden Löcher in der Logik zu stolpern“, so Joy. Doch es bestehe Hoffnung. Gerade weil das karnistische System gespickt sei von Absurditäten und Widersprüchen, sei es auf unsere Gleichgültigkeit angewiesen. Doch in Wahrheit seien uns Tiere nicht egal. Immer mehr Menschen sehen der Autorin zufolge, dass hier etwas nicht stimmt, und beginnen, sich aus diesem „Zwangssystem“ zu befreien. Sie seien bereit, aus der „karnistischen Matrix“ auszubrechen, wieder Empathie zu empfinden und eine menschlichere Gesellschaft zu schaffen – eine Gesellschaft, die anfängt, nach ihren moralischen Überzeugungen zu leben. Den Karnismus zu erkennen und ihm einen Namen zu geben, sei ein erster Schritt, um seine Fassaden zu durchbrechen.

Aufreibend, aber ohne erhobenen Zeigefinger, gibt Melanie Joy mit diesem ambitionierten und ausgesprochen lesenswerten Buch einen Einblick sowohl in die psychologischen Mechanismen als auch in die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Faktoren, die sich hinter den „Irrationalitäten“ unseres Essverhaltens verbergen und das karnistische System aufrecht erhalten. Es ist nicht der Vegetarier allein, der eine Ideologie mit an den Mittagstisch bringt, sondern auch der Fleischesser; nur ist sich letzterer des seiner Entscheidung zugrunde liegenden Glaubenssystems bisher nicht bewusst gewesen. Joy bringt insbesondere den fleisshessenden Leser dazu, sich selbst aus einer neuen Perspektive zu hinterfragen, und macht deutlich, wie widersprüchlich es ist, einerseits empfindungsfähige Lebewesen nicht leiden sehen zu wollen und andererseits ein System zu unterstützen, das ohne dieses Leid nicht funktioniert. Sich diesen Widerspruch vor Augen zu führen, könnte helfen, ihn zu überwinden. Wer will schon seinen eigenen moralischen Überzeugungen zuwiderhandeln?

Alina Omerbasic



### **2.3 Karsten Brensing: Persönlichkeitsrechte für Tiere. Die nächste Stufe der moralischen Evolution**

240 S., Freiburg im Breisgau: Herder, 2013, 17,99 EUR

Der Autor behandelt ein Thema, das man als selbstverständlich gegeben annehmen sollte: die Anerkennung von Tieren als Persönlichkeiten, was das Recht auf Selbstbestimmung, Leben und Unversehrtheit einschließt. Das heißt, Tiere würden nicht, wie es aktuell der Fall ist, im Zirkus als Schauobjekt, in Tierversuchslaboren als Messinstrument oder in der Landwirtschaft als Produktionsmaschine und Nahrungsmittel benutzt werden.

Ein Sprung in die Zukunft durch ein virtuelles Interview im Jahr 2073 mit einem Delfin erleichtert dem Leser das Eintauchen in die Gedankenwelt der Tiere: Ein Professor hatte eine Technik entwickelt, mittels derer es möglich wurde, Gedanken, Gefühle und Sinneswahrnehmungen eines anderen Lebewesens, hier eines Delfins, wahrzunehmen. Der Sohn des Professors erbrachte damit unter Opferung seines eigenen Lebens den Beweis, dass der Mensch nicht die einzige sich selbst bewusste Art ist, die denken und Gefühle empfinden kann.

In der realen Wissenschaft haben Forscher herausgefunden, dass Delfine in der Lage sind, planvoll und strategisch zu handeln. Delfine wurden vor die Aufgabe gestellt, an einen toten Fisch in einem durchsichtigen Kasten heranzukommen. Der Fisch fiel nach außen, wenn in den Kasten Gewichte gelegt wurden. Vier Gewichte wurden im Becken verteilt und ein Taucher führte vor, dass man diese in den Kasten legen muss, um an den Fisch zu gelangen. Die Tiere begriffen dies bald und ahmten die Handlung nach, was an sich schon bemerkenswert ist. Dass Delfine darüber hinaus ihre Handlung strategisch planen können, zeigte sich darin, dass sie, ohne es zuvor gezeigt bekommen zu haben, die vier Gewichte auf einmal aufnahmen, anstatt die ineffektivere Variante, diese einzeln in den Kasten zu legen, zu wählen. Erkenntnisse wie diese sind durchaus interessant; allerdings ist es fraglich, ob der Wunsch nach Erkenntnisgewinn es rechtfertigt, Tiere Versuchen auszusetzen und sie dafür in manchen Fällen in Gefangenschaft zu halten. Gerade solche verhaltensbiologischen Experimente sind es, bei denen sich das Bild vom Tier, seinen Fähigkeiten und seinen Bedürfnissen verändern sollte und der

Forscher rückblickend den Zustand des Gefangenseins der Tiere neu bewerten müsste. Die Frage ist hier nicht nur, zu welchen kognitiven Leistungen der Delfin fähig ist, sondern vor allem, wie sich diese Fähigkeiten auf unsere eigene innere Haltung zu Tieren auswirken. So bleibt etwa in diesem Beispiel auch unerwähnt, ob der Fisch, der nur Mittel zum Zweck war, eigens für dieses Experiment getötet wurde, wovon jedoch auszugehen ist.

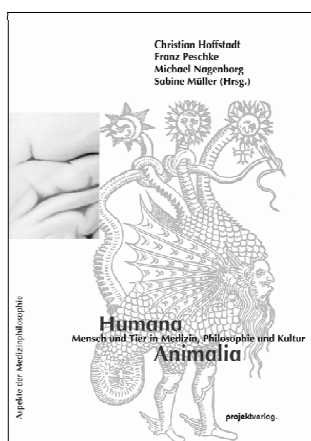
Wenn es um Persönlichkeiten und Intelligenz geht, so stellen Delfine keinen Einzelfall dar, wie der Leser lernt. Der Autor stellt klar, dass keinesfalls nur Delfine und Wale mit uns Menschen die höchstentwickelten Tierarten sind, sondern dass viele andere Tierarten hervorragende kognitive Leistungen erbringen. Dass die Sonderstellung, die sich der Mensch selbst zuschreibt, nicht begründbar ist, untermauert der Autor mit der Feststellung: „Es gibt weit mehr Eigenschaften und Verhaltensweisen, die uns mit Tieren verbinden, als solche, die uns von ihnen trennen“ (125). So haben Elefanten ein „bewusstes Selbst“ (147) und leben in engen Familienverbänden, in denen jüngere Tiere von der Erfahrung des alten Muttertiers lernen. Um dies experimentell zu bestätigen, wurden die Tiere allerdings einem Versuch ausgesetzt. Hierbei wurden Elefantenherden mit unterschiedlich alten Leittieren mit Löwengebrüll beschallt. Die älteren und erfahreneren Leittiere konnten gut zwischen dem gefährlicheren männlichen und dem weniger gefährlichen weiblichen Gebrüll unterscheiden und dies ihrer Gruppe entsprechend vermitteln. Immerhin räumt der Autor ein, dass solche Versuche umstritten sind, stellen sie doch extremen Stress für die Tiere dar. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Frage, die in dem Buch gestellt wird: „Können wir beweisen, dass Menschen ein Selbstbewusstsein haben?“ (60) Zwar gehen wir davon aus, ein Selbstbewusstsein zu haben; einen strengen biologischen Beweis dafür gibt es dem Autor zufolge aber nicht. Während wir uns mit anderen Menschen über unsere Gefühle austauschen können und wir daher glauben, dass auch diese ein Selbstbewusstsein haben, ist es letztlich in vielen Fällen unsere Unfähigkeit, uns mit Tieren auszutauschen, die uns daran hindert, anderen Tierarten auch ein Selbstbewusstsein zuzuschreiben. In dieser Hinsicht zeigen sich gerade in verhaltensbiologischen Experimenten eher unsere eigenen Defizite als die unserer Tier-Verwandten.

Die Ausführungen des Autors sind stets schlüssig und mit Quellen belegt, was die Fundiertheit einmal mehr unterstreicht und dem Leser bei Bedarf das vertiefende Studium von Delfinen und deren enormen Fähigkeiten ermöglicht. Hilfreich sind die in einem Kasten am Ende jeden



Kapitels angefügten kurzen Zusammenfassungen, die es erlauben, sich das eben Gelesene noch einmal kompakt zu vergegenwärtigen oder aber auch später nachzuschlagen. Es handelt sich um ein insgesamt gelungenes Werk, das eine ernste Materie spannend, für Laien verständlich und zugleich wissenschaftlich untermauert näher bringt und die Augen öffnet für die Leidensfähigkeit und Schützenswertheit nicht-menschlicher Lebewesen. Mit seinem Buch macht der Meeresbiologe und Verhaltensforscher Karsten Brensing deutlich, dass es an der Zeit ist, auch Tieren, hier am Beispiel der Delfine aufgezeigt, vergleichbare Rechte wie wir Menschen sie haben, einzuräumen. In seinem Schlusswort resümiert er, dass es letztlich eine politische und ethische Entscheidung bleibt, ob wir uns aus unserer Machtposition heraus dafür oder dagegen entscheiden, tierischen Persönlichkeiten Rechte einer Person zuzusprechen.

Silke Bitz



## 2.4 Christian Hoffstadt et al. (Hrsg.): *Humana – Animalia: Mensch und Tier in Medizin, Philosophie und Kultur*

187 S., Bochum, Freiburg: Projekt-Verlag, 2012, 12,80 EUR

Die Beziehung zwischen Menschen und anderen Tieren ist bekanntlich ziemlich komplex – und dementsprechend vielfältig. Der Sammelband *Humana – Animalia* setzt sich zum Ziel, dieser Heterogenität Rechnung zu tragen und, wie es in der Einleitung heißt, einige „Schlaglichter“ auf die zentralen Themen der Mensch-Tier-Beziehung zu werfen.

In der Tat ist das Spektrum der Beiträge in dieser Anthologie ausgesprochen breit. So unterwerfen *Christian Voller* und *Kerstin Welch* die für die Tiermedizin zentralen Begriffe der Krankheit und Gesundheit einer kritischen Analyse und kommen zu dem Schluss, dass diese Konzepte bereits früh so ausgestaltet wurden, dass sie mit der prinzipiellen Nutz- und Verfügbarkeit von Tieren für den Menschen vereinbar sind. *Uta Müller* widmet sich in ihrem Beitrag ausführlich der Frage, inwieweit sich Menschen in ihren Wahrnehmungen von den übrigen Tieren unterscheiden und welche moralischen Konsequenzen dies für unseren Umgang mit ihnen hat. *Klaus Wiegerling* nimmt die klassische Anthropolo-

gie etwa eines Helmuth Plessner unter die Lupe und zeichnet ein (nachgerade transhumanistisches) Bild einer künftigen Wissenschaft des Menschen, in der unser biologisches Selbstverständnis zugunsten der „technischen Gestaltbarkeit“ des Menschen weitgehend aufgegeben wird. *Martina Roesner* geht in der Geschichte noch weiter zurück und setzt sich mit dem Menschenbild von Albert dem Großen auseinander. *Diana Aurenque* wiederum nimmt sich Friedrich Nietzsches Kritik an der rigiden Dichotomie zwischen Mensch und Tier vor und diskutiert dessen Moralvorstellungen im Kontext einer naturalistisch geprägten Anthropologie. Einem ganz anderen Thema widmet sich *Franz Peschke*, nämlich einer als „Animal Hoarding“ bezeichneten krankhaften Form der Tierliebe, die darin besteht, dass Menschen eine große Anzahl von – aus ihrer Sicht bedürftigen – Tieren halten bzw. „sammeln“, sie aber nicht mehr angemessen versorgen können. Daran anschließend berichtet der Tierarzt *Remo Bernasconi* von seiner Villa mit Garten in der französischen Schweiz und der Katze *Dulci*, die ihn des Abends stets vor seiner Haustüre erwartete. Abermals einen Themenwechsel vollzieht *Christian Hoffstadt* mit einer Rekonstruktion der berühmten Fallgeschichte des „Wolfsmannes“ von Sigmund Freud, in der es um einen Patienten geht, der in seinem Verhältnis zu den Tieren zwischen Angst, Mitleid und Sadismus hin und her gerissen ist. Ebenfalls um Wölfe (und Esel) geht es im Beitrag von *Sabine Müller*; allerdings stehen hier literarische Metamorphosen im Schaffen von Petronius und Apuleius im Zentrum. *Anton Weise* untersucht das Verhältnis der Heiligen zum „Vieh“ im Frühmittelalter, und *Arne Borstelmann* schließlich analysiert die Beweggründe von Herzog Heinrich I. von Sachsen und Bayern, den Löwen als das für ihn geeignete Herrschaftstier zu wählen und sich fortan als „Heinrich der Löwe“ zu bezeichnen.

Diese chronologische Auflistung der Beiträge dokumentiert unbestritten die Vielschichtigkeit des Themas, dessen sich der Sammelband angenommen hat – und das ist durchaus zu begrüßen. Allerdings mag es LeserInnen geben, die sich womöglich mehr Einheit in dieser Vielfalt wünschen. So bleibt z.B. offen, wieso in diesem Sammelband ausgesprochen akademische und teils ziemlich voraussetzungsreiche Aufsätze neben narrativen oder gar biographischen Beiträgen stehen. Als heterogen erweist sich das Projekt auch hinsichtlich der Originalität der Texte; so gibt es Aufsätze, die sich mit Themen befassen, die bisher (jedenfalls auf diese Weise) kaum behandelt wurden (wie die Tiermedizin aus Sicht der Kritischen Theorie oder „Animal Hoarding“); andere dagegen beschäftigen sich mit Aspekten der Mensch-Tier-Beziehung, zu denen es bereits

ausgiebig wissenschaftliche Literatur gibt (wie die Frage der moralphilosophischen Implikationen der Erforschung des tierlichen Geistes). Schließlich ist nicht ohne Weiteres einsichtig, wie sich die Aufsätze inhaltlich zueinander verhalten. Zwar lassen sich Stichworte wie „Dualismus“, „Tierliebe“ oder „Krankheit“ ausfindig machen, die als verbindende Elemente dienen könnten, doch sind solche Konzepte abermals sehr vielschichtig und ihrerseits interpretationsbedürftig. Gewiss, alle in der Anthologie behandelten Themen tangieren in der einen oder anderen Weise das Forschungsfeld der Mensch-Tier-Beziehungen. Doch sind die Human-Animal-Studies (HAS) ja mehr als nur ein Sammelbecken für allerlei – und seien es noch so spannende – Fragen rund um Mensch und Tier. Obschon ein noch junges Unterfangen, gibt es bereits jetzt eine intensive Diskussion darüber, wie sich dieses multidisziplinäre Projekt methodisch, inhaltlich und auch ideologisch positionieren soll. Der Hauch von Beliebigkeit, der dem Sammelband *Humana – Animalia* sowohl strukturell als auch inhaltlich anhaften mag, hätte sich womöglich vermeiden lassen, wenn die HerausgeberInnen in der Einleitung ihr Verständnis von HAS dargelegt und die einzelnen Beiträge ein wenig expliziter auf derzeitige Forschungsprojekte in diesem Bereich bezogen hätten.

Klaus Petrus

### 3. Tiere und Gesellschaft



#### 3.1 Birgit Pfau-Effinger und Sonja Buschka (Hrsg.): Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis

278 S., Wiesbaden: Springer VS, 2013, 39,99 EUR

Die deutschsprachige Soziologie hat sich bei der Untersuchung von sozialen Akteuren zu lange nur auf Menschen beschränkt. Noch immer wird der Blick der Disziplin nur vereinzelt auf ‚Lebewesen‘ ausgeweitet, auf Human und Non-Human Animals, wie der mittlerweile weitverbreitete Sprachgebrauch in den Human-Animals-Studies lautet. Zu den ganz wenigen soziologischen Ansätzen, in die Analyse der Mensch-Tier-Beziehungen vorzudringen, gehören die Ergebnisse einer Arbeitsgruppe um die Hamburger Soziologin Birgit Pfau-Effinger. Sie arbeitet zwar selbst nicht im engeren Sinne

auf diesem Gebiet, hat aber mehrere Jahre eine Gruppe von mittlerweile mit akademischen Graden versehenen Studierenden gefördert, die in diesem Band ihre Forschungsergebnisse vorstellen. Sie fragen danach, „in welcher Weise die Gegenwartsgesellschaften ihr Verhältnis zu den Tieren definieren und ausgestalten“ (10), und nehmen zum immer wieder berechtigterweise umkreisten Zentralpunkt die offensichtliche ökonomische wie emotionale Ambivalenz gesellschaftlicher Praxis.

Inhaltlich spricht der Band eine Vielzahl von zentralen Elementen einer Gesellschaftskonzeption unter Einschluss von Tieren an: so unter dem Gesichtspunkt sozial konstruierter Machtverhältnisse z.B. die Frage der Zuschreibung einer Theory of Mind an (manche?) Tiere oder etwa der Aufrechterhaltung eines objektverhafteten Tierverständnisses in aktuellen Lehrbüchern der Agrarwissenschaften. Zu vielen Aspekten der Beziehung zwischen Tieren und Menschen haben die AutorInnen eine Fülle an Literatur verarbeitet. Allerdings wird in den entsprechenden Artikeln die Literatur eben verarbeitet, d.h. sie wird geordnet und in einer neuen Strukturierung wiedergegeben; nur führt dies nicht immer zu eigenen Positionen oder Weiterentwicklungen.

Ein mehrfach behandeltes Beispiel hierfür ist das ausgeprägte Interesse an den kaum einmal so systematisch zusammengetragenen Artikulationen der Frankfurter Schule, insbesondere Horkheimers und Adornos selten im Mittelpunkt stehende Betrachtungen zu Menschen und Tieren. Die Funde werden sortiert und ausgebreitet, aber wie soll es mit ihnen in der Soziologie der Gegenwart weitergehen?

Ein zweiter großer Schwerpunkt sind die Beziehungen zwischen Menschen und „Haustieren“; gemeint sind mit diesem im Deutschen leicht missverständlichen Begriff *companion animals* oder tierische Familienmitglieder. In diesem Feld liegen auch die methodisch und empirisch fundierten Beiträge, die nicht nur Debatten präsentieren, sondern eigene neue Forschungsergebnisse vorstellen. Hunde sind hier wie so oft aus verständlichen Gründen das beliebteste Studienobjekt, ob als quasi erwerbstätiges Tier in unterschiedlichen Funktionen, ob als Mitspieler in kindlichen Erziehungssituationen, ob als Teil kommunikativer Prozesse zwischen Lebewesen. Im Fall der Arbeitshunde haben die Autoren qualitative Experteninterviews mit Leuten geführt, die mit den Hunden arbeiten; es geht um deren Blick auf den Hund, um die Beziehung aus Sicht der menschlichen Akteure. Ein weiterer Beitrag gilt der Frage nach interspezifischer Kommunikation: Ich würde eher von interspeziesistischer Kommunikation sprechen. Dieser Beitrag wird vor allem im Anschluss an systemtheoretische Überlegungen entwickelt und ist ausgesprochen

theorielastig. Aber er entwickelt Erweiterungen des älteren Ansatzes von Bergmann zu „Haustieren als kommunikative Ressource“. Bergmann interessiert sich dafür, wie und was Menschen über Haustiere sprechen. In der Weiterentwicklung sollen Haustiere auch Teilnehmer von Kommunikation sein. Das Ziel scheint klar, wird allerdings methodisch nur in Umrissen entwickelt, wozu Zwänge der benutzten Haupttheorie nicht unwesentlich beitragen.

Ein weiterer wichtiger Artikel gilt der Kategorie Geschlecht, die bislang in Analysen der Mensch-Tier-Beziehungen selten explizit wie hier thematisiert wird. Gemeint ist das Geschlecht der Menschen als „Prädiktor für Einstellungsunterschiede gegenüber eigenen Haustieren“. Methodisch liegt dem eine Online-Befragung unter Studierenden zugrunde, die wenig überraschend in der Beziehung Männern eher ein Faible für Kraft und Macht, Frauen eher für Expressivität und Emotionalität zuschreibt. Aber viel wichtiger ist, dass die geschlechtsspezifischen Unterschiede letztlich erstaunlich schwach ausgeprägt sind. Das zeigt, dass manche Thesen aus der Geschichte der feministischen Diskussion nicht unbeschadet in die Gegenwart übernommen werden können. Die Erziehung ist ein weiterer ebenso relevanter wie unbeachteter Bereich soziologischer Sicht auf Mensch-Tier-Beziehungen. In einem Vergleich von je 30 Ratgebern zur Erziehung von Kindern und von Hunden kommt es zu verblüffenden, aber gut belegten Parallelisierungen der Ergebnisse. Natürlich gibt es erwartungsgemäß bei beiden zwei Haupttendenzen, nämlich Erziehung zu Gehorsam und Unterordnung versus Erziehung zu Selbständigkeit und freiem Willen, allerdings bei Hunden mit klarem Gewicht auf dem Gehorsam. Das wichtigste Ergebnis der Studie ist aber der hohe Anteil an ambivalenten Erziehungsprinzipien, an Uneinigkeit und Uneindeutigkeit in den Ratgebern, den die Autoren als laufenden Vorstellungswandel in der Erziehung von Menschen wie Tieren interpretieren. In diesen Artikeln kommen die Stärken des Bandes zur Geltung: Sie liegen weniger in innovativen theoretischen Neukonzepten, sondern in dringend benötigten Versuchen der empirischen Umsetzung mit soziologischen Mitteln.

Insgesamt hätte ich mir allerdings doch etwas mehr wissenschaftliche Selbstverortung gewünscht. Die Autoren sehen ihre eigene Position wohl weniger bei den eher aktivistischen Critical Animal-Studies, aber durchaus politisch, zum Teil in der Nachfolge Horkheimers und Adornos. Bei ihnen hat das Mensch-Tier-Thema aber dennoch nur einen Randaspekt ausgemacht, und deshalb hätte ich mir nun ein Weiterdenken gewünscht, das nicht nur darauf verweist, dass zu Horkheimers und Adornos Zeiten

doch ganz andere gesellschaftliche und umweltliche Verhältnisse geherrscht hätten, und ein Weiterdenken, das sich nicht in der Weite des Hungers und des Klimawandels verliert. Viel naheliegender aus Sicht der Soziologie wäre die Anbindung an die großen Theoriedebatten insbesondere der angelsächsischen, aber auch der französischen Forschung gewesen, in der es um die Bestimmung eines neuen Akteursbegriffs für Human and Non-Human Animals geht, um die breite Debatte um das Ausmaß an Tieren einzuräumender Agency. Letztlich geht es der internationalen Diskussion längst nicht mehr ausschließlich um menschliches Verhalten gegenüber Tieren, sondern um soziale Beziehungen mit „realen“ Tieren. Diese Perspektive bleibt dem Band fremd, weshalb sie auch den aktuellen Stand der angelsächsischen Soziologie (zusammenfassend jetzt Kay Peggs, daneben zu erwähnen die Arbeiten einer Gruppe von amerikanischen Soziologen im Konzept des Symbolischen Interaktionismus) weitgehend ausblendet.

In „Gesellschaft und Tiere“ bereiten vor allem jüngere SoziologInnen ihre Disziplin auf die Einbeziehung von Tieren in die soziale Welt vor. Auf diesem Weg ist der vorliegende Band ein richtiger und wichtiger Schritt.

Clemens Wischermann



### 3.2 Klaus Petrus: Tierrechtsbewegung – Geschichte, Theorie, Aktivismus

85 S., Münster: Unrast Verlag, 2013, 7,80 EUR

Was ist das eigentlich, die „Tierrechtsbewegung“? Klaus Petrus hat dieser Frage ein kurzes und übersichtliches Buch gewidmet, welches vor allem an Leserinnen und Leser gerichtet ist, die mit dieser Sozialbewegung noch unvertraut sind. Aber auch für alle, die sich in der Tierrechtsszene gut auskennen, lohnt es sich, einen Blick in diese im deutschsprachigen Raum einmalige Einführung zu werfen.

Gemäß dem Untertitel ist das Buch in drei Teile gegliedert. Es beginnt mit einer Rekonstruktion der Geschichte der Bewegung, um sich dann dem theoretischen Unterbau zu widmen. Im letzten Teil geht es dann um Aktionsformen der Tierrechtsbewegung, welche „für alle Tiere Grund-

rechte“ fordert und „für eine schrittweise Überwindung von systematischer Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt“ kämpft (10).

Petrus sieht die Anfänge der Tierrechtsbewegung im Pathozentrismus des 18. Jahrhunderts: Leidensfähigkeit steht im Zentrum. Aber erst mit den Protestbewegungen der 1960er-Jahre erhält die Bewegung deutlichen Aufwind. Durch direkte Sabotageakte, wie Brandanschläge, Tierbefreiungen und generelle Sachbeschädigung, auf der einen Seite und philosophische Theoriearbeit, insbesondere Singers *Animal Liberation* und die darin beschriebene „Ethik ohne Speziesismus“, auf der anderen Seite. Infolge dessen gerät die Tierrechtsbewegung dann zunehmend in den Fokus der Öffentlichkeit.

Eine Wende beschreibt Petrus um 1995, wo vermehrt die politische Umsetzung der geforderten tierethischen Normen in den Mittelpunkt rückt. Hierbei zeichnen sich auch die ersten schwerwiegenden Differenzen innerhalb der Bewegung ab. Einerseits fordern *Abolitionistinnen und Abolitionisten* die komplette und kompromisslose Abschaffung der Tierausbeutung zu menschlichen Zwecken. Andererseits entwickelt sich gleichzeitig ein pragmatischer *Neuer Tierschutz*, welcher die gleichen Ziele verfolgt, aber als einziges Mittel eine „Politik der kleinen Schritte“ sieht (24). Praktisch gesehen treten nun *Kampagnen* in den Vordergrund: legale und illegale Mittel, wie Demonstrationen, Infostände, Boykotte, Mahnwachen, Blockaden, Run-Ins, Sit-Ins, *home demos*, Tierbefreiungen und Sabotageakte. Damit einher geht auch eine unschöne staatliche Repression von Aktivistinnen und Aktivisten. Diese drückt sich insbesondere seit 2001 in verschiedenen stark ausgeweiteten nationalen Anti-Terror-Gesetzen aus, welche auch weite Teile der Tierrechtsbewegung erfassen und beinahe jegliche Aktionsformen als potentiell kriminell auffassen.

Im Theorieteil grenzt Petrus die verschiedenen Konzepte von *Tierschutz*, *Tierrechten* und *Tierbefreiung* voneinander ab. Der „traditionelle Tierschutz“ fragt bloß, *wie* wir nichtmenschliche Tiere behandeln sollen, wohingegen Tierrechte-Positionen hinterfragen, *ob* wir Tiere für menschliche Zwecke gebrauchen dürfen; dies hat die theoretische und praktische Konsequenz, dass Tiere „*de facto*“ (31) nicht weiter für unsere Zwecke gebraucht werden dürfen. Darüber hinaus geht die Tierbefreiungsbewegung. Sie sieht im hierarchischen Gesellschaftssystem mitsamt der „Rechtsidee“ die Grundlage der Ausbeutung von Tieren und erachtet deshalb eine Überwindung des gegenwärtigen Systems als notwendige Bedingung der Befreiung aller Tiere.

Danach diskutiert Petrus die Frage, ob wir nebst *Unterlassungspflichten* auch *Hilfspflichten* gegenüber anderen Tieren haben und was für praktische Konsequenzen dies mit sich bringt. Dies dient dann auch als Überleitung zur Frage des letzten Teils, ob sich die Tierrechtsbewegung auf eine Veränderung des *Individuums* oder einen Wandel des *Systems* konzentrieren soll. Auch hier zeichnet Petrus das Bild einer internen Zweiteilung. Einige glauben, dass die Ziele der Bewegung nur durch individuelle Verhaltensänderung erreicht werden können. Andere argumentieren, dass es nötig ist, das *Gesellschaftssystem* grundlegend zu verändern. Petrus widmet sich dabei hauptsächlich den Argumenten, welche zwischen Tierausbeutung, respektive Speziesismus, und Kapitalismus einen Zusammenhang sehen.

Schlussendlich kommt Petrus zur Diskussion verschiedener Aktionsformen. Er unterscheidet drei: erstens *Gesetzesreformen*, welche Grundrechte für Tiere juristisch einfordern; zweitens direkte *Einflussnahme* auf Produzentinnen und Produzenten in der Tierindustrie mit dem Ziel, diese ökonomisch zu schwächen; und schließlich drittens *Aufklärungsarbeit*, anhand derer Einfluss auf die Konsumentinnen und Konsumenten genommen werden soll. In Hinblick auf illegale Methoden in der Bewegung diskutiert Petrus, ob „Gewalt im Namen der Tiere gerechtfertigt“ sei (55). Er unterscheidet dabei zwei Aspekte: einerseits *moralische*, andererseits *strategische* Legitimation von Gewalt. Zentral für ersteres ist dabei, ob Sachbeschädigung als Gewaltakt bezeichnet werden kann. Taktisch diskutiert er, ob Gewalt ein *effektives* Mittel ist, um die Ziele der Tierrechtsbewegung zu erreichen. Dabei stellt er die Position der Animal Liberation Front (ALF) derjenigen von Tom Regan gegenüber, welcher Gewalt im Namen der Tiere, wie etwa Tierbefreiungen, als „taktisches Debakel“ sieht, weil ihm zufolge zuerst die gewaltfreien Möglichkeiten ausgeschöpft werden sollen.

Der taktischen Frage wird dann noch ein ganzes Kapitel gewidmet. *Abolitionistinnen* argumentieren dafür, dass zum Beispiel Gesetzesverschärfungen kaum der Tierindustrie schaden. Auch sende der Reformismus „widersprüchliche Signale“ (62) aus: Einerseits wird die Abschaffung der Tierausbeutung angestrebt, andererseits aber suggeriert, dass es unter gewissen Umständen legitim sei, Tiere für unsere Zwecke zu nutzen. Erstere stellen den ethisch motivierten *Veganismus* dabei als einzig moralisch legitime Lebensweise dar. Dieser Sichtweise widersprechen reformistische Positionen: Eine schrittweise Veränderung sei die einzige pragmatische Form der Verbesserung. Zum Schluss diskutiert Petrus, ob in der Tierrechtsbewegung mit allen kooperiert werden dürfe, die sich



zumindest teilweise den Zielen der Bewegung verschreiben. Petrus erachtet es als notwendig, sich von rassistischen und sexistischen Organisationen zu distanzieren.

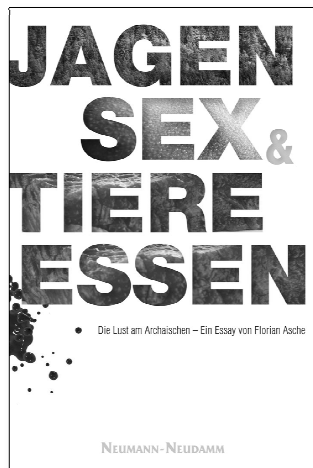
Drei Problempunkte sollen hier diskutiert werden: Erstens nimmt Petrus fast ausschließlich die konfrontativen Aspekte der Tierrechtsbewegung in den Fokus. So vermittelt er den Eindruck, Produzentinnen und Produzenten könnten nur negativ, z.B. durch Sabotage und verdeckte Ermittlungen, beeinflusst werden. Er unterschlägt dabei kooperative Aktionsformen, welche einen Dialog mit diesen Parteien suchen und dabei konkrete Problemlösungen ausarbeiten. Es besteht zum Beispiel die Möglichkeit, aktiv mit Akteurinnen und Akteuren in der Landwirtschaft, in der verarbeitenden Industrie und im Groß- oder Detailhandel zu kooperieren und diese dazu zu bewegen, Alternativen ohne Tierausbeutung zu schaffen und zu fördern.

Zweitens hebt Petrus immer wieder die Wichtigkeit der bewegungsinternen (moralphilosophischen und soziologischen) Theoriearbeit hervor. Dabei wird jedoch nicht klar, inwiefern *diese* Arbeit die Ziele der Tierrechtsbewegung befördert. Andere Formen der „Theoriearbeit“, zum Beispiel in Fragen der *Effizienz* verschiedener Aktionsformen, bleiben unerwähnt. Auch dass Kapitalismuskritik nötig ist, um zum Beispiel den Speziesismus zu überwinden, wird fast unhinterfragt übernommen.

Drittens nimmt die mediale Rolle der Tierrechtsbewegung für Petrus eine zentrale Rolle ein. So gibt Petrus zum Beispiel zu bedenken, „dass die Bewegung nicht nur auf den ‚Feind‘ zu achten hat, sondern auch auf die öffentliche Wahrnehmung.“ (70) Es bleibt jedoch völlig unklar, warum *dies* ein notwendiges oder besonders effektives Mittel ist, um die Überwindung von Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung von Tieren zu erreichen.

Nichtsdestotrotz zeichnet dieses Buch ein umfassendes und übersichtliches Bild der Tierrechtsbewegung und verdient, gelesen zu werden.

Florian L. Wüstholtz



### 3.3 Florian Asche: Jagen, Sex und Tiere essen. Die Lust am Archaischen

192 S., Melsungen: Verlag J. Neumann-Neudamm, 2013, 16,95 EUR

*Jagen, Sex und Tiere essen* ist ein Essay im Schnittbereich von populärwissenschaftlicher Darstellung und ästhetischem Bekenntnis. Der Autor, Rechtsanwalt für Jagd-, Stiftungsrecht und Vermögensnachfolge, ist selbst aktiver Jäger. Er liefert eine autobiografisch gefärbte Illustration

der These, dass „Jagdlust sich nicht von der Freude an anderen archaischen Dingen unterscheidet.“ Seine Arbeitsdefinition des Archaischen als urtümlicher menschlicher Lebensform erlaubt es ihm, die Jagd als eines der grundlegenden Lebensprinzipien zu verstehen, für die sich zu begeistern identitätsstiftend sei. Das Lob der Freude an „einfachen Dingen“ steht im Einklang mit kulturpessimistischen Einlassungen über die komplizierter werdende moderne Welt.

Die Jagd soll dem Menschen zu den in einer modernen Gesellschaft verfügbaren Erlebnissen komplementäre Erkenntnismöglichkeiten bieten, jedoch bleibt offen, welche spezifischen Erkenntnisse hier gemeint sind. In erster Linie geht es dem Autor darum, triebgemäßes Verhalten als die eigentliche Motivation von Jägern auszuweisen und ökologische Argumentationen als nachträgliche Rechtfertigungsversuche zu relativieren.

Ethische Probleme im Zusammenhang mit der Jagd werden dementsprechend kurz abgehandelt. Nicht-menschliche Tiere zu töten wird als moralisch unbedenklich bewertet, da der Autor annimmt, dass ihnen Zukunftsbewusstsein und ein darauf basierender Eigenwert ihres Lebens fehlen. Die Eignung jagdlicher Methoden zu einer angst- und schmerzarmen Tötung wird nicht hinterfragt. Nicht letale Treffer werden gar nicht problematisiert, Fehlschüsse lediglich als jagdliche „ejaculatio praecox“ banalisiert.

In explizit provokativer Absicht möchte Asche eine Verwandtschaft von menschlichem Jagdverhalten und Sexualität belegen. Dass dieses Anliegen keinen großen Originalitätsanspruch erheben kann, illustriert er selbst in einem Kapitel über die Verbindung von erotischen und Jagdmotiven in einer Reihe von Kunsterzeugnissen verschiedener Epochen. Anschließend werden unter Verweis auf Freuds Trieblehre Gemeinsamkeiten von Jagd- und Sexualtrieb ausgemacht: die Zielgerichtetheit des Triebs und seine Erfolgsunsicherheit sowie eine „gewisse Aggressivität“.

Der Autor sieht hier den Vorwurf, „Küchenpsychologie“ zu betreiben, voraus und möchte ihn durch den Verweis auf neurowissenschaftliche Befunde abwehren, sich dabei jedoch „auf ganz einfache Erkenntnisse beschränken“, die darin bestehen, dass Jagd und Sex im Hypothalamus und dem limbischen System wurzeln und mutmaßlich ähnliche neurologische Prozesse in Gang setzen. Weitere Gemeinsamkeiten zwischen Jagd- und Sexualverhalten werden darin gesehen, dass beide dem Frustrationspotential der Differenz von Fantasie und Wirklichkeit unterliegen und auf sie bezogene ästhetische Urteile immer subjektiv seien – Prinzipien, deren Proklamation der Autor selbst als „Binsenweisheiten“ einordnet. Dennoch geht er mit eigenen ästhetischen Empfindungen generalisierend um, wenn er etwa die Bedrohung einer „sinnlichen Gesamtheit“ durch eine „virtuelle Spielzeugwelt“ voller „Ersatzstoffe“ beklagt.

Während der Rechtsanwalt das Motiv der Sexualität als allgegenwärtig wahrnimmt, etwa in Medien wie der Bild-Zeitung oder in der Schulfahrsprache, hält er Tod und Töten für gesellschaftlich tabuisiert und macht dagegen die anthropologische These geltend, dass der Tötungstrieb zur *Conditio Humana* gehöre. Eine vegetarische oder vegane Ernährung sei demgegenüber Ausdruck der Leugnung des Todes, und als Ursache für diese Lebensweisen vermutet der Autor vor allem „neurotischen Selbsthass“.

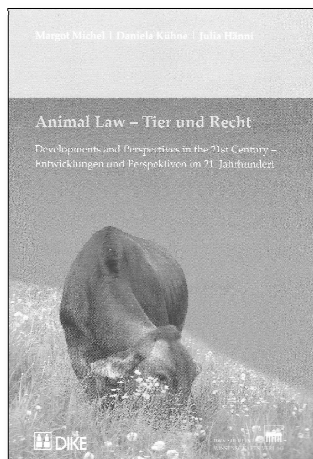
Die Motivation zur Beschäftigung mit Parallelen zwischen Jagd und Sexualität wird dem Leser in einem scheinbar autobiografischen Kapitel über einen „missglückten Flirt“ nahegebracht. Die Auskunft über die Jagd als Freizeitbeschäftigung führt das abrupte Ende einer sich anbahnenden erotischen Bekanntschaft herbei, weil die potentielle Sexualpartnerin die Jagd vehement ablehnt und dahinter bestenfalls einen fehlgeleiteten Sexualtrieb vermutet. Den ungünstigen Verlauf dieser Begegnung nimmt Asche als Anlass für die Mahnung an passionierte Jäger, sich ehrlich zu ihrer „Lust am sinnlichen Erleben“ zu bekennen, anstatt sich mit vorgeschobenen vermeintlich rationalen Gründen unglaubwürdig – und unattraktiv – zu machen. Der naheliegende Gedanke, dass nicht Unaufrichtigkeit, sondern die Jagd selbst das nachhaltig abschreckende Motiv sein könnte, kommt dabei nicht auf.

Der Text macht vor diesem Hintergrund den Eindruck eines Versuchs, die Deutungshoheit über das eigene Tun zurückzuerobern. Gegen die Kritik der Profanisierung versucht sich der Autor zu immunisieren, indem er sein Projekt für unzeitgemäß und provokant erklärt. Diffamierungen anderer Lebensstile und Wertesysteme sind vermutlich im Dienste dieser beabsichtigten Provokation zu sehen. Daneben bietet der Text vor allem

Verallgemeinerungen persönlicher jagdlicher und erotischer Erregungszustände und Frustrationen des Autors.

Frauke Albersmeier

## 4. Rechtsfragen und Rechtsentwicklung



### 4.1 Margot Michel, Daniela Kühne und Julia Hänni (Hrsg.): **Animal Law – Tier und Recht. Developments and Perspectives in the 21st Century – Entwicklungen und Perspektiven im 21. Jahrhundert**

630 S., Zürich: Dike Verlag, 2012, 78,00 CHF

Dieses Buch ist ein Pflichtexemplar für jede Person, die an aktuellen Fragen der Theorie und Praxis des Tierschutzrechts interessiert ist. Argumente für dieses etwas apodiktisch klingende Urteil

finden sich für Kenner bereits im Inhaltsverzeichnis dieses Pionierwerks. Editiert unter der Leitung der Zürcher Rechtswissenschaftlerin Margot Michel bietet der Sammelband durch Mitarbeit von 27 AutorInnen auf über 600 Seiten eine differenzierte Analyse aktueller Entwicklungen und Perspektiven zu Tier und Recht. Erstmals finden sich in einem Band neben bereits international etablierten WissenschaftlerInnen auch aus dem deutschsprachigen Raum eine Reihe sehr interessanter NachwuchswissenschaftlerInnen. Doch nun der Reihe nach: Der erste Teil des Buches unter dem Titel „I Grundlagen“ bietet mit acht Beiträgen eine spannende Übersicht aktueller Fachdiskurse. Den imposanten Auftakt mit „A Kantian Case for Animal Rights“ (3ff.) bildet die in Harvard lehrende Philosophin Christine Korsgaard. Als eine der weltweit renommiertesten Kant-Expertinnen unternimmt sie den Versuch, den klassischen – bekanntlich alles andere als tierfreundlichen – Kant in ihrer modifizierten Lesart sogar als Modell für Tierrechte zu etablieren. Korsgaard argumentiert diffizil mit vielen Belegen aus Kants zentralen Texten, warum auch Tieren und nicht nur Menschen als (potenziell) rationalen Personen der normative Status der Selbstzwecklichkeit „[...] as Ends in Themselves“ (6ff.) zukommen soll. Interessanter Weise spielt bei Korsgaard der wichtige kantische Begriff Würde weitgehend keine begründungstheoretisch relevante Rolle, dafür aber umso mehr bei den fünf nachfolgenden Beiträgen. Der phänomenologisch orientierte Philosoph Andreas Brenner hebt mit „Die Würde des Lebens. Vom Selbstsein der

Tiere“ ebenso wie der Jurist Lorenz Engi mit „Die Würde des Gewordenen und die Unverfügbarkeit der Tiere“ die Relevanz dieses Begriffs bereits im Titel hervor. Doch auch der naturrechtlich argumentierende Philosoph Beat Sitter-Liver beginnt kurz nach der Einleitung seines Beitrags „Recht und Gerechtigkeit auch für Tiere. Eine konkrete Utopie“ mit der Kapitelüberschrift „Zur Bedeutung von Würde der Kreatur“. Brenner verweist zusätzlich berechtigt auf die Ähnlichkeit des „Begriff[s] der inhärenten Würde“ (63) mit dem „Subjekt seines Lebens“ von Tieren bei Tom Regan. Tom Regan publizierte 1983 mit *The Case for Animal Rights* das seither meistzitierte Werk für Tierrechte. Doch solche Konzepte von inhärenter Würde für Tiere stehen ja oftmals aus zwei weltanschaulich fundamental gegensätzlichen Standpunkten unter Kritik. Der in den erwähnten Beiträgen oftmals zitierte christliche Philosoph Spaemann, spricht in einigen seiner Schriften an, dass die Existenz einer inhärenten Würde ein bestimmtes metaphysisches Weltbild voraussetze und daher Atheisten prinzipiell nicht überzeugen könne – eine Meinung, der sich weitgehend alle dezidiert säkularen Philosophen anschließen, sei es z.B. Peter Singer oder Norbert Hoerster in seiner leider hier nicht zitierten Monographie *Haben Tiere Würde?*. Auch der wohl konsequenteste und ausführlichste deutschsprachige Kritiker des Würde-Begriffs, der säkular argumentierende Philosoph Franz Josef Wetz, wird leider in keinem Beitrag auch nur erwähnt. Zumindest der Philosoph Klaus Peter Rippe argumentiert teilweise stärker säkular in seinem herausfordernden Text „Ein Lebensschutz für Tiere?“. Wohl auch Rippe beginnt mit dem Textkapitel „Die Würde des Tieres als Grund eines Lebensrechts“ (90ff.). Er plädiert aber in seinen Ausführungen nach einer wohl allzu schnellen Ablehnung der inzwischen höchst ausdifferenzierten Begründungskonzepte des Konsequentialismus (103ff.) immerhin für „eine metaphysikfreie“ (90) Konzeption, die sich dafür stärker einer auf „Interessen und moralische Rechte abstützenden Rechtsphilosophie“ (90) bedient. Die in Wien lehrende Rechtsphilosophin Eva Maria Maier zeigt in „Paradigmenwechsel im Tierschutz? Auf dem Weg zur Revision des moralischen und rechtlichen Status von Tieren“ sehr gut, wie stark der klassisch kantische Hintergrund sich in Österreich durch das normativ grundlegende Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch – ABGB widerspiegelt; dessen seinerzeitiger Gründungs-Redaktor war immerhin der prominente Kant-Schüler Franz von Zeiler. Im ABGB findet sich der oft zitierte § 285 (125ff.): „Alles, was von der Person unterschieden ist, und zum Gebrauche des Menschen dient, wird im rechtlichen Sinne eine Sache genannt.“ Zwar wird 1988 die Bestimmung des § 285a: „Tiere sind keine Sachen, sie werden durch

besondere Gesetze geschützt“, eingefügt, doch diese Bestimmung wurde „die längste Zeit einhellig zur bloßen legislativen Kosmetik erklärt.“ (125) Doch neuere Rechtsdiskurse lassen auf einen tierschutzfreundlicheren „methodischen Perspektivenwechsel“ (126) hoffen; beispielhaft sei hier nur auf den auch international thematisierten sogenannten „Hiasl-Prozess“ mit der Frage der Rechtsfähigkeit von Menschenaffen verwiesen (vgl. 142).

Zwei engagierte Nachwuchswissenschaftler schließen den Kapitelbereich Grundlagen ab. Die Juristin Saskia Stucki verfasste mit „Rechtstheoretische Reflexionen zur Begründung eines tierlichen Rechtssubjekts“ (143ff.) hierzu den vielleicht differenziertesten Text, der bisher in deutscher Sprache publiziert wurde. Durch eine subtile Analyse der „Inkonsistenz der gegenwärtigen Konzeption der Rechtsperson“ (153ff.) versucht sie gut nachvollziehbar, die argumentativen Optionen für Tiere als Rechtssubjekte darzulegen. Der junge Philosoph Samuel Camenzind zeigt abschließend mit „Auf zu neuen Ufern: Rechtsphilosophische Überlegungen zur übermäßigen Instrumentalisierung im schweizerischen Tierschutzgesetz“. Auch hier steht der Würdebegriff im Zentrum der Ausführungen, doch Camenzind warnt berechtigt, „ob ein inflationärer Gebrauch der Würdeformel letztlich den Würdeträgern selbst – den Tieren – zugutekommt.“ (195)

Aus Platzgründen werden hier die fünf juristischen Beiträge, die den Kapitelschwerpunkt „II Schweiz“ bilden, nur schlagwortartig skizziert. Das Beispiel der „Zulässigkeit von Schweizer Einfuhrverboten für tierquälerisch hergestellte Produkte“ an den konkreten Beispielen von Pelzprodukten, weißem Kalbfleisch und Stopfleber zeigt die längerfristige Bedeutung des rechtspolitischen Engagements der renommierten Schweizer „Stiftung für das Tier im Recht“. Neben praktischen juristischen Problemen wie „Die gerichtliche Zuweisung von Familientieren in ehe- und partnerschaftsrechtlichen Verfahren“, „Rechtsfragen zur Tierhaltung am Arbeitsplatz“, „Der Tierarztvertrag“ stellt der Text „Neue Wege im Tierversuchsrecht“ mehr als berechtigt die gesellschaftlich komplexen Aspekte für „ernsthaftere Umsetzung des Tierschutzes“ und „Förderung, Anerkennung und Anwendung von Ersatzmethoden zum Tierversuch“ (266) in das Zentrum ihrer Ausführungen. Im dritten und letzten Buchschwerpunkt „III Internationale Entwicklungen“ liefern neun Beiträge neben Ansätzen für die Weiterentwicklung nationalstaatlicher Tierschutzdiskurse gerade auch sehr grundlegende Argumente für anstehende rechtsphilosophische Debatten. Der Jurist Jean-Marc Neumann von der wissenschaftlichen Organisation French Animal Rights League informiert

über die leider international bisher nur sehr wenig bekannte *Universal Declaration of Animal Rights*. Diese bereits 1978 in Paris im UNESCO-Haus verlautbarte Deklaration gilt weltweit als die erste ihrer Art. 1998 erschien in Paris hierzu ein kleiner Sammelband mit „Comments and Intentions“ (vgl. 392). Doch erst 2012 wurde diese Deklaration in der Fachzeitschrift *Animal Law Review* rechtswissenschaftlich außerhalb Frankreich rezipiert. Doch nun zurück zum hier besprochenen Sammelband. Hier zitiert der zweite, von Professor Jean-Pierre Marguénaud – leider auch auf Französisch – verfasste Text „La protection européenne de la sensibilité des animaux“ einige relevante europarechtliche Rechtsnormen. Leider endet der Text ohne die bisher übliche Bibliographie, da anscheinend hierzu nur zwei relevante französischsprachige Sekundärquellen in den Fußnoten zitiert werden. Rechtsphilosophisch sehr spannend sind die Argumente von David Favre in „Animals as Living Property“. Favre gehört zu den weltweit ganz wenigen Juristen mit einer Professur mit Fokus auf Animal Law. Die Herausforderung seines Textes ist, dass „this chapter does provide a comprehensive contrary view of the opinion often expressed by abolitionists: that animals will not be able to receive legal rights so long as they remain the property of humans.“ (410)

Pionierarbeit liefert der Jurist und Sinologe Guido Mühlemann über Tierschutz in der weltweit zweitgrößten Wirtschaftsmacht mit „Animal Protection in the Context of Chinese Culture“ (495ff.). Eine beeindruckende Fülle an Quellenangaben im Beitrag von Lena Hildermann und Alice Fertig zur Diskussion um die rechtliche Relevanz von „10 Jahre Staatsziel Tierschutz in Deutschland“ zeigt, dass damit immerhin gelungen ist, „das Damoklesschwert einer Verfassungswidrigkeit bestimmter Normen des Tierschutzgesetzes endgültig beseitigt zu haben.“ (566) Sehr lesenswert ist auch das inzwischen auch rechtsphilosophisch fast klassische Trilemma von „Sache, Mitgeschöpf, Rechtssubjekt? Das Tier im deutschen Recht – Geschichte, Gegenwart und Perspektiven“, dargestellt von Frederik von Harbou. Drei amerikanische Rechtsprofessorinnen hegen die Hoffnung, dass mittelfristig in deutschsprachigen Ländern auch im extrem strukturkonservativen Fachbereich der Rechtswissenschaft der Bereich Tierschutzrecht eine ähnliche Akzeptanz wie inzwischen Umweltrecht erfährt. Kathy Hessler fokussiert auf „The Role of the Animal Law Clinic“, und Megan A. Senatori und Pamela D. Frasch erläutern präzise den komplexen Institutionalisierungsprozess seit der ersten amerikanischen Animal-Law-Lehrveranstaltung im Jahr 1977 in „The Future of Animal Law: Moving Beyond Preaching to the Choir“. Den letzten Beitrag verfasst die Herausgeberin Margot Michel unter dem Titel „Tier-

schutzgesetzgebung im Rechtsvergleich: Konzepte und Entwicklungstendenzen“ mit Focus auf England, die Schweiz und Deutschland. Margot Michel beginnt mit einem prägnanten Zitat des britischen Juristen Mike Radford: „The law is he means by which society expresses its public choice. Any shortcomings are those of society itself“ (593), und verweist berechtigt auf die Möglichkeit, dass sich „das Recht auch als Motor und Steuerungsinstrument einer Entwicklung“ erweist. Insgesamt betrachtet ist mit diesem Sammelband bereits ein wichtiger intellektueller Beitrag zur weiteren akademisch-universitären Etablierung von Tier und Recht geleistet worden.

Erwin Lengauer und Eberhart Theuer

### **Literatur**

- Asche, Florian (2013). Jagen, Sex und Tiere essen. Die Lust am Archaischen, 192 S., Melsungen: Verlag J. Neumann-Neudamm, 16,95 EUR
- Benz-Schwarzburg, Judith (2012). Verwandte im Geiste, Fremde im Recht. Sozio-kognitive Fähigkeiten bei Tieren und ihre Relevanz für Tierethik und Tierschutz, 284 S., Erlangen: Harald Fischer Verlag, 49,00 EUR
- Breusing, Karsten (2013). Persönlichkeitsrechte für Tiere. Die nächste Stufe der moralischen Evolution, 240 S., Freiburg im Breisgau: Herder, 17,99 EUR
- Diamond, Cora (2012). Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie. Hrsg. von Christoph Ammann und Andreas Hunziker, 335 S., Berlin: Suhrkamp, 18,00 EUR
- Hoffstadt, Christian et al. (Hrsg.) (2012). Humana – Animalia: Mensch und Tier in Medizin, Philosophie und Kultur, 187 S., Bochum/Freiburg: Projekt-Verlag, 12,80 EUR
- Joy, Melanie (2013). Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus – eine Einführung, 228 S., Münster: Compassion Media, 20,00 EUR
- Michel, Margot, Kühne, Daniela und Hänni, Julia (Hrsg.) (2012). Animal Law – Tier und Recht. Developments and Perspectives in the 21st Century – Entwicklungen und Perspektiven im 21. Jahrhundert, 630 S., Zürich: Dike Verlag, 78,00 CHF
- Petrus, Klaus (2013). Tierrechtsbewegung – Geschichte, Theorie, Aktivismus, 85 S., Münster: Unrast Verlag, 7,80 EUR
- Pfau-Effinger, Birgit und Buschka, Sonja (Hrsg.) (2013). Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis, 278 S., Wiesbaden: Springer VS, 39,99 EUR
- Vilmer, Jean-Baptiste Jeangène (2011). L'éthique animale, 320 S., Paris: Presses universitaires de France, 25,18 EUR, Sprache: französisch

### **Korrespondenzadresse**

Redaktion TIERethik  
Dr. phil. Petra Mayr  
Deisterstraße 25 B  
31848 Bad Münster am Deister  
E-Mail: mayr@tierethik.net



## Die Gemeinsamkeit von Mensch, Blume und Tier

Der vor 80 Jahren ermordete Kulturphilosoph Theodor Lessing wartet mit auch heute verblüffenden naturphilosophischen Erkenntnissen auf

*Andreas Brenner*

„Die natürliche Seele des Tieres und ihr Ausdrucksvermögen in Gestalt, Bewegung und Laut ist ja millionenfach reicher als das künstlich verengte Wachbewusstsein des logisch gerichteten Menschendenkens.“ In diesem einen Satz konzentriert sich die Naturphilosophie Theodor Lessings: Eine leidenschaftliche Beobachtungsgabe geht einher mit einer gehörigen Skepsis gegenüber dem etablierten Rationalitätsprogramm der abendländischen Philosophie und mündet letztlich ein in die Überzeugung, dass den Menschen mit dem Tier *eigentlich* mehr eint als von ihm trennt. Dass es im konkreten Leben häufig anders aussieht und der Mensch sich die größte Mühe gibt, den eigenen Sonderstatus zu behaupten, lässt sich nach Lessing zu dessen Nachteil auslegen: Die dem Menschen so wichtige Rationalität ist auch eine schwere Hypothek, die seine Wahrnehmungen massiv einschränkt und den Menschen damit auch um zentrale Erfahrungen bringt. Solche Erfahrungsverluste zu benennen, ist Lessing stets ein Anliegen gewesen.

Lessing wird 1872 in Hannover in eine großbürgerliche jüdische Familie hineingeboren. Dem grassierenden Juden Hass und den Pöbeleien, denen er in der Schule ausgesetzt ist, begegnet der junge Lessing mit der Hinwendung zur Literatur und bald schon auch ersten Schreiberfahrungen. In dieser Zeit entwickelt sich auch die Freundschaft zu *Ludwig Klages*. Während Klages seinen neuen Freund gegen seinen antisemitisch eingestellten Vater verteidigt, wird der etablierte Philosoph Klages später mit antisemitischen Beleidigungen die Freundschaft zu Lessing zerbre-

chen. Doch bis dahin bleiben beide einander eng verbunden. Lessing beginnt, dem Wunsch seines Vaters folgend, in Freiburg Medizin zu studieren, später (1895) wechselt er nach München, wo er, nicht zuletzt dank eines zwei Jahre zuvor veröffentlichten Theaterstücks, in die Schwabinger Bohème eintaucht. In diese Zeit fallen die Bekanntschaft mit *Stefan George* und seinem Kreis und die Freundschaft zu *Max Scheler*. Die geplante medizinische Promotion gibt Lessing auf und wendet sich stattdessen ganz der Philosophie zu. In Erlangen wird Lessing 1899 mit einer Arbeit über den russischen Philosophen *Afrikan Spir* promoviert.

Für den nun promovierten Philosophen wird das Schreiben zu einem wahren Lebenselixier: Nur schreibend scheint er sich gegen die gesellschaftliche Enge der wilhelminischen Zeit und gegen die Enge der akademischen Erwartungen behaupten zu können. Und so entwickelt Lessing sein Verständnis von Philosophie, die er immer weniger von der belletristischen Literatur oder dem journalistischen Feuilleton abgrenzt. Als Habilitand bei *Edmund Husserl* in Göttingen arbeitet Lessing auch als Theaterkritiker. Der begeisterte Theaterautor und Theatergänger beschreibt in seiner *Ästhetik des Theaters* das Theater als eine urbane Kultur und versucht, es gegen die kleinbürgerlichen Zumutungen zu verteidigen. Dass er dabei selbst mehr und mehr zum Künstler wurde, belastete das Verhältnis zu Husserl, der ja gerade daran ging, die Philosophie auf eine solide wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Dessen ungeachtet zog es seinen Schüler als Künstlerphilosoph mehr ins Café Hapke denn ins Philosophische Seminar. Im Hapke lasen damals die berühmtesten deutschen Autoren. Es soll nicht zuletzt die nachtschwärmerische Seite Lessings gewesen sein, die Husserl veranlasste, ihm zu empfehlen, sich einen neuen Betreuer für seine Habilitation zu suchen. Und so geht Lessing, der mittlerweile *Schopenhauer*, *Nietzsche*, *Wagner* veröffentlicht hat, 1906 an die Technologische Hochschule Hannover, wo er sich 1908 mit *Studien zur Wertaxiomatik* habilitiert. In dieses Jahr fällt auch die Gründung des „Anti-Lärm-Vereins“. Das Gehör, das Lessing als den empfindlichsten der menschlichen Sinne betrachtete, sah er in der modernen, vor allem städtischen Umgebung besonders herausgefordert und das bereits in einer Zeit, in der weder Autos noch Flugzeuge das Leben der Menschen erschweren, wohl aber das Geklapper der eisenbeschlagenen Hufe auf dem Kopfsteinpflaster, die herumschreienden Zeitungsjungen und die teppichklopfenden Hausfrauen. In seinem Engagement gegen den Lärm zeigte Lessing, wie wenig er auf einen Begriff zu bringen war, begeisterte er sich doch für das Urbane wegen des kulturellen Angebots der Städte und ihrer größeren gesellschaftlichen Offenheit und geißelte zugleich die städtische

Entfremdung von der Natur. So wie sein Engagement für den Ohrensinn, der zur Gründung des Anti-Lärm-Vereins führte, treibt Lessing die Abstumpfung der Sinne um. Wie taub diese geworden sind, lässt sich vor allem im Verhältnis zur Natur beschreiben: Die Umweltzerstörung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits mächtig an Fahrt gewonnen hatte, wird als solche, wie wir heute besser, aber vielleicht zu spät, sehen, lange Zeit gar nicht wahrgenommen. Dem zunehmenden Spott seiner Zeitgenossen zum Trotz – die aufkommenden Automobilklubs diffamieren Lessing als „Lärm-Professor“ –, beginnt Lessing mit seinen poetischen und philosophisch gehaltvollen Naturbeschreibungen.

In den letzten Jahren seines Lebens sind daraus die Bücher *Meine Tiere* (1925) und *Blumen* (1927) hervorgegangen. Um die nichtmenschliche Natur zu verstehen, muss der Mensch natürlich erst einmal sich selbst verstehen. Und daran mangelt es ihm in dramatischer Weise, ist doch „*der Mensch [...] das Tier, welches gegen sich selber lebt.*“ Die menschliche Zerstörungswut ist also letztlich eine Folge seiner Selbstvergessenheit. Selbstvergessen stehen wir vor der kaum lösbaren Aufgabe, uns selbst wieder zu finden, um das Andere unserer Selbst, die Tiere und die Blumen, erst wieder zu entdecken, und müssten, um dies zu tun, bereits einen eigenen Standpunkt haben. Und hier setzt Lessings Naturphilosophie an: Gerade in der Begegnung mit dem Anderen findet sich das Eigene. Und über die Auseinandersetzung mit dem Anderen kann der Mensch auch seine eigenen Werte klären und gegebenenfalls weiterentwickeln. Lessing vermeidet dabei jede moralische Belehrung; die überlässt er seinen Lesern und vertraut des Weiteren darauf, dass seine Naturbeschreibungen letztlich ein Naturverhältnis befördern, dass sich grundlegend vom zerstörerischen Habitus der Industriegesellschaft unterscheidet. In diesem Punkt ist, wie sich mittlerweile zeigt, Lessing gescheitert, obgleich man die Hoffnung hegen mag, dass er seiner Zeit einfach voraus gewesen ist. Dafür spricht auch die Entwicklung der Philosophie, die nach dem Neukantianismus seiner Zeit und der Analytischen Philosophie, die danach die Debatte bestimmte, erst in den letzten Jahren eine phänomenologische Wende hin zum Leben selbst vollzieht. In dieses philosophische Klima passen auch Beschreibungen wie die von den „Blutenden Bäumen“ aus Brasilien: die *Toluidifera Pereira*, die auch *Balsambaum* genannt wird. Der bei einer Verletzung der Rinde austretende rote Saft ist ein dem Menschen bekömmliches Heilmittel, wird aber natürlich vom Baum nicht unseretwillen ausgesondert; statt dessen dient das „Leidensprodukt“, wie es Lessing nennt, der „Selbstbewahrung“, indem sich der Baum in einen regelrechten Panzer einhüllt.

Die Erkenntnisse des Bengalischen Physikers und Botanikers *Jagadis Chandra Bosse*, die Lessing dem deutschen Publikum präsentiert, belegen die Gemeinsamkeiten der Pflanzen mit Tier und Mensch in puncto elektrischer Reizbarkeit, aber auch und wichtiger noch in der Ausprägung individueller Eigenheiten aller drei Lebensformen. Lange vor den aktuellen Forschungen zur Pflanzenintelligenz des Edinburgher Botanikers *Anthony Trevavas* redet Bosse bereits von den Gedächtnisleistungen von Pflanzen, die sich dann auch ohne Weiteres als vegetative Intelligenz lesen und damit auf den Menschen übertragen lassen können. Lessing denkt diesen Ansatz weiter in eine Richtung, wie sie in der gegenwärtigen Pflanzenethik unter dem Begriff der Biosemiotik gedacht wird. Lessing scheut auch nicht davor zurück, den Pflanzen Ansätze eines emotiven Bewusstseins zuzusprechen, wobei er hier von *Ahmung* redet. Die Wortschöpfung „Ahmung“ nutzt Lessing, um einen Vorgang wie das Nach-Ahmen auf den Begriff zu bringen. Ahmung setzt Bewusstsein voraus und ist für Lessing Kennzeichen des Lebendigen schlechthin. In der Ahmung wird Sinn generiert und die Gemeinsamkeit von allem Lebendigen in den Unterschieden sichtbar. Eindrücklich zeigt sich dies in Lebensgemeinschaften wie der von Ameisen und Wald. Aber auch die auf Jakob von Uexkülls Unterscheidung von Merk- und Wirkwelt fußenden Tierbeschreibungen tragen zu einem vertieften Verständnis bei. So warnt Lessing vor einem moralisierenden Blick auf das Tier und empfiehlt, es aus der Binnensicht heraus zu begreifen. So erscheint der Wolf, dem, wie auch dem Bär, von besorgten Bürgern gegenwärtig wieder der Kampf angesagt wird, eben nicht als „egoistisch“ oder „brutal“: „Wir stehen hier“, stellt Lessing klar, „in der außermenschlichen Sphäre, und da gibt es keine Wertschichten, keine ethischen Gegensätze.“ Das bedeutet aber auch, dass „auch die fortgeschrittenste Domestikation (wie die des Hundes) nicht vor dem Durchbruch elementarischer Ich-Triebe, die zuletzt doch auch *Gattungstriebe* sind“, schützt.

Die Stärke dieses Autors misst sich nicht zuletzt in seinem frühen Blick auf Phänomene, die erst später zu Debattenehren kamen. Darin bestätigt sich *Emile Ciorans* Feststellung über den Autor: Er „war ein Prophet. Auf jeden Fall scheint er mir sehr aktuell.“ Dazu zählt auch diese frühe Beobachtung Lessings: „Es versteht sich von selbst, dass das Antlitz der Bäume das Klima spiegelt.“ Seine anschließende Beschreibung der kulturellen Bedeutung verschiedener Baumarten macht seinen Schluss, dass in der Natur mehr „Kultur“ stecke als Natur, durchaus bedenkenwert.

Der Weitblick dieses Autors zeigt sich nicht nur in seinen Naturbeobachtungen, sondern auch in seinen politischen Analysen. Dazu zählt nicht zuletzt der Kommentar der Wahl des Reichspräsidenten Hindenburg: „Ein Philosoph würde mit Hindenburg nun eben nicht den Thronstuhl besteigen. Nur ein repräsentatives Symbol, ein Fragezeichen, ein Zero. Man kann sagen: besser ein Zero als ein Nero. Leider zeigt die Geschichte, daß hinter einem Zero immer ein künftiger Nero verborgen steht.“ Diese Zeilen waren es, die Lessing zur Zielscheibe nationalistischer Kreise machten, die eine unerhörte Diffamierungskampagne gegen den Philosophen auslösten und ihn von seiner Professur in Hannover ins selbstgewählte Exil von Marienbad trieben, wo Lessing am 31. August 1933 von einem sudetendeutschen Nationalsozialisten ermordet wurde.

### **Zur Person**

Prof. Dr. Andreas Brenner lehrt an der Universität Basel Philosophie. Zum diskutierten Thema hat er veröffentlicht *Bioethik und Biophänomen. Den Leib zur Sprache zu bringen*, Würzburg 2006; *Leben*, Stuttgart 2009, und *Tiere beschreiben*, Erlangen 2003. Andreas Brenner ist Mitglied der Ethikkommission für Tierversuche der Akademien der Wissenschaften Schweiz.

### **Korrespondenzadresse**

Prof. Dr. Andreas Brenner  
Philosophisches Seminar  
Steingraben 5  
Nadelberg 6-8  
4051 Basel, Schweiz  
E-Mail: [Andreas.Brenner@unibas.ch](mailto:Andreas.Brenner@unibas.ch)

## **GER: NRW untersagt Tötung von Eintagsküken**

Die Staatsanwaltschaft Münster hat die alltägliche Tötungs-Praxis von männlichen Eintagsküken in Hennenbrütereien in einem Ermittlungsverfahren geprüft und als tierschutzwidrig eingestuft. Ihr zufolge ist das Töten von männlichen Küken, die bei der Zucht von Legehennen anfallen und zur Mast nicht geeignet sind, nicht mit dem „vernünftigen Grund“ im Tierschutzgesetz vereinbar, der das Töten von Tieren zur Nahrungsmittelgewinnung zulässt. Im Kreis Coesfeld wurde gegen eine Kleinbrütereier für Legehennen Anzeige erstattet. Auch wenn die Staatsanwaltschaft Münster das Ermittlungsverfahren wegen Verbotsirrtums eingestellt hat, so hat sie doch die Tötung der männlichen Küken als tierschutzwidrig eingeschätzt. Nach ihrer Auffassung regelt die EU nur, auf welche Art und Weise Küken getötet werden können. Sie regelt jedoch nicht, ob die generelle Tötung männlicher Küken bei der Zucht von Legehennen einen vernünftigen Grund im Sinne des Tierschutzgesetzes darstelle. In der seit langem in der EU gängigen Praxis werden die männlichen Eintagsküken in der agrarindustriellen Produktion als „Abfall“ betrachtet und in einem Schredder oder durch CO<sub>2</sub> direkt nach dem Schlüpfen getötet.

Aus einer Pressemitteilung der  
Landesregierung Nordrhein-Westfalen  
vom 29. September 2013

## **GER: Veganer Held im Kinderbuch**

Für sein Kinderbuch mit dem Titel „Karl Klops, der coole Kuhheld“ wurde der Hamburger Journalist und Autor Udo Taubitz von der Tierrechtsorganisation PETA mit dem PETA Progress Award 2013 ausgezeichnet. Das Kinderbuch erzählt die Geschichte eines kleinen Jungen, der sich gegen die gesellschaftlichen Vorstellungen seiner Eltern, Fleisch zu essen, wehrt und der deshalb auf einen Biobauernhof geschickt wird. Karl Klops kann plötzlich mit den Tieren sprechen, und sein Mitgefühl

verstärkt sich weiter. „Ich freue mich sehr über den PETA Progress Award“, so Autor Udo Taubitz. „Und ich danke dem Echo Verlag für die Unterstützung. Den großen Kinderbuchverlagen war das Thema zu heiß. Ich hoffe, dass diese Auszeichnung andere Autoren und Verlage ermutigt, unseren Kindern die Wahrheit über das Leben und Sterben sogenannter Nutztiere aufzuzeigen.“ Das Buch „Karl Klops, der coole Kuhheld“ ist im Oktober vergangenen Jahres im Echo Verlag erschienen.

Petra Mayr

### **GER: Fragwürdige Tierversuche**

Am Frankfurter Max-Planck-Institut für Hirnforschung führt Experimentator Wolf Singer Hirnversuche an Kätzchen durch, um die Entwicklung der für das Sehen zuständigen Hirnbereiche zu ergründen, so der Verein Ärzte gegen Tierversuche. Die Katzen werden etwa drei Monate lang unter dauerndem Flackerlicht aufgezogen, wodurch sie keine normalen Bewegungsabläufe wahrnehmen können, weil jede Bewegung „zerhackt“ wird. Dann wird ihnen eine Substanz ins Auge injiziert, die entlang des Sehnervs ins Gehirn wandert. Zwei Wochen später werden die Tiere getötet. Die Ergebnisse dieser Studien seien nach Angaben des Vereins Ärzte gegen Tierversuche nicht auf den Menschen übertragbar, da die Augen von Katzen im Dämmerlicht viel besser sehen als bei Beleuchtung und sich die Reizwahrnehmung und -verarbeitung von Menschen- und Katzenauge unterscheiden. An der Frankfurter Klinik für Unfall-, Hand- und Wiederherstellungschirurgie kommen Experimentatoren zu der Erkenntnis, dass nach einem starken Blutverlust mit anschließender Wiederbelebung eine Alkoholvergiftung die Überlebenschance bei Ratten erhöht. Hierzu wird den Tieren Alkohol direkt in den Magen verabreicht. Es wird ein Blutungsschock simuliert, indem den Tieren so viel Blut abgenommen wird, bis der Blutdruck stark fällt. Dann werden die Ratten wiederbelebt, indem sie eine Infusion aus dem zuvor abgenommenen Blut, vermischt mit einer Infusionslösung erhalten. Die Ärztevereinigung sieht Versuchsaufbauten wie diese als Beleg für die Realitätsferne von Tierversuchen.

Aus einer Pressemitteilung der  
Ärzte gegen Tierversuche  
vom 5. September 2013

## **GER: Verbandsklagerecht nun in drei Bundesländern**

Nach Bremen, Hamburg und Nordrhein-Westfalen hat das Saarland als viertes Bundesland die Tierschutz-Verbandsklage eingeführt. Der Deutsche Tierschutzbund und sein Landesverband Saarland begrüßen diesen Schritt ausdrücklich. Die bundesweite Einführung dieses Instruments ist aus Sicht der Verbände damit nicht mehr aufzuhalten. Um für einheitliche Rechtsverhältnisse in ganz Deutschland zu sorgen, müsse jetzt auch die Bundesregierung einen entsprechenden Gesetzentwurf vorlegen. Im Saarland soll es künftig auch einen Landesbeauftragten für Tierschutz geben.

„Tiernutzer können ihr Recht jederzeit durchsetzen. Für die Tiere kann bisher niemand vor Gericht das Wort erheben. Die vorgesehenen Beteiligungs- und Klagemöglichkeiten für seriöse Tierschutzverbände können für einen besseren Ausgleich zwischen Tierschutz und Tiernutzung sorgen. Wir sind froh, dass die schwarz-rote Landesregierung ihr Versprechen einlöst“, erklärt Thomas Schröder, Präsident des Deutschen Tierschutzbundes. Werner Kirsch, Vorsitzender des Landesverbandes Saarland, ergänzt: „Das Klagerecht für den Tierschutz ist ein wichtiges Instrument und logische Konsequenz, um dieses Staatsziel auch praktisch umzusetzen. Damit können unter bestimmten Voraussetzungen beispielsweise einzelne Tierversuche oder umstrittene Haltungsformen in der Landwirtschaft auf ihre Rechtmäßigkeit überprüft werden.“

Auch die Landesregierungen in Schleswig-Holstein und Rheinland-Pfalz haben Gesetzentwürfe zur Einführung der Tierschutz-Verbandsklage vorgelegt. In Baden-Württemberg und Niedersachsen ist dieser Schritt aufgrund der dortigen Koalitionsvereinbarungen in Kürze zu erwarten. In Bremen existiert ein solches Gesetz seit 2007, Hamburg und Nordrhein-Westfalen haben die Verbandsklage für anerkannte Tierschutzorganisationen 2013 eingeführt.

Aus einer Pressemitteilung des  
Deutschen Tierschutzbundes  
vom 26. Juni 2013

## **EU: Beschwerdekammer hebt ECHA-Entscheidung über Kaninchen-Inhalationsstudien auf**

Ein 90-Tage-Giftigkeitstest an 120 Kaninchen, den ein Chemieunternehmen im Rahmen der EU-Richtlinie REACH vornehmen sollte, muss nun doch nicht durchgeführt werden. Die Firma hatte gegen die Auflage, Ka-



ninchen ein Kühlmittel einatmen zu lassen, Beschwerde eingelegt und nun Recht bekommen. Die Vereinigung Ärzte gegen Tierversuche und ihr Dachverband, die Europäische Koalition zur Beendigung von Tierversuchen (ECEAE), hatten den Einspruch durch eigene Gutachten und Stellungnahmen unterstützt.

Die Firma Honeywell sollte nach dem Willen der ECHA (Europäische Chemikalien-Agentur) für ein Kühlmittel, das in Klimaanlage von Autos verwendet wird, einen 90-Tage-Inhalationstest an 120 Kaninchen durchführen. Honeywell hatte bereits alle standardmäßig geforderten Daten vorgelegt, darunter eine 90-Tage-Studie an Ratten und auch Daten aus Versuchen an trächtigen Kaninchen. Da hierbei einige Kaninchen starben, ordnete die ECHA zur weiteren Untersuchung einen 90-Tage-Test an. Gemeinsam mit der Firma DuPont, die das Kühlmittel ebenfalls herstellen möchte, hat Honeywell mit Unterstützung der ECEAE Beschwerde gegen die von der ECHA geforderten Tierversuche eingelegt.

Die Beschwerdekammer kam zu dem Ergebnis, dass die ECHA die Grundprinzipien von REACH verletzt hat, welche Tierversuche nur als letzte Möglichkeit zulassen, und die Entscheidung somit unverhältnismäßig war. Die vorhandenen Informationen ergäben keinen Hinweis auf den von der ECHA zunächst vorgebrachten Verdacht, das Mittel könne möglicherweise die Fortpflanzung schädigen oder Krebs auslösen. Die ECHA habe weiterhin unter anderem versäumt, adäquat zu prüfen, ob die Versuche geeignet sind, relevante Erkenntnisse zu liefern. So gibt es bislang nur sieben 90-Tage-Inhalationsstudien an Kaninchen, die in den letzten 20 Jahren durchgeführt worden sind. Zudem gilt dieser Test als besonders grausam. Die Tiere werden in Röhren fixiert und müssen täglich mehrere Stunden lang das Gas zwangsweise einatmen. Dies und die fehlenden Erfahrungswerte hielten die ECHA jedoch nicht davon ab, einen 90-Tage-Inhalationstest an Kaninchen zu fordern.

Die Entscheidung der Beschwerdekammer, einen von der ECHA geforderten Tierversuch als nicht zulässig zu beurteilen, ist bislang die erste dieser Art und ist voraussichtlich wegweisend für künftige Fälle. Die ECHA muss nun eine Neubewertung unter Berücksichtigung der Vorgaben der Beschwerdekammer vornehmen.

Aus einer Pressemitteilung der  
Ärzte gegen Tierversuche  
vom 30. April 2013

## **EU: Trotz Alternativmethoden: EU-Vorschriften führen zu vermeidbaren Tierversuchen**

Für die gesetzlich vorgeschriebenen Sicherheitsprüfungen von Chemikalien müssen noch immer vermeidbare Tierversuche durchgeführt werden. Der Grund: Die entsprechenden Vorschriften auf EU-Ebene sind nicht einheitlich und werden außerdem nur schleppend aktualisiert. Zu diesem Ergebnis kommt eine neue Studie der Akademie für Tierschutz in Neubiberg bei München, die von der Stiftung zur Förderung der Erforschung von Ersatz- und Ergänzungsmethoden zur Einschränkung von Tierversuchen (set) finanziert wurde. „Um die Situation zu verbessern, empfehlen wir unter anderem die Einrichtung einer zentralen Stelle, die solche EU-Rechtsakte regelmäßig aktualisiert und vereinheitlicht“, betont Dr. Christiane Buta, Geschäftsführerin der set-Stiftung.

Zur Sicherheit der Verbraucher sind verschiedenste toxikologische und andere Unbedenklichkeitsprüfungen für Chemikalien, Schädlingsbekämpfungsmittel, Pflanzenschutz- und Lebensmittel auf EU-Ebene vorgeschrieben. Diese Vorschriften werden je nach zuständiger Behörde in verschiedenen Formaten veröffentlicht. Sie geben den Herstellern solcher Produkte die jeweiligen Anforderungen für die Durchführung der Sicherheitsprüfungen vor. Noch immer beinhalten sie zahlreiche Tierversuche.

In den letzten Jahren wurden weltweit große Anstrengungen unternommen, gerade solche regulatorisch vorgeschriebenen Tierversuche gemäß dem Ideal der 3R-Strategie (reduce, refine, replace = verringern, verfeinern, ersetzen) möglichst zu ersetzen oder zumindest zu reduzieren. Über 40 Alternativmethoden sind so inzwischen international für die Sicherheitsprüfung anerkannt worden. Die entsprechenden Tierversuche dürfen gemäß der EU-Richtlinie 2010/63/EU zum Schutz der für wissenschaftliche Zwecke verwendeten Tiere nicht mehr durchgeführt werden. Eine Sichtung der relevanten EU-Prüfvorschriften durch die Tierschutzakademie und ein Abgleich mit international anerkannten Alternativmethoden ergaben jedoch, dass viele dieser Alternativen lediglich in einigen Vorschriften oder im Extremfall überhaupt nicht erwähnt werden. Stattdessen werden weiterhin Tierversuche gefordert. Oft fehlt auch ein grundsätzlicher Hinweis auf mögliche Alternativen. „Im direkten Vergleich der Vorschriften ist wegen der uneinheitlichen Formulierungen nicht nachvollziehbar, unter welchen Bedingungen ein Tierversuch verpflichtend ist und wann auf etablierte Ersatzmethoden ausgewichen werden kann“, kritisiert Christiane Buta von set. Die schleppend und nicht systematisch aktualisierten Datenanforderungen für Sicherheitsprüfungen

in der EU führen dazu, dass jährlich bis zu 1.300 Tiere pro Substanz unnötig in Tierversuchen eingesetzt werden. Für die Lösung dieses Problems empfiehlt die set zwei Maßnahmen:

- Eine zentrale Stelle zu schaffen, die für das Erstellen und Aktualisieren von Datenanforderungen zuständig ist. Aufgabe dieser Stelle wäre auch das Erarbeiten einer ressortübergreifenden Strategie zur Beseitigung der Defizite.
- Weiterhin hält die set konkrete gesetzliche Vorgaben für notwendig um zu regeln, ob und wann durch die OECD anerkannte Prüfmethode in EU-Rechtsakte aufgenommen werden.

*Hinweis:* Die Ergebnisse der Studie wurden in der Fachzeitschrift ALTEX 29 3/12 veröffentlicht. Die Übergabe der Studie an die entsprechenden EU-Gremien befindet sich in Vorbereitung.

Eine Presseinformation der  
Stiftung set, URL: [www.stifung-set.de](http://www.stifung-set.de)

### **GER: Bundesrat stimmt neuer Tierschutz-Versuchstierverordnung zu**

Die Länderkammer hat am 7. Juni 2013 dem Entwurf des Bundesverbraucherministeriums zur nationalen Umsetzung der europäischen Versuchstierrichtlinie (2010/63/EU) zugestimmt. Neben dem neuen Tierschutzgesetz, das bereits im Februar verabschiedet worden war, ist damit ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Weg zu mehr Tierschutz – jetzt auch im Bereich der Versuchstiere – gemacht worden. Bislang waren die diesbezüglichen Regelungen allein im Tierschutzgesetz enthalten. Künftig wird die Tierschutz-Versuchstierverordnung neben den weiterhin im Tierschutzgesetz vorgesehenen Grundsätzen detaillierte Vorschriften zum Schutz von Versuchstieren enthalten. So enthalten die Vorschriften strenge Anforderungen an die Haltung, Zucht und Verwendung von Versuchstieren. Diese betreffen unter anderem die Zwecke, zu denen Tierversuche zulässig sind, die Verpflichtung zur Belastungsminimierung, die Genehmigungsvoraussetzungen, die Sachkunde beteiligter Personen, Verbote und Beschränkungen für die Verwendung bestimmter Tiere, die Verpflichtung zur Bestellung von Tierschutzbeauftragten sowie Tierschutzausschüssen oder Aufzeichnungspflichten. Erstmals ist auch die Information der Öffentlichkeit über genehmigte Tierversuche vorgesehen. Ein weiteres neues Element ist die behördliche, rückblickende Bewertung bestimmter Tierversuche nach deren Abschluss. Zudem wird das Bundes-

institut für Risikobewertung ausdrücklich mit der Aufgabe der Beratung der zuständigen Behörden im Hinblick auf Zucht, Haltung oder Verwendung von Versuchstieren sowie Alternativen zum Tierversuch betraut.

Besonders werden die „Zentralstelle zur Erfassung und Bewertung von Ersatz- und Ergänzungsmethoden zum Tierversuch“ (ZEBET), der Förderschwerpunkt „Ersatzmethoden zum Tierversuch“ des Bundesforschungsministeriums, der Tierschutzforschungspreis des BMELV sowie die Unterstützung der „Stiftung zur Förderung der Erforschung von Ersatz- und Ergänzungsmethoden zur Einschränkung von Tierversuchen“ genannt. Innerhalb der Europäischen Union leistet Deutschland damit einen herausragenden Beitrag für die Erforschung tierversuchsfreier Prüfmethode sowie von Verfahren, die für die Tiere mit weniger Belastungen verbunden sind.

Aus einer Pressemitteilung des  
BMELV vom 7. Juni 2013

### **GER: Neue Internetseite für ein tierleidfreies Studium**

Der bundesweite Verein Ärzte gegen Tierversuche betreibt seit Jahren ein äußerst erfolgreiches Osteuropaprojekt, bei dem Institute, hauptsächlich in der Ukraine, mit tierverbrauchsfreien Lehrmethoden ausgestattet werden. Im Gegenzug verzichten diese per Vertrag auf Tierversuche in der studentischen Ausbildung. Um die tierversuchsfreie Lehre noch weiter in den GUS-Staaten zu verbreiten, hat der Verein jetzt eine dreisprachige Website auf Russisch, Ukrainisch und Deutsch veröffentlicht.

In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion besteht ein großes Potential, studentische Praktika auf tierverbrauchsfreie Methoden umzustellen und damit zehntausende Tierleben zu retten. Viele Hochschullehrer sind sehr an fortschrittlichen Lehrmitteln aus dem Westen interessiert. Meist mangelt es jedoch an Informationen und Finanzmitteln.

Seit Beginn des Projekts im April 2008 hat der Verein Ärzte gegen Tierversuche Verträge mit 36 Instituten in 15 Städten der Ukraine unterzeichnet. Die Unis erhalten Laptops, Beamer, Multimediaprogramme und Videofilme und verzichten dafür auf Tierversuche in der studentischen Ausbildung. Dadurch werden jedes Jahr rund 35.000 Tiere vor einem qualvollen Tod bewahrt, hauptsächlich Frösche und Ratten, aber auch Mäuse, Kaninchen, Meerschweinchen, Hunde und Katzen. Das Projekt rettet nicht nur direkt Tierleben, sondern lehrt darüber hinaus Studenten einen verantwortungsvollen Umgang mit Tieren.

Außerdem unterstützt der Ärzteverein in Zusammenarbeit mit InterNICHE, dem Internationalen Netzwerk für Humane Ausbildung, Projekte in Russland, Usbekistan und Kirgisien, hat die Entwicklung russischsprachiger Lehrfilme finanziert sowie durch Pressekonferenzen und Medienberichte eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit angestoßen.

„In Deutschland ist dieses Projekt leider nicht möglich. Es mangelt hier nicht an Geld und Informationen, sondern an Einsicht und Willen der verantwortlichen Personen“, bedauert Dr. med. vet. Corina Gericke, Vizevorsitzende der Ärzte gegen Tierversuche und Projektleiterin.

Die neue Projekt-Internetseite in den Sprachen Russisch, Ukrainisch und Deutsch gibt Detailinformationen über die einzelnen Institute, mit denen Verträge geschlossen wurden. Daneben finden sich Informationen über tierversuchsfreie Lehrmethoden sowie Argumente gegen Tierversuche in der Forschung. Ziel ist es, durch das Aufzeigen positiver Erfahrungen weitere Kursleiter zur Umstellung zu motivieren.

Bislang beschränkten sich die Osteuropa-Projekte des Ärztevereins auf das Studium, wo ein direkter Ersatz von Tierversuchen relativ leicht möglich ist. Mit der Internetseite will der Ärzteverein außerdem in Bezug auf Tierversuche in der Forschung Neuland in den russischsprachigen Staaten betreten. „Im Bereich der Forschung ist der Glaube, dass es ohne Tierversuche nicht ginge, stark verwurzelt. Die öffentliche Kritik an der Methode Tierversuch, wie sie es bei uns seit mehr als 30 Jahren gibt und die dazu geführt hat, dass zumindest in einigen Bereichen tierversuchsfreie Methoden entwickelt wurden, ist in den ehemaligen Sowjetländern nahezu unbekannt“, erklärt Tierärztin Gericke. „Hier wollen wir mit Artikeln zur Methodenkritik in den Landessprachen erste Denkanstöße geben.“

Aus deiner Pressemitteilung der  
Ärzte gegen Tierversuche  
vom 28. Juni 2013  
Weitere Informationen:  
URL: [www.ukraine-projekt.de](http://www.ukraine-projekt.de)

## **UK: CRACK IT Solutions Funding**

Um den Wert von CRACK IT, einer Plattform zur Finanzierung von Forschungsansätzen im Sinne der 3R, zu maximieren, hat die englische Organisation NC3Rs (National Council 3Rs) ein Förderschema eingeführt,

um Partnerschaften bei der Entwicklung oder Validierung neuer Technologien und Ansätze zu fördern.

CRACK IT Solutions Funding kann nur von EU-basierten Organisationen und Firmen in Anspruch genommen werden, die einen potentiellen Partner für die Zusammenarbeit über CRACK IT gefunden haben. Eine Förderung von neuen Ansätzen, die auf der CRACK-IT-Website noch nicht zu finden sind, ist nicht möglich. Die Förderung kann bis zu 30.000 englische Pfund betragen und bis zu 12 Monaten erfolgen.

Mehr Informationen können unter <http://www.crackit.org.uk/share/solutionsfunding> abgerufen werden.

Entnommen dem NC3Rs  
Newsletter Issue 53, May 2013

### **UK: Michael Balls ist Ehrenpräsident von FRAME auf Lebenszeit**

FRAME (Fund for the Replacement of Animals in Medical Experiments) meldet den Rücktritt seines Vorsitzenden und Treuhänderrates Professor Michael Balls nach 32-jähriger Amtszeit. Es werden persönliche Gründe genannt. Die Treuhänder bedankten sich außerordentlich für seine hervorragenden Leistungen. Michael Balls bleibt Ehrenherausgeber der Zeitschrift ATLA (Alternatives to Laboratory Animals) und von PiLAS (Perspectives in Laboratory Animal Science). Professor Balls erhielt viele Auszeichnungen und Ehrungen für seinen Einsatz bei der Suche nach Alternativen zu Labortieren, sowohl im Vereinigten Königreich als auch außerhalb.

Er war Ratgeber der britischen Regierung bei der Erarbeitung und parlamentarischen Verabschiedung des englischen Tierschutzgesetzes „Animals (Scientific Procedures) Act 1986“ und Gründungsmitglied des Tierversuchskomitees und von ERGATT (European Research Group for Alternatives in Toxicology Testing) sowie erster Direktor des European Center for the Validation of Alternative Methods (ECVAM).

Nach FRAME Announcements  
on June 3 and 18, 2013

## **USA: NIH schickt 90% der Schimpansen in Rente**

Die Nationalen Gesundheitsinstitute (NIH) haben mitgeteilt, dass die Verwendung von Schimpansen in der NIH-geförderten biomedizinischen Forschung stark reduziert werden soll. Bis zu 50 Schimpansen sollen weiterhin gehalten (aber nicht weiter vermehrt) werden, um künftige Forschung nach den IOM-Prinzipien und -Kriterien zu ermöglichen (NIH decision on the implementation of the Institute of Medicine principles and criteria on the use of chimpanzees in NIH-funded research).

Forschungsprojekte mit Verwendung von Schimpansen, die den NIH gehören oder von ihnen finanziert werden und nicht den IOM-Prinzipien entsprechen, sollen in einer Art und Weise abgewickelt werden, welche die Forschung sichert, die Auswirkung auf die Schimpansen jedoch minimiert. Die verrenteten Schimpansen sollen nach Möglichkeit in bundes-eigene Tierheime verbracht werden, die von „Chimp Haven“ betrieben werden. Dies wird einige technische Umstellungen in der NIH-Bürokratie erfordern, um die finanziellen Mittel für die Versorgung der verrenteten Schimpansen sicherzustellen. Allerdings wollen die NIH trotz überwiegender Anerkennung von ethologisch geeigneten Haltungseinrichtungen wegen mangelndem wissenschaftlichen Konsens nicht akzeptieren, dass zumindest 1.000 Quadratfuß pro Schimpanse kalkuliert werden müssen. Die NIH wollen Experten einsetzen, um die minimalen Platzbedürfnisse für Schimpansen zu bestimmen.

Nach National Institutes of Health  
News Release June 26, 2013

## **18. Europäischer Kongress über Alternativen zu Tierversuchen**

Linz, Österreich: 15.-18. September 2013

In seiner Eröffnungsrede des diesjährigen Linzer Kongresses hob der Präsident der EUSAAT, Prof. Horst Spielmann, besonders den Erfolg der Europäischen Kosmetikrichtlinie hervor. Seit dem 11. März dieses Jahres sind Tierversuche für kosmetische Produkte sowie ihre Inhaltsstoffe endgültig verboten. Um eventuelle Schlupflöcher von vornherein zu schließen, ist auch der Handel mit diesen Waren untersagt. Falls es eines weiteren Beweises bedurft hätte, dass die Alternativmethoden zum Tierversuch auch auf politischer Ebene mittlerweile höchsten Stellenwert genießen, dies wäre er gewesen – auch wenn in anderen Bereichen durchaus noch gewisse Differenzen zwischen der gesetzgeberischen Absicht und der tatsächlichen Praxis zu beobachten sind.

Unter den aktuellen Themen sind vor allem die Entwicklung von sogenannten „3D-Kulturen“ (3R goes 3D) und auch der „Human-on-a-Chip“-Ansatz zu erwähnen. Beide Ansätze spiegeln die Bemühungen wieder, mit möglichst komplexen und wirklichkeitsnahen In-vitro-Methoden die Bedingungen im Organismus so genau, wie es geht, nachzustellen. Die Vorträge zu diesen Themenbereichen machen deutlich, wie unglaublich weit die Zellkulturmethoden seit ihren Anfängen ausgereift sind.

Ein weiterer wichtiger Punkt beim diesjährigen Kongress, veranstaltet von der Europäischen Gesellschaft für Alternativmethoden zum Tierversuch (EUSAAT), waren die Vorstandswahlen. Als Vizepräsidentinnen fungieren seit Sonntag, dem 15. September, Dr. Eleonore Haltner und Prof. Ellen Fritsche, als neuer Secretary General ist Dr. Ursula Sauer im Amt. Zudem sind Dr. Stefanie Schindler und Dr. Candida Nastrucci in den Vorstand gewählt worden. Horst Spielmann bleibt als Präsident der EUSAAT im Amt. In der nächsten Ausgabe von ALTEX werden sich die neuen Vorstandsmitglieder noch ausführlicher vorstellen. Für gewöhnlich findet der Linzer Kongress alle zwei Jahre statt, im Wechsel mit den „Weltkongressen“ zum gleichen Thema; dieses Mal aber wurde er 2012



und 2013 veranstaltet. Dem Andrang tat dies keinerlei Abbruch: Insgesamt 62 Vorträge und über 80 wissenschaftliche Poster informierten die Zuhörer über die aktuellen Entwicklungen auf dem Gebiet der Alternativen zu Tierversuchen. Der nächste Linzer Kongress wird erst wieder 2015 stattfinden. Im kommenden Jahr ist der Weltkongress zu Alternativen zu Tierversuchen an der Reihe; hier wird der Gastgeber Prag sein.

Stefanie Schindler

## **Tierärztliches Forum für verantwortbare Landwirtschaft**

Die Tierärztinnen und Tierärzte dieses Forums postulieren, dass die durch industrialisierte Landwirtschaft verursachten erheblichen Probleme systembedingt weiter zunehmen. Da die Bereiche Tierschutz und Medikamenteneinsatz in der beruflichen Zuständigkeit der Tierärzte liegen, nehmen gerade sie, die Tierärzte, im System eine Schlüsselposition ein. Ihnen fällt die Pflicht zu, sich dieser Aufgabe zu stellen und sie verantwortungsbewusst auszufüllen.

Landwirtschaft wird zunehmend industrialisiert und ökonomisiert, getrieben von global agierenden Chemie-, Pharma-, Düngemittel-, Gentechnik-, Futtermittel- und Tierzuchtkonzernen mit supranationalem Einfluss. Diese Entwicklung wird durch politische Rahmenbedingungen und öffentliche Gelder (Subventionen) gefördert, wodurch die Billigproduktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse massiv ausgeweitet werden konnte. Industrialisierte Landwirtschaft verbraucht hohe Mengen vorwiegend fossiler Energie und rentiert sich nur, weil das Verursacherprinzip nicht durchgesetzt wird: Die Kosten der kurz- und langfristigen Schäden für Mensch, Tier und Umwelt werden nicht von den Verursachern getragen, sondern auf Einzelne und/oder die jeweiligen Staaten abgewälzt und damit steuerfinanziert.

Auf diese Weise werden in unverantwortlichem Maße ökologische Lebensgrundlagen, Gesundheit, das soziale Miteinander der Menschen sowie das Wohl der Tiere geschädigt. Dabei wirkt die Forcierung des Fleischkonsums als eine der Hauptursachen für die Zunahme des Welt Hungers.

Im Einzelnen verschärft die Entwicklung eine Fülle miteinander verbundener Risiken:

Zerstörung, Vergeudung und Verschmutzung der natürlichen Ressourcen: Boden und Bodenfruchtbarkeit, Wasser und Atmosphäre; Verlust der wilden ebenso wie der gezüchteten Artenvielfalt; Kontamination der

Ökosysteme mit Nitraten, Pestiziden und Stoffen mit pharmakologischer Wirkung (Antibiotika, Hormone).

Gefährdung der menschlichen Gesundheit durch die Entstehung und Ausbreitung antibiotikaresistenter Keime in Intensivtierhaltungen sowie chem./pharmakologische Rückstände in Lebens- und Futtermitteln.

Haltung von Nutztieren (besonders Schweinen und Geflügel) unter Bedingungen, die ihr Wohlbefinden, das Ausleben ihrer Bedürfnisse und Verhaltensweisen erheblich beeinträchtigen, in denen Schmerzen und Leiden der Tiere einkalkuliert sind und den Tieren jegliche Würde genommen wird; Qualzucht durch Selektion auf Hochleistung, Anpassung an nicht tiergerechte Haltungsbedingungen durch Amputationen und andere Eingriffe sowie durch hohen Medikamenteneinsatz; diese Praxis stellt eine Missachtung des als Staatsziel im Grundgesetz verankerten Schutzes der Tiere als unserer Mitgeschöpfe dar.

Verdrängung kleinerer, regionaler Strukturen durch industrialisierte Großbetriebe, in denen die Betreuungsintensität der Tiere reduziert ist, verbunden ist diese Entwicklung mit negativen sozialen Folgen für die Landbevölkerung und die Struktur des ländlichen Raumes insgesamt.

Durch hohen Flächenverbrauch für eiweißreiche Importfuttermittel einerseits und (subventionierte) Exporte von Fleisch und anderen Agrargütern andererseits: Verlust von Ernährungsgrundlagen und -souveränität der Bevölkerung in der Dritten Welt; einheimische Lebensmittelproduktion, das Preisgefüge einheimischer Märkte und ganze Ökosysteme werden zerstört; das alles verschärft massiv die Welthungersituation.

*Ihre Schlüsselposition können viele Tierärzte unter diesen Bedingungen nur defizitär ausfüllen:*

Die Abhängigkeit der Nutztierpraktikerinnen und Nutztierpraktiker von der industrialisierten Tierhaltung und den ökonomischen Rahmenbedingungen nimmt zu; immer häufiger bestimmen daher Effizienzsteigerung und Sachzwänge tierärztliches Handeln.

Amtstierärztinnen und Amtstierärzte sind einem übermäßigen Druck aus Politik und Agrarwirtschaft ausgesetzt. Sie sind an den erheblichen Vollzugsdefiziten im Nutztierschutz beteiligt. So ist das Erteilen von Ausnahmegenehmigungen zur Durchführung von Eingriffen am Tier zur Anpassung an Haltungsbedingungen zum Regelfall geworden.

>>>> <<<<<

Viele Tierärzte fühlen sich diesem Druck weitgehend hilflos ausgesetzt und sehen kaum noch Freiräume für eigenverantwortliches Handeln im Sinne der Berufsordnung (Tierärzte als „berufene Schützer der Tiere“).

*Es hat sich gezeigt, dass tierärztliche Arbeit an den systembedingten tierschutzrelevanten Symptomen und Begleiterscheinungen der industriemäßigen Tierhaltung nichts an der Grundproblematik verbessern konnte. Vielmehr wirkt fachlich gute Arbeit letztlich als Stütze des kranken Systems – ein Dilemma.*

Trotz alledem betonen Vertreter der Politik im Verein mit der Landwirtschaftslobby stets, das deutsche Tierschutzgesetz sei das Beste, die Überwachung funktioniere und deshalb sei alle Kritik unangemessen. Die Probleme der Tierhaltung werden auf Managementfehler im einzelnen Bestand reduziert, anstatt sie als Folge des industriemäßigen Haltungssystems zu erkennen. Tierärztliche Standesvertreter dürfen diese Position nicht länger aufrechterhalten. Es gilt, im gesellschaftlichen Verbund Lösungen für diese Misere zu finden, anstatt Ursachen zu verschweigen und Missstände zu leugnen. Sowohl die agrarwissenschaftlichen, als auch die tiermedizinischen Ausbildungsstätten sind gefordert, einen kritischen Diskurs zum Thema einzuleiten und sich für die Entwicklung von Alternativen zu engagieren.

Tierärztliche Universitäten und Standes- und Verbandspolitik dürfen nicht länger zur weiteren Stabilisierung und Forcierung des agrarindustriellen Systems beitragen.

*Im Sinne des Tierschutzes und der Lebensmittelqualität sind wir Tierärztinnen und Tierärzte jedoch verpflichtet, die Ambivalenz öffentlich zu machen und das Agrarsystem mit seinen weiter zunehmenden Bestandsgrößen, Bestandsdichten, hohem Infektionsdruck und Medikamenteneinsatz sowie das Ausmaß des Fleischkonsums auf allen Ebenen zu kritisieren, um damit glaubwürdig zu einem Systemwechsel beitragen zu können.*

Von den Standes- und Verbandsvertretern fordern wir einen forcierten Diskurs über zukünftiges tierärztliches Wirken im Bereich der Nutztierhaltung, unabhängiges Denken sowie Distanz zu politischen und wirtschaftlichen Lobbyisten, auch, weil es im Interesse des gesamten Berufsstandes liegen muss, gesellschaftlich akzeptiert zu bleiben.

Wir werden alle Möglichkeiten nutzen, unsere Position sowohl innerhalb des Berufsstandes als auch in der Öffentlichkeit zu vertreten, und stehen einer Zusammenarbeit mit Initiativen gleicher Zielrichtung aufgeschlossen gegenüber.

**Unterzeichnende des Positionspapiers**

Dr. Ines Advena	Dr. Karen von Holleben
Dr. Sigrid Arnade	Dr. Anita Idel
Clemens Arntz	Petra Kanzler
Dr. Elisabeth Bachthaler	Christoph Kerth
Dr. Christiane Baumgartl-Simons	Dr. habil. Ilse Köhler-Rollefson
Dr. Jürgen Block	Ute Kurzbein
Dr. Wolfgang W. Boehle	Dr. Ralf Lang
Dr. Dietrich von Bomhard	Jeannette Lange
Dr. Marion Busch	Dr. Jo-Ann Lawrence
Dr. Eva Maria Dämmer	Erich Leitgeb
Michaela Dämmrich	Dr. Matthias Link
Dr. Elke Deininger	Dr. Kathrin Lösing
Dr. Michael Drees	Prof. Dr. Jörg Luy
Dr. Rupert Ebner	Dr. Henriette Mackensen
Walter Egel-Weiß	Dr. Evelyn Mathias
Dr. Claudia Fehrenberg	Dr. Madeleine Martin
Dr. Margit Feser	Dr. Benno Neufeld
Dr. Hans-Heinrich Fiedler	Dr. Carola Noack
Jutta Flohr	Dr. Steffi Ober
Dr. Hermann Focke	Dr. Helga Oberwittler
Dr. Tanja Frey	Kerstin Paal
Annette Gaulty	Ulrike Peschel
Alois Gerster	Karl Pfizenmaier
Dr. Sabine Gosch	Dr. Anita Plenge-Bönig
Dr. Kerstin Gottschall	Dr. Claudia Preuß-Ueberschär
Dr. Sandra Graf-Schiller	Dr. Axel Reetz
Dr. Walter Gränzer	Kristin Resch
Dr. habil. Dr. Franz P. Gruber	Dr. Christiane Rester
Dr. Harald Grünau	Daniela Rickert
Anke Hägele	Dr. Georg Rist
Andrea Hagenlocher	Dr. Norbert Roers
Jürgen Hammer	Dr. Margit Rogalla
Bianca Hanke	Dr. Claudia Salzborn
Dr. Viola Hebel	Nicki Schirm
Dr. Rosemarie Heiß	Sonja Schirmer
Dr. Bernd Helm	Mahela-Naemi Schmidt
Kathrin Herrmann	Dr. Silke Schönthaler
Dr. Christiane Herweg	Dr. Jennifer Seeckts
Rolf F. Herzel	Renate Seidel
Dr. Barbara Heun-Muench	Brigitta Smit-Fornahl
Wilhelm Höfer	Dr. Ulrich Spielberger

Ulrich Stach  
Dr. Hiltrud Straßer  
Dr. Andreas Striezel  
Heidi Stümges  
Dr. Christina Sultan  
Dr. Karin Thissen  
Dr. Kirsten Tönnies  
Dr. Christian Torp  
Nicole Tschierse  
Prof. Dr. Siegfried Ueberschär  
Karin Ulich

Dr. Ingeborg Unbehauen  
Dr. Ralf Unna  
Nick Veit  
Christin Veit  
Dr. Jochen Weins  
Dr. Annerose Weiß  
Dr. Martin von Wenzlawowicz  
Klaus Westphal  
Frigga Wirths  
Dr. Peter Zimmer

Kontakt: [Tieraerztliches-Forum@gmx.de](mailto:Tieraerztliches-Forum@gmx.de)

Unterschriftenliste aktualisiert am: 28.08.2013



Gerhard Gstraunthaler & Toni Lindl

**Zell- und Gewebekultur: Allgemeine Grundlagen und spezielle Anwendungen**

Dieses Lehr- und Methodenbuch soll Studenten der Biologie, Medizin, Pharmazie oder Biotechnologie wie auch Wissenschaftlern und technischen Assistenten einen umfassenden Einblick in die Zell- und Gewebekultur vermitteln. Die theoretischen Grundlagen wurden verstärkt herausgearbeitet und relevante Gesetzesvorschriften aktualisiert. Praktische Tipps und Tricks in einer labor- und leserfreundlichen

Aufmachung dienen dazu, die tägliche Routine im Zellkulturlabor zu erleichtern. Die 7. Auflage wurde vollständig überarbeitet, erweitert und neu illustriert.

# IMPRESSUM

TIERethik  
5. Jahrgang 2013/2  
Heft 7, S. 167-168

## **TIERethik 5. Jahrgang (2013/2) Heft 7, vormals ALTEXethik**

TIERethik ist das deutschsprachige Supplement von ALTEX, einem Journal für neue Wege in den biomedizinischen Wissenschaften.

ALTEX ist das offizielle Organ von: ASCCT, American Society for Cellular and Computational Toxicology, Fairfax, VA, USA; CAAT, Center for Alternatives to Animal Testing, Johns Hopkins University, Baltimore, MD, USA; CAAT-Europe, Universität Konstanz, Deutschland; Doerenkamp-Zbinden Lehrstühle in Deutschland, Indien, den Niederlanden, der Schweiz und den USA; EUSAAT, Europäische Gesellschaft für Alternativen zu Tierversuchen, Wien, Österreich; IIVS, Institute for In Vitro Sciences, Gaithersburg, MD, USA; t<sup>4</sup> – transatlantic think tank for toxicology, Baltimore, MD, USA, Konstanz, Deutschland, Utrecht, Niederlande.

Herausgeber: Verein ALTEX Edition,  
Küsnacht ZH, Schweiz

Chefredakteurin ALTEX:  
Sonja von Aulock

Vorstandsmitglieder:

Präsidentin: Stefanie Schindler (Konstanz,  
Deutschland)

Vizepräsidentin: Carol Howard (Baltimore,  
MD, USA)

Mardas Daneshian (Konstanz, Deutschland)

Markus Deutsch (Hinwil, Schweiz)

Daniel Favre (Thônex, Schweiz)

Thomas Hartung (Baltimore, MD, USA)

Claudia Mertens (Winterthur, Schweiz)

CEO: Franz P. Gruber (Küsnacht ZH,  
Schweiz)

Verlag ALTEX: Spektrum Akademischer  
Verlag, Springer Science + Business Media,  
Heidelberg, Deutschland

Druck ALTEX: Stürtz GmbH, Würzburg,  
Deutschland

Die Mitglieder des Vereins ALTEX Edi-  
tion finden Sie unter [www.altex.ch](http://www.altex.ch).

ALTEX Redaktion Europa:

Sonja von Aulock (Konstanz, Deutschland)

Franz P. Gruber (Küsnacht ZH, Schweiz)

Petra Mayr (Bad Münster, Deutschland)

Carolin Rauter (Konstanz, Deutschland)

Webmaster: Goran Krummenacher (Zürich,  
Schweiz)

Anschrift:

Verein ALTEX Edition

Weinmangasse 86

8700 Küsnacht ZH, Schweiz

Tel.: +41 44 3800830

Fax: +41 44 3800832

E-Mail: [editor@altex.ch](mailto:editor@altex.ch)

Chefredakteurin TIERethik:

Petra Mayr

Deisterstraße 25 B

31848 Bad Münster, Deutschland

Tel.: +49 5042 507956

E-Mail: [mayr@tierethik.net](mailto:mayr@tierethik.net)

Lektorat TIERethik:

Sylvia Schütze, Düsseldorf

ALTEX Redaktion USA:

Thomas Hartung,

Carol Howard, Michael Hughes

(Baltimore, MD, USA)

Anschrift:

Johns Hopkins University/CAAT

615 N Wolfe Street, W7032

Baltimore, MD 21205, USA

Phone: +1 410 614 4990

Fax: +1 410 614 2871

E-Mail: [thartung@jhsph.edu](mailto:thartung@jhsph.edu)

Wissenschaftlicher Beirat TIERethik:

Regina Binder (Wien, Österreich)

Gieri Bolliger (Zürich, Schweiz)

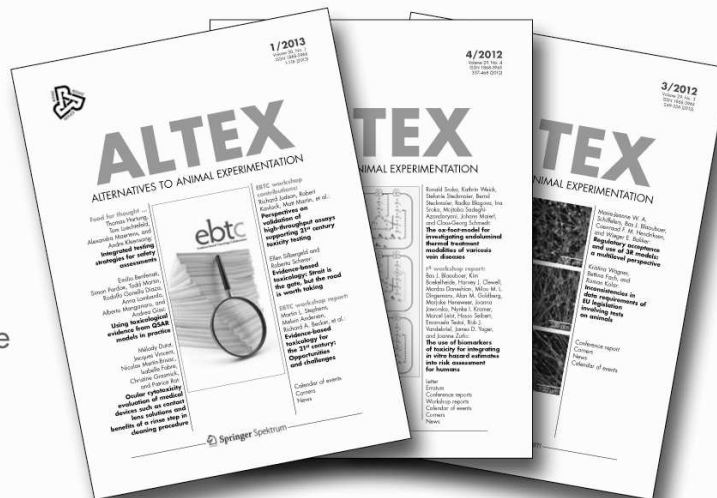
## | Impressum

Andreas Brenner (Basel, Schweiz)  
Arianna Ferrari (Karlsruhe, Deutschland)  
Friedrich Harrer (Salzburg, Österreich)  
Jörg Luy (Berlin, Deutschland)  
Klaus Peter Rippe (Karlsruhe, Deutschland)  
Silke Schicktanz (Göttingen)  
Gary Steiner (Lewisburg, PA, USA)  
Jean-Claude Wolf (Fribourg, Schweiz)  
Ursula Wolf (Mannheim, Deutschland)  
Hanno Würbel (Bern, Schweiz)  
Wissenschaftlicher Beirat ALTEX:  
Mohammad A. Akbarsha (Tiruchirappalli, Indien)  
Bas J. Blaauboer (Utrecht, Niederlande)  
Miroslav Cervinka (Hradec Cralove, Tschechische Republik)  
Nicole Clemann (Basel, Schweiz)  
Pierre Cosson (Genf, Schweiz)  
Klaus Cußler (Langen, Deutschland)  
Andrzej Elzanowski (Warsaw, Polen)  
Gerhard Gstraunthaler (Innsbruck, Österreich)  
Thomas Hartung (Baltimore, MD, USA)  
Coenraad F.M. Hendriksen (Bilthoven, Niederlande)  
Jan G. Hengstler (Dortmund, Deutschland)  
Jane Huggins (Plainsboro, NJ, USA)  
Marcel Leist (Konstanz, Deutschland)  
Walter Pfaller (Innsbruck, Österreich)  
Brigitte Rusche (Neubiberg, Deutschland)  
Stefanie Schindler (Konstanz, Deutschland)  
Klaus R. Schröder (Linz, Österreich)  
Horst Spielmann (Berlin, Deutschland)  
Jan van der Valk (Utrecht, Niederlande)  
Angelo Vedani (Basel, Schweiz)  
Gilman D. Veith (Two Harbors, MN, USA)  
ALTEX Online: [www.altex.ch](http://www.altex.ch)  
Englische Zusammenfassungen:  
<http://altweb.jhsp.edu>  
ALTEX ist gelistet in: MEDLINE, Current Contents®, SciSearch®, ISI Document Solution®, eMBASE, Index Copernicus, VINITI.  
Vertrieb: ALTEX Vertrieb, Weinmann-gasse 86, 8700 Küsnacht ZH, Schweiz  
Tel.: +41 44 380 0830

Fax: +41 44 380 0832  
Fax: +49 7531 25833  
E-Mail: [subs@altex.ch](mailto:subs@altex.ch)  
Verlag TIERethik:  
MV-Verlag  
Am Hawerkamp 31 / Haus G  
48155 Münster  
Tel.: +49 (0)251 620 650 8-10  
Fax: +49 (0)251 620 650 8-19  
E-Mail: [service@mv-verlag.de](mailto:service@mv-verlag.de)  
Auflage TIERethik:  
300 + print on demand  
Erscheinungsweise: TIERethik erscheint zweimal jährlich (Frühjahr/Herbst).  
Abonnementpreise:  
TIERethik (zwei Ausgaben): 36,00 EUR/Jahr  
TIERethik (eine Ausgabe): 19,50 EUR  
ALTEX Privatabonntenen:  
Komplett-Abonnement (vier englische Ausgaben ALTEX und zwei Ausgaben TIERethik): 113,00 EUR  
Teil-Abonnement (vier englische Ausgaben ALTEX und eine Ausgabe TIERethik): 100,00 EUR  
Institute, Bibliotheken, Firmen:  
Komplett-Abonnement (vier englische Ausgaben ALTEX und zwei Ausgaben TIERethik): 198,00 EUR  
Teil-Abonnement (vier englische Ausgaben ALTEX und eine Ausgabe TIERethik): 185,00 EUR  
Studierende (mit Nachweis), Mitglieder von Tierschutzorganisationen, Tierschutzbeauftragte:  
TIERethik (zwei Ausgaben): 24,00 EUR  
Komplett-Abonnement (vier englische Ausgaben ALTEX und zwei Ausgaben TIERethik): 66,00 EUR  
Teil-Abonnement (vier englische Ausgaben ALTEX und eine Ausgabe TIERethik): 61,00 EUR  
Die Preise enthalten die Versandkosten für alle europäischen Länder, Indien und die USA. Zusätzliche Versandkosten außerhalb von Europa, den USA und Indien: 20,00 EUR für 4 Ausgaben, 25,00 EUR für 5 Ausgaben, 30,00 EUR für 6 Ausgaben.



For cutting edge scientific research, in-depth analysis, and the most complete, up-to-date information on toxicology in the 21<sup>st</sup> century



# ALTEX

## ALTERNATIVES TO ANIMAL EXPERIMENTATION

Organ of: ASCCT, CAAT, CAAT-Europe, Doerenkamp-Zbinden Foundation and Chairs, ecopa, EUSAAT, ICCVAM/NICEATM, IIVS, t4

<http://www.altex-edition.org>, <http://altweb.jhsph.edu/altex>

### Subscriptions:

subs@altex.ch (Europe and other),  
caat@jhsph.edu (USA),  
mgdcaua@yahoo.in (India)

### Rates:

Standard: 85 €  
Institute: 170 €  
(libraries, companies, institutes)  
Student: 46 €  
(proof of student status required)  
Society member: 46 €  
(members of selected scientific societies and animal welfare organizations, please enquire)

Subscription includes p&p for all European countries, USA and India.  
Additional cost for shipment to other countries: 20 €